Max Buchner

Einhards Künstler- und Gelehrtenleben

Printed in Germany

Bücherei der Kultur und Geschichte

herausgegeben von

Dr. Seb. Hausmann
Privatdozent an der Universität München

Band 22:
Max Buchner, Einhards Künstler- und Gelehrtenleben

Kurt Schroeder / Bonn und Leipzig / 1922

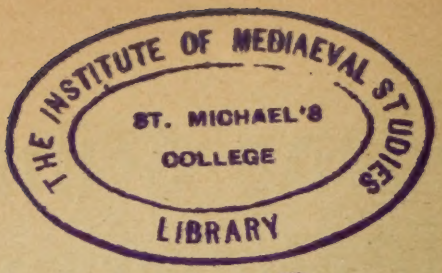
Einhards Künstler- und Gelehrtenleben

Ein Kulturbild aus der Zeit Karls des Großen und Ludwigs des Frommen

von

Max Buchner
a. o. Universitätsprofessor in München

Kurt Schroeder / Bonn und Leipzig / 1922



JUN 28 1957
9876

Michael Doeberl

in herzlicher Verehrung und treuer
Dankbarkeit

Vorwort

Als ich vor zwei Jahren meine Studien über „Einhard als Künstler“[1]) veröffentlichte, gedachte ich nicht noch ein weiteres Buch dem Biographen Karls des Großen zu widmen; und auch heute tue ich dies nicht ohne ein gewisses Zagen und glaube den verehrlichen Lesern dieser Einhard-Biographie wenigstens in einigen Sätzen Rechenschaft über ihre Entstehung zu schulden.

Schon nach der Veröffentlichung der genannten, für fachwissenschaftliche Kreise bestimmten Studien drängte es mich die Einzelergebnisse dieser Forschungen in den Gesamtrahmen des Lebens Einhards einzuspannen, da dessen Lebensgang nun doch wohl nach mancher Seite hin in einem neuen Lichte erscheinen konnte; und gleichzeitig sollten die Früchte fachwissenschaftlicher Forschung in dieser Form auch weiteren Kreisen der Gebildeten zugänglich gemacht werden. Ich glaubte diese Aufgabe zunächst in einem Zeitschriftenaufsatz lösen zu können. Aber je mehr ich mich mit Einhards Lebenslauf befaßte, je besser ich auch den Menschen Einhard namentlich auf Grund seiner Briefe, jener einzigartigen Quelle für die Zeichnung seines Charakterbildes, zu verstehen suchte, und je wärmer damit auch mein Verhältnis zu dem Gegenstande der geplanten Veröffentlichung wurde, desto lebhafter regte sich in mir der Wunsch auch den zeit-

[1]) Straßburg 1919.

lichen Hintergrund, von dem sich dieses Gelehrten- und Künstlerleben abhebt, zu zeichnen und ein gewisses Bild zu geben von der Kultur der Karlingerzeit, von ihrem Erziehungs- und Bildungswesen, ihren wissenschaftlichen Bestrebungen, ihrer Geschichtsschreibung und Dichtung, von ihrer bildenden Kunst, insbesondere ihrer Plastik und ihrer Kleinkunst, von ihrem kirchlichen und klösterlichen Leben, ihrer Heiligen- und Reliquienverehrung, von dem Wachsen und der Entwicklung einzelner Orte und noch von manch anderem. Erst auf solche Weise schien mir die nötige Vorbedingung zum Verständnis eines Künstler- und Gelehrtenlebens, das weit mehr als ein Jahrtausend hinter uns liegt, gewonnen zu werden. — So wurde aus dem in Aussicht genommenen Zeitschriftenaufsatz das Büchlein, das ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe.

Es ist selbstverständlich, daß ich bei der Schilderung des angedeuteten kulturellen Hintergrundes mich an die Ergebnisse der neueren Forschung anschloß und daß sie somit inhaltlich dem Fachgelehrten nichts neues geben kann. Gleichwohl hoffe ich, daß dies Buch, obgleich ich bei seiner Abfassung in erster Linie an weitere Kreise der Gebildeten dachte und ihnen ein möglichst anschauliches, lebensvolles Bild vom Leben und Wirken Einhards und seiner Zeit geben wollte, doch auch für die fachwissenschaftliche Forschung nicht ganz wertlos ist: ich suchte in der Regel in Form von kurzen Anmerkungen auf manches hinzuweisen, was sich mir im Laufe der Studien und Forschungen, die ich seit fast einem Jahrzehnt der Karlingerzeit und besonders den mittelalterlichen Fälschungen widmete, ergeben hat, ohne daß es mir bei den derzeitigen Druckschwierigkeiten möglich wäre diese umfangreichen

Untersuchungen in absehbarer Zeit in ihrem vollen Umfange zu veröffentlichen.

Eine wesentliche Erleichterung bei der Benützung dieses Buches dürfte die Beigabe einer Inhaltsübersicht sowie besonders eines eingehenden Registers darstellen; ich glaubte von der Anlage eines solchen schon deshalb nicht Abstand nehmen zu dürfen, weil sein Inhalt vielleicht am besten zeigt, ob und wieweit dieses Büchlein auch auf Geltung als Kulturbild der Karlingerzeit Anspruch erheben kann.

Allen, die das Zustandekommen dieses Buches irgendwie gefördert haben, sei hiermit mein verbindlichster und herzlichster Dank ausgesprochen. Besonders danke ich wärmstens meinem lieben Freunde und Kollegen Prof. Dr. Matthias Meier dafür, daß er die Druckbogen mit mir zu lesen gütigst unternahm, nicht minder herzlich Herrn Kollegen Dr. Sebastian Hausmann für dieselbe Gefälligkeit.

Ich darf dies Buch einem Manne darbringen, dessen Name in unserer deutschen Geschichtsforschung, speziell in der Geschichtsschreibung meines bayerischen Heimatlandes, einen guten Klang hat, dem ich selber steten Dank schulde seit der Zeit, da er in den Hallen zunächst des Münchener Ludwigsgymnasiums und dann unserer Münchener Universität mir Führer und Lehrer gewesen und an dessen Seite zu wirken mir seit einem Jahrzehnt vergönnt ist: Michael Doeberl. In treuer Anhänglichkeit seien ihm diese Blätter gewidmet.

München, den 24. April 1921.

Max Buchner.

DC
73

Inhaltsübersicht.

Seite

I. Der Klosterschüler von Fulda . . . . . 1—17

Einhards Heimat, Geburt und Eltern. — Seine Erziehung im Kloster Fulda. — Die Klosterschule des frühen Mittelalters. — Der Lehrbetrieb. — Die Vorbildung: religiöse Unterweisung. — Kirchengesang. — Rechnen. — Die sieben Freien Künste: Grammatik. — Rhetorik und Dialektik. — Das Quadrivium. — Das Alltagsleben des Klosterschülers. — Fest- und Vakanztage. — Einhard als Musterschüler von Fulda. — Karls d. Gr. Besuch daselbst und Empfehlung Einhards durch Abt Baugulf.

II. Auf der Hof- und Hochschule zu Aachen . 18—26

Einhard vor Karl d. Gr. — Dessen Gelehrtenkreis. — Die Hofschule zugleich Hochschule des Frankenreiches. — Die „Akademiker" und ihre Bestrebungen. — Einhards Studien, seine geistigen Fortschritte und das Wachsen seiner Beliebtheit bei Karl und seinem Hofe. — Einhards Charakterbild im Lichte seiner Zeitgenossen. — Seine unscheinbare Körpergestalt.

III. Der Bibliothekar und Annalist König Karls 27—36

Einhard als „bibliothecarius" an der Hofbücherei. — Das Bücherwesen seiner Zeit und die Bestände der Hofbücherei. — Einhard als Hofhistoriograph: die fränkische Annalistik und Einhards Anteil an den Annales regni Francorum. — Fortschritte im Gebrauch der lateinischen Sprache. — Kenntnisse im Griechischen.

IV. Einhard als Hofdichter Karls d. Gr. . . . 37—47

Zeugnisse über Einhards Dichtkunst. — Das Bruchstück (Karolus Magnus et Leo papa) eines Epos von Einhard? — Inhalt dieser Dichtung. — Gründe für die vermutliche Verfasserschaft Einhards.

Seite

V. Von Einhard und Imma . . . . . 48—59

Einhards Ehe mit Imma und deren geschichtliches Charakterbild. — Imma und Einhard in der Sage: die Anekdote des Lorscher Mönches. — Ihr geschichtlicher Kern und ihre Bestandteile. — Imma als angebliche Kaisertochter, die Herren von Erbach als angebliche Nachkommen Einhards und Immas. — Die Ausgestaltung der Anekdote und ihre Einwirkung auf die Literatur. — Die Erzählung des Mönches von Reichenau.

VI. Der „Beseleel" des Aachener Kaiserhofes 60—89

Aachen als Residenz des Frankenreiches. — Einhards Wohnstätte daselbst. — Sein Pseudonym als „Beseleel" und dessen Bedeutung. — Einhards Entwicklung als bildender Künstler: Anregungen in Fulda und am Aachener Hofe. — Werke des Kunsthandwerks aus der Zeit vor Einhard und der Stand desselben in Einhards Tagen. — Aachens Bedeutung auch als kirchlicher Mittelpunkt des Frankenreiches, sein Münster als neue „Stiftshütte" (bez. „Tempel Salomos"). — Einhard als „Beseleel" dieser „Stiftshütte": die Aachener Metallarbeiten, die Bronzegitter und Erztüren. — Einhard als Erzgießer und Metallplastiker in Aachen und die Erinnerung hieran in einer Anekdote des Mönches von St. Gallen. — Andere Zweige seiner Kunstübung. — Einhard als Leiter der Aachener Kunstwerkstätten und Bedeutung seines Wirkens als solcher für die Folgezeit. — Die Aachener Werke und die Zweige der dortigen Kunstübung: Metallindustrie. — Mosaikkunst und Malerei. — Ansegis als Einhards Werkmeister. — Einhard als Leiter der Aachener Kunstakademie. — Brief an den Aachener Kunststudierenden „Vussin" (Wulfin?) und die Bewertung der geistigen und sittlichen Größe Einhards hierin. — Sein Schüler Wulfin als Meister des Mailänder Paliotto.

VII. Unter Kaiser Karls Paladinen . . . . 90—102

Einhard und die Kaiserkrönung Karls d. Gr. — Einhards Teilnahme an bedeutungsvollen Ereignissen seiner Zeit. — Einhard als Begleiter Karls in dessen Alltagsleben und als Berichterstatter darüber. — Einhard im Rate Karls und sein mutmaßlicher Einfluß auf innere Regierungsmaßnahmen des Kaisers. — Einhard im Gelehrtenkreise Karls. — Sein Einfluß auf den alten Kaiser.

Seite

VIII. Italienische Reise und Mission in Rom 103—112

Einhard mit der Überbringung des Testamentes Karls an den Papst betraut. — Seine Fahrt nach Italien. — Vermutlicher Aufenthalt in Pavia und Ravenna und Eindrücke daselbst. — Rom zur Zeit Einhards. — Einhard vor Leo III. — Eindrücke Roms und seiner Katakomben auf Einhard. — Früchte seiner italienischen Reise in seinem Schaffen als Leiter der Aachener Kunstwerkstätten.

IX. Unter dem neuen Herrn, Ludwig dem Frommen . . . . . 113—135

Das Ende Kaiser Karls und Einhards Bericht darüber. — Einhard und Kaiser Ludwig. — Einhards Stellung zu den neuen Männern: zu Benedikt von Aniane, zu Elisachar, zu Hilduin. — Einhard „Sekretär" des Kaisers? — Sein Brief an die Emeritaner. — Sein persönlicher Verkehr mit dem Kaiser. — Einhards Einfluß auf Ludwig und vielfältiges Begehren seiner Fürsprache. — Beispiele hierfür. — Einhards Vermittlungstätigkeit in den Streitigkeiten des Klosters Fulda. — Sein Bekannten- und Freundeskreis. — Einhard als Begleiter des Kaisers und seine Teilnahme an denkwürdigen Ereignissen: Empfänge, politische Zusammenkünfte und Reichstage. — Seine Verdienste um das Karlingerhaus.

X. Der Laienabt. . . . . . 136—147

Das Institut der Laienäbte. — Klöster und sonstige Besitzungen Einhards. — Pflichten und Geschäfte des Laienabtes. — Sorge Einhards für die Angehörigen seiner Abteien. — Wirtschaftliche Verhältnisse in Einhards Klöstern und Beispiele für seine Wirtschaftssorgen. — Kulturelle Tätigkeit Einhards als Laienabt und Wahrung der kulturellen und wirtschaftlichen Gerechtsame seiner Klöster. — Sorge für das kirchliche Leben in seinen Abteien. — Reform des Peters- und Paulsklosters in Blandigny. — Verehrung Einhards in St. Wandrille. — Seine Hinneigung zum Mönchsstand.

XI. Aus Einhards Briefen . . . . . 148—168

Die handschriftliche Ueberlieferung der Briefe Einhards, die Schicksale dieses „Briefbüchleins" und die Aufgaben der Forschung. — Wert der Briefsammlung Einhards als Geschichtsquelle. — Einzelheiten aus

Seite

Einhards Briefen: Einhard als Gutsherr und Hausvater an den Viztum in Fritzlar und an den von St. Servatius in Maastricht. — Fürsprache für den Gaugenossen David, für Aristeus und Theotous — Verwendung bei einem Schweinebesitzer. — Bitte für Gerbert, Lehnsträger von St. Kilian in Würzburg. — Brief an Ansegis von Fontanelle. — Dienstzeugnis für Agantheo. — Fürbitten für Frumold. — Schreiben an Ludwig d. D. in einer Lehnssache — Brief betreffs des Lehns zweier Brüder. — Bitte für einen armen Geistlichen. — Verwendung bei dem Erzbischof von Mainz zugunsten des Mönches Werderich von Fulda. — Ersuchen um Weihe eines Klerikers zum Diakon. — Fürsprache für Eburo. — Verwendung für die Genehmigung der Romreise Hruodrads. — Entschuldigung eines Kriegsdienstpflichtigen. — Fürbitte für einen Unfreien wegen dessen unerlaubter Verheiratung und für einen anderen Leibeigenen wegen Totschlags. — Vorschlag zur Sühnung eines anderen Totschlags durch Wergeld. — Bitte um Ermäßigung einer Strafe für Forstfrevel. — Einhards Briefe im Lichte rechtlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse seiner Zeit. — Fürsprache in Eheangelegenheiten. — Dank an Königsboten. — Trostschreiben an den totkranken Bischof Bernhari von Worms. — Charakterzüge Einhards nach seinen Briefen und Einblicke in sein Leben durch sie.

XII. Der Verfasser der Vita Karoli und der Künstler der Reiterstatuette Karls d. Gr. 169—186

Einfluß der Vita Karoli auf die Folgezeit. — Ihre Eigenart. — Ihr Zweck — Ihr Stil — Einhards Arbeitsweise, seine Vorbilder und Quellen. — Vorzüge und Mängel der Vita: Anschaulichkeit und künstlerische Gestaltungskraft. — Ansätze zur genetischen Geschichtsschreibung. — Abhängigkeit von der Vorlage und Flüchtigkeiten. — Künstlerische Absichten. — Einhard der Schöpfer der Reiterstatuette Karls d. Gr. im Museum Carnavalet? — Ihre Geschicke und ihr Einfluß im Vergleich zu Dürers Karlsporträt.

XIII. Die ehernen Türflügel von St. Denis — ein vergessenes Kunstwerk Einhards? . . 187—205

Die Bedeutung der Abtei St. Denis im Mittelalter. — Notizen über die alten Erztürflügel von St. Denis und über ihre Porträts. — Die Entstehung dieses Kunstwerkes zwischen 814 und 829 (bez 832). — Die Persönlichkeit des als Meister der Türflügel genannten

Seite

„Airardus". — Mönche dieses Namens in der „cella sanct. Dyonisii, ubi confessor Christi Hilarus quiescit humatus" und die irrige Beziehung dieser „cella" auf St. Denis statt auf St. Hilaire in Poitiers in den Monumenta Germaniae. — Die Erztüren von einem Mönche Airardus von St. Hilaire? — Oder von Einhard? — Würdigung dieses Kunstwerkes und sein Untergang vermutlich in der französischen Revolution. — Überlieferung der Porträts durch Mabillon. — Das hier überkommene Bild vielleicht das Selbstbildnis Einhards und dessen Interesse am Aussehen der menschlichen Gestalt. — Mutmaßliche Bedeutung Einhards für die Geschichte des Künstlerbildnisses.

XIV. Einhard als Gutsherr von Michelstadt-Steinbach und die Einhard-Basilika daselbst 206—241

Die Verleihung Michelstadts an Einhard seitens des Kaisers und der Name und die Vergangenheit dieses Ortes bis zu seiner Zeit. — Der damalige Charakter des Ortes. — Grenzbeschreibung. — Schenkung Michelstadts an Kloster Lorsch seitens Einhards. — Tätigkeit Einhards im Interesse Michelstadts und die Lage seines Hofgutes daselbst. — Die Einhard-Basilika in Steinbach und ihre Wiederentdeckung durch Schäfer. — Ihr Charakter als „Hofmarkskirche". — Ihre kunstgeschichtliche Bedeutung. — Ihre ursprüngliche Gestalt, ihre einzelnen Teile (Vorhof, Vorhalle und eigentliche Kirche) und deren Größenverhältnisse. — Ihre Komposition. — Schlichtheit im äußeren Aufbau. — Gestaltung des Inneren. — Mauertechnik. — Würdigung des Baues. — Einhard als Bauherr und der Nachhall seines Aufenthaltes in Rom. — Die Steinbacher Kryptenanlage und der Einfluß der Katakomben hierauf. — Neubau der Michelstädter Pfarrkirche. — Sonstige Wirksamkeit Einhards in Michelstadt-Steinbach. — Sein Hofgut in Steinbach vermutlich an der Stelle von Schloß Fürstenau gelegen. — Die Metallindustrie in Steinbach und ihr mutmaßlicher geschichtlicher Zusammenhang mit Einhard. — Vermutliches Dasein einer Ziegelei in Steinbach schon zu Einhards Zeit. — Die Elfenbeinschnitzerei daselbst. — Walkmühle. — Inspektion der Gutsherrschaft Einhards durch Ansegis und dessen Bericht darüber im „Formularbuch von St. Denis". — Die späteren Geschicke von Einhards Hofgut.

Seite

XV. Die Übertragung von St. Marzellin und St. Peter von Rom nach Michelstadt . . . 242—266

Die Keime von Einhards Reliquienverehrung und Fuldas Bedeutung als Wallfahrtsort. — Die Übertragung St. Sebastians von Rom nach Soissons. — Deusdona bei Einhard in Aachen. — Die Reise Ratleifs nach Rom — Krankheit und Vision Reginbalds. — Deusdona und Ratleif in Rom. — Ratleif und Hun in der Kirche des hl Tiburtius. — Einbruch daselbst und im Cömeterium der Heiligen Marzellin und Peter. — Diebstahl des Leibes des hl. Marzellin. — Ratleifs Gedankengänge und Überlegungen. — Neuer Einbruch und Diebstahl des Leibes des hl. Peters des Exorzisten. — Heimreise. — Aufenthalt in Pavia. — Über die Alpen, St. Maurice und den Genfer See nach Solothurn und Straßburg. — Rheinfahrt und Zug nach Michelstadt.

XVI. Von Michelstadt nach Obermulinheim . 261—276

Einhards Beunruhigung durch die Erscheinungen und Zeichen in Michelstadt und die Frage des weiteren Verbleibens der Reliquien daselbst. — Tage des Zweifelns und der Unschlüssigkeit. — Einhards Entschluß die Reliquien nach Obermulinheim zu übertragen. — Zug dorthin. — Aufenthalt und Übernachten in Ostheim. — Ankunft in Obermulinheim, Gottesdienste und Maßnahmen Einhards daselbst. — Reise nach Aachen und dortiger Aufenthalt Einhards.

XVII. Der Begründer Seligenstadts . . . . . 277—303

Der Kupferstich Salvers in Weinckens' Navarchia Seligenstadiana. — Einhard als Schöpfer des Klosters Seligenstadt und Begründer der Bedeutung des Ortes. — Die Vergangenheit des Ortes bis zu Einhards Tagen — Beginn der Blüte Seligenstadts als Wallfahrtsort seit 828, wachsender Verkehr und Zuzug von Fremden. — Gründung einer Klerikergenossenschaft daselbst und damit auch des späteren Klosters Seligenstadt. — Szenen und Typen aus dem Alltagsleben daselbst: Einhards Leben als Ordensmann, Immas Leben als Kanonissin zu Seligenstadt. — Heilungen von Krankheiten. — Markirud. — Prosper. — Godeskalk. — Willibert. — Die Bauersfrau aus Ursel. — Der Irre aus Singling — Die Besessene aus Baldradestat. — Der taubstumme Geistliche aus England. — Das Mädchen aus Bourges. — Die Kölnerin. — Der Bettler aus Aquitanien. — Mulinheim als Asyl für

Seite

Schuldige. — Umwandlung des Namens Mulinheim in Seligenstadt.

XVIII. Am Vorabend der Palastrevolution — Einhard und Hilduin, zwei Hofleute Ludwig d. Fr. . . . . . 304—336

Einhards Lebensherbst. — Brief an Gerward. — Reisen nach Aachen und Erlebnisse dabei: das Wunder in Sinzig. — Im Taunus. — Mißstände im fränkischen Reiche und in der fränkischen Kirche. — Verwilderung der unteren Volksschichten. — Widrige Naturereignisse. — Einhard auf dem Aachener Reform-Reichstage von 828—829: der Bericht Ellenhards. — Die Angaben Ratleiks und seine Schrift als charakteristische Stimmungsbilder für den allgemeinen Verfall. — Szene zwischen Einhard und Hilduin im kaiserlichen Vorzimmer zu Aachen. — Einhards glänzende Schilderung hiervon. — Der weitere Hergang und die Aussage Ratleiks und Lunisos — Aufdeckung der Entwendung der Gebeine St. Marzellins. — Verhandlungen wegen der Rückgabe der Reliquien und ihr Vollzug in Aachen. — Die Reliquien in Einhards Hauskapelle daselbst. — Kaiser Ludwigs und Juditha Verehrung der Reliquien im Aachener Münster. — Rückkehr Einhards nach Seligenstadt und Triumphzug St. Marzellins dorthin.

XIX. Der Ausbau Seligenstadts als Wallfahrtsort und Einhards Kirchenbauten daselbst 337—347

Offenbarung Landulfs. — Aufgaben Einhards in Seligenstadt: Einhards Verwendung beim Kaiser für den Ausbau des Ortes. — Seine Kirchenbauten daselbst: die Laurentiuskirche und die Abteikirche (Pfarrkirche). — Schwierigkeiten und Sorgen Einhards beim Bau der letzteren. — Würdigung dieses Kirchenbaues: Struktur. — Größenverhältnisse. — Erwerb neuer Reliquien für denselben.

XX. Die Abfassung der Translatio SS. Marcellini et Petri und Einhards Reliquienverehrung im Lichte seiner Zeit . . 348—365

Eigenart von Einhards Translatio. — Sprachliche Form. — Art der Erzählung. — Benützung und Einfluß der Translatio. — Zweck und Tendenz derselben. — Die Heiligenverehrung jener Zeit. — Der Besitz von Heiligenleibern als Vorbedingung für das Vorkommen von Wundern. — Einhards Reliquiensucht

Seite

und der Reliquienhandel in seiner Zeit. — Gegner der Reliquienverehrung und der Streit um dieselbe. — Einhards Stellung hierzu. — Sein ehrlicher Glaube an die Tatsächlichkeit der berichteten Wunder und seine Haltung gegenüber der Kritik. — Rivalität zwischen einzelnen Wallfahrtsstätten.

XXI. Einhards trübste Lebensjahre und seine Haltung während des karlingischen Familienzwistes . . . . . 366—385

Krankheiten Einhards. — Der Ausbruch der Empörung gegen den Kaiser. — Bitte Einhards um völlige Entlassung aus dem Hofdienst. — Einhards Haltung im Jahre 830. — Einhard als Begleiter der Kaiserin Judith. — Schreiben Einhards an Lothar. — Einhard als Vermittler zwischen Vater und Sohn. — Die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen und die Ersetzung des alten Kaisers durch Lothar. — Einhards peinliche Lage und seine Entschuldigungsbriefe. — Beurteilung des Verhaltens Einhards. — Sein Anpassen an die „gegebenen Verhältnisse". — Sein diplomatisches Geschick. — Neue Vermittlungstätigkeit Einhards und der Umschwung der allgemeinen Lage. — Die Revolution von 833. — Einhards Seelenstimmung und seine Haltung. — Neuer Umschwung und Einhards Stellung. — Brief an seinen Herzensfreund

XXII. Einhards Lebensabend, sein Tod und sein Grab . . . . . 386—432

Ruhige Lebensjahre in Seligenstadt und Einhards Tageslauf daselbst. — Sein Ideal des Mönchslebens. — Geistige Beschäftigung Einhards in Seligenstadt und seine dortige Bibliothek. — Seine schriftstellerische Tätigkeit in Seligenstadt: Abfassung der Translatio. — Uebersendung von Reliquien an andere Klöster und die Wunderberichte von dort. — Einhards Schrift über die Berechtigung der Kreuzesverehrung und ihr Inhalt. — Andere theologische Schriften. — Briefwechsel mit Servatus Lupus: Lupus' erste Beziehungen zu Einhard. — Besuch des Lupus bei Einhard. — Der Tod Immas und das Beileidschreiben des Lupus. — Das Antwortschreiben Einhards und seine Trostlosigkeit. — Trostschreiben des Lupus an Einhard und seine Wünsche. — Einhards Antwort an Lupus und Lupus' neues Schreiben. — Neuer Besuch Einhards durch Lupus in Seligenstadt. — Kaiser Ludwig daselbst. — Einhards Gutachten für den Kaiser über die Bedeutung unbekannter

Seite

Sternbilder. — Die Normannennot im Frankenreich und Einhards Haltung bei den neuen Wirren. — Einhards Tod (14. März 840) und sein Grab in Seligenstadt. — Untersuchungen über sein Grab. — Einhards Charakterbild im Wandel der Zeiten und seine geschichtliche Persönlichkeit.

Nachträge und Berichtigungen 433

Register 436

I.

Der Klosterschüler von Fulda.

Am 19. April des Jahres 788 schrieb ein damals etwa achtzehnjähriger Jüngling am Schlusse einer für das Kloster Fulda ausgefertigten Urkunde, die er soeben fein säuberlich, wie es so seine Art war, fertiggestellt hatte, die Worte: „Ego Einhart rogatus scripsi." — „Ich, Einhard, habe es auf Ersuchen geschrieben." Dieser urkundliche Vermerk ist der früheste Lichtstrahl, der auf die Lebensgeschichte eines Mannes fällt, der wenige Jahrzehnte später zu den ersten Größen in dem karlingischen Gelehrtenkreise gehörte und als der hellste Stern am Kunsthimmel der damaligen Zeit erglänzen sollte: auf die Lebensgeschichte Einhards.[1])

Im östlichen Teil des Frankenreiches, nicht gar weit von Fulda entfernt, in den sonnigen Geländen des „Moingewi" (Maingau), dort also, wo zwischen den dichten Laubwäldern des Spessarts und des Odenwaldes der Main in stiller Behaglichkeit seine Bahn dahinzieht, hat Einhard das Licht der Welt erblickt; das sagt uns sein

[1]) Nicht Eginhard sondern Einhardt (Einhart) schreiben die Zeitgenossen den Namen, der allerdings aus Eginhard entstanden und wohl auch als Ejinhard gesprochen worden ist. Die zweite Silbe des Namens wurde im Inlaut in der Regel mit „d" (Einhardus), im Auslaut mit „t" geschrieben; hiernach ist dem Gebrauch der heutigen Orthographie gemäß der Name als „Einhard", — nicht „Einhart" — zu schreiben, wie man ja auch Bernhard, Richard u. s. f. schreibt; s. A. Teulet, Oeuvres complètes d'Éginhard I (Paris 1840) S. I N. 1; F. Kurze, Einhard (Berlin 1899) S. 5 A. 1.

jüngerer Zeitgenosse, der gelehrte und poetische Abt des Klosters Reichenau, Walahfrid Strabo, der zu der beliebtesten Schrift Einhards, zu dessen Vita Karoli Magni, ein Vorwort über das Leben des Autors verfaßt hat. Das Jahr und den Tag der Geburt Einhards nennt uns kein Taufregister, und auch der Ort, wo sein Vaterhaus gestanden hat, ist uns nirgends überliefert. Ein besonders glücklicher Umstand ist es schon, daß der Historiker wenigstens von den Eltern Einhards etwas zu sagen vermag: die Grabschrift, welche Einhard von einem andern seiner Zeitgenossen, dem berühmten Abt von Fulda und Erzbischof von Mainz, Hrabanus Maurus erhielt, bezeugt uns, daß er seinen Namen nach seinem Vater bekommen, daß also auch sein Vater Einhard geheißen habe. Da nun in einer jener Urkunden, welche der junge Einhard für das Kloster Fulda schrieb, ein Ehepaar namens Einhard und Engelfride auftritt und kraft dieser Urkunde seinen Güterbesitz zu „Urithorpfe" — es ist das heutige Euerdorf an der fränkischen Saale — dem Kloster Fulda testamentarisch vermacht, so hat man gewiß mit Recht in diesem Ehepaar die Eltern Einhards erblickt.[1]) Offenbar war Einhards Familie reich mit Glücksgütern gesegnet; ein Verzeichnis der aus dem Saale- und Weringau an Fulda gekommenen Schenkungen führt auch die ehedem jenem Einhard und seiner Gattin gehörigen Besitzungen zu Euerdorf und all den Grundbesitz, die Äcker und Wiesen und Wälder, die Häuser und die Hörigen, welche dazu gehörten, auf; Grundbesitz aber bedeutete in den Tagen der Naturalwirtschaft, wie sie im früheren Mittelalter herrschte, Reichtum und Macht; man muß daher in Einhards Eltern zweifellos wohlhabende, angesehene und einflußreiche Leute, deren

---

[1]) S. Ph. Jaffé, Bibliotheca rerum Germanicarum IV (Berolini 1867) 488.

Besitz im Maingau und im nahen Saalegau sich ausdehnte, erblicken.[1])

Ob wohl der kleine Einhard seine Kinderjahre auf dem väterlichen Hofe zu Euerdorf oder auf einem andern der elterlichen Güter verlebt und hier die ersten Eindrücke von Gottes schöner, weiter Welt erhalten hat? — Wir wissen es nicht; aber das wissen wir, daß Einhard schon bald ins Kloster Fulda verbracht ward, um hier die ersten Anfangsgründe zu seiner umfassenden Bildung zu erhalten. Wohl verschmähten es vornehme Laienkreise meist ihre Söhne, soweit sie gesund und kräftig von Natur aus waren und somit dereinst für den Waffendienst brauchbar zu sein schienen, in Klosterschulen zu schicken[2]); aber anders war es, wenn es sich um schwächliche Kinder handelte; solches aber war zweifellos beim kleinen Einhard der Fall; wir werden ja noch hören, daß derselbe zeit seines Lebens wegen der unansehnlichen Gestalt, die ihm eigen war, so manchem seiner Zeitgenossen zur Zielscheibe seines Spottes diente; es kann daher auch gar nicht wundernehmen, wenn Einhards Eltern es fürs Beste hielten ihr Bübchen, das ihnen so recht als Sorgenkind

[1]) Ich lasse es dahingestellt, ob an jener Stelle in Walahfrid Strabos Prolog zur Vita Karoli, an der von Einhards Herkunft gesprochen wird, dieselbe als „minus . . . insigne“ oder als „munus . . . insigne“ charakterisiert wird. Da die handschriftliche Überlieferung für die letztere Lesart jedenfalls günstiger ist und diese wenigstens als möglich erscheint, so dürfte sie m. E. vorzuziehen sein; anders K. Hampe, Zur Lebensgeschichte Einharts, im Neuen Archiv XXI (1896) S. 603 A. 4; Kurze a. a. O. 5 A. 4; für „munus“ entscheidet sich auch M. Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters [Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von J. von Müller IX. Bd. II. Abt.] I. Teil (München 1911) 640 A. 4.

[2]) F. A. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts (Stuttgart 1885) 231.

gegolten haben mag, in die Klosterschule zu schicken, damit es einmal im Leben „wenigstens" auf dem Gebiete des geistigen Schaffens etwas Ordentliches leisten könnte, wenn es ihm schon einmal versagt sein sollte gleich den Söhnen anderer angesehener Familien mit den Waffen in der Faust seinem Herrscher zu dienen. — Und wenn dann später Einhards Eltern dem Kloster Fulda die besagte Schenkung machten, so darf diese als das wohlverdiente Entgelt betrachtet werden für die ersten Lehrjahre, welche ihrem Söhnlein in Fulda zuteil geworden waren und welche ja doch schließlich die Grundlage abgegeben haben zu seiner glänzenden Laufbahn als Künstler und Gelehrter; wenn es auch in jener Zeit ein „Schulgeld" noch nicht gab, wenn man vielmehr von dem Grundsatze ausging, daß für den Unterricht keine Entlohnung bezahlt werden dürfte, während die Verpflegung der Zöglinge allerdings vergütet werden sollte,[1]) so war es doch gewissermaßen eine Ehrensache, daß reiche Leute wie die Eltern Einhards der Anstalt, an welcher ihre Söhne erzogen worden waren und reichlich ein Jahrzehnt verweilt hatten, eine Gegenleistung in Gestalt einer größeren Schenkung machten und — soweit sich geistige Güter überhaupt durch materielle Werte bezahlen lassen — auf diese Art all das Gute vergalten, das ihrem Kinde in jenen Lehrjahren erwiesen worden war.

So also war der kleine Einhard als Klosterschüler nach Fulda gekommen. — Kloster Fulda! Welch reiche Geschichte rankt sich für uns heute an diesem Namen empor! In Einhards Tagen aber war Fulda noch eine ganz junge Gründung; nur wenige Jahrzehnte erst waren

---

[1]) Ein großer Schulmann dieser Zeit, Alkuin, schrieb das zierliche Distychon:

„Si potare velis, nummos praestare debebis,
Discere si cupias, gratis, quod quaeris, habebis."

Mon. Germ. Poëtae Lat. I 343.

damals verflossen, seit der Hl. Sturmius hier, wo die Giesel in die Fulda mündet und wo die Gebiete der Franken, der Thüringer und Hessen aneinander stießen, nach der Weisung seines Bischofs, des Hl. Bonifatius, das Christenzeichen aufgepflanzt und ein Kloster gegründet hatte. Nichts als „Himmel und Erde und gewaltige Baumriesen" hatte man, wie eine Quelle dieser Zeit sagt,[1]) damals in dieser Gegend gesehen. Jetzt aber war es lebendig geworden in den Buchenwäldern ringsum. Mehr und mehr schwanden nun diese dichten Waldungen dahin unter der Axt der wackeren Mönche; in immer weiterem Umkreis um das neue Kulturzentrum herum wandelten sich jetzt die ausgedehnten Wälder in fruchtbares Ackerland. Der Mönch wurde zum Träger einer segensreichen Bodenkultur. Und wie machten sich die Jünger des Hl. Benediktus erst um die geistige Kultur verdient! Wo immer die erste Saat des Christentums ausgestreut worden war und nun der Giebel eines Klösterleins sich zum Himmel emporreckte, da durfte man sicher auch eine Pflanzstätte christlicher Bildung zu finden erwarten. Hier waren die Zellen, aus denen heraus sich das ganze reich gegliederte Unterrichtswesen des Mittelalters entwickelte. Auch Kloster Fulda war von den ersten Zeiten seines Bestehens an zugleich eine Erziehungsanstalt; war diese auch anfänglich nur für jene Knaben bestimmt, welche schon in früher Kindheit dem geistlichen Stande geweiht worden waren (pueri oblati), so wurden doch schon bald auch andere Zöglinge in die Fuldaer Klosterschule aufgenommen. Und nicht gar lange sollte es mehr dauern, bis die Fuldaer Klosterschule unter ihrem Abte Hrabanus Maurus (822—842), dem etwas jüngeren Zeitgenossen Einhards, hochberühmt und von größtem

[1]) Eigil in seiner Lebensbeschreibung des Abtes Sturm, bei J. Bühler, Klosterleben im deutschen Mittelalter nach zeitgenössischen Aufzeichnungen (Leipzig 1921) 77.

Einfluß auf die Entwicklung der geistigen Kultur im Frankenreiche wurde; denn aus ihr sind damals Männer hervorgegangen, welche zu den Leuchten des wissenschaftlichen und literarischen Lebens im neunten Jahrhundert zählen: so Servatus Lupus († 862), der feinsinnige, den antiken Autoren ergebene Abt von Ferrières, Walahfrid Strabo († 849), der schon genannte Reichenauer Abt, Hartmut († 895), der gelehrte und kunstliebende Leiter des Klosters St. Gallen, Godescalc († zwischen 866—869), der grübelnde Mönch, der durch seine Prädestinationslehre mit seiner Kirche zerfallen sollte, und nicht zuletzt die sympathische Gestalt jenes Sängers Otfrid von Weißenburg, der uns in seinem Evangelienbuche („Krist") ein prächtiges christlich-deutsches Kunstwerk voll von Gemüt und Herzlichkeit geschaffen hat. — So ist also die Fuldaer Klosterschule, in der auch Einhard seine Knabenjahre verbracht hat, zu einem Ausgangspunkte für unsere ganze geistige Kultur geworden, und es mag sich verlohnen unsere Aufmerksamkeit einer solchen mittelalterlichen Klosterschule zuzuwenden und den Geist, der in ihr wehte, den Bildungsgang, den sie ihre Zöglinge führte, und das Alltagsleben drinnen zu beleuchten.

Bei dem religiösen Zug, der durch das Mittelalter geht, ist es selbstverständlich, daß allem andern Unterrichte die religiöse Unterweisung der Jugend vorangehen sollte; die Herzensbildung des jungen Menschen schien das erste und wichtigste Problem zu sein, neben dem man aber auch die Sorge für die Ertüchtigung des Körpers nicht übersah. — Mit den hauptsächlichsten und wichtigsten Lehrstücken des christlichen Glaubens, mit dem Glaubensbekenntnis und dem „Pater noster" mußte vor allem jedes Kind vertraut sein.[1]) Auch das Auswendiglernen des latei-

[1]) Zum folgenden s. Specht a. a. O. 59 ff.

nischen Psalters gehörte zu den Anfangsgründen des Unterrichtes; an Hand des Psalterbuches, das in starker, fester Bücherschrift geschrieben war, nahm man auch die ersten Leseübungen vor; gleichzeitig sollten die gelesenen Psalmen dem Gedächtnis eingeprägt werden. Bis die Kunst des Lesens und die Psalmen erlernt waren, dauerte es immerhin einige Jahre. Freilich hatte das Lernen der Psalmen anfangs bloß die Bedeutung einer gedankenlosen Gedächtnisübung, da ja der Sinn des in lateinischer Sprache gelesenen und zu lernenden Stoffes den Knaben, die erst allmählich das Latein verstehen lernten, zunächst noch vollständig dunkel war. — Besondere Sorgfalt verlegte man auf die Vorbildung des Kindes für den Beichtunterricht; des öfteren legten die Knaben vor dem Abt oder dem Prior des Klosters ihre Beichte ab. — Als Elementargegenstand betrachtete man auch die Pflege des Kirchengesangs, auf daß so die kleinen Zöglinge möglichst bald bei den täglichen Gottesdiensten auch mitsingen konnten; allerdings war die Erlernung des Kirchengesanges eine schwierige Sache: die Singzeichen, die man in jenen Zeiten in Verwendung hatte, waren für manches Büblein gar nicht so leicht zu behalten; und wenn ihnen dann die Bedeutung all der Figürchen, der Strichlein und Häklein und Pünktlein erklärt wurde, deren man sich bediente, um wenigstens einigermaßen das Steigen und Fallen der Melodei zu versinnbildlichen, da mochte es ihm manchmal wie ein Mühlrad im Kopfe herumgehen. Aber selbst wenn das alles saß, so hatte es doch noch mit dem Singen seine gute Ruh! Die richtige Unterscheidung der Intervalle, die schwierige Kunst des Treffens, die deutliche Aussprache der Silben, der gute Vortrag des Textes, das Modulieren der Psalmen, das Einhalten der Tempi, die Schulung der „rauhen germanischen Kehlen" — wer all das doch hätte zustande bringen können! — Wegen der Berechnung der kirchlichen

Feste mußte der junge Klosterschüler sich schon frühzeitig auch mit den Anfangsgründen des Rechnens einigermaßen vertraut machen; wenigstens zu zählen und die einzelnen Zahlen mit den Fingern darzustellen sollte der Knabe schon bald zuwege bringen. Daneben aber galt es auch bereits für die ganz kleinen Jungen, die „parvuli", in die Geheimnisse der lateinischen Sprache einzudringen: da waren die einzelnen Redeteile zu unterscheiden und Übungen im Deklinieren und im Konjugieren vorzunehmen, es galt Vokabeln zu memorieren und die ersten Versuche zu wagen statt der gewohnten deutschen Muttersprache sich des Lateinischen im Umgang mit Lehrern und Mitschülern zu bedienen. —

Mit all dem aber war gewissermaßen erst der Boden geschaffen, auf dem dann der Bau des Wissens aufgeführt werden konnte, das der Klosterschüler sich erwerben sollte; es war der Grundstein gelegt zum Erwerb der höheren Bildung, wie sie in den sieben „freien Künsten" bestand. Bis man auch sie bewältigte, vergingen neuerdings etwa acht Jahre.

Diese „septem artes" oder „artes liberales" genannten Disziplinen bildeten wie schon in den öffentlichen Schulen des alten römischen Reiches so auch im mittelalterlichen Schulbetriebe den hauptsächlichsten Unterrichtsstoff. Sie gliederten sich in ein „Trivium", das in die drei sprachlichen Fächer: Grammatik, Rhetorik und Dialektik zerfiel, und in ein Quadrivium, welches die sog. mathematischen Disziplinen: Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik umfaßte. An erster Stelle unter den sieben Schwesterkünsten stand die Grammatik, die als Grundlage auch für die andern sechs Fächer galt und welche man sich personifiziert als die Königin unter den Sieben vorstellte, geschmückt mit einer Krone, in der Rechten ein Messer, mit dem den Sprachfehlern zu Leibe gerückt werden sollte, in

der Linken aber die Geißel als Symbol der strengen Zucht in der Schule. Gar lange mußte der junge Klosterschüler dem Dienst dieser Königin fronen. Denn das Ziel, zu dem sie ihn führen sollte, eine fehlerfreie sprachliche Darstellung, war für den kleinen Germanen recht schwer zu erreichen. Oft genug riß wohl dem Lehrer des Grammatikunterrichtes der Geduldsfaden. Nicht selten setzte es dann reichlich Hiebe. — Donatus und Priscian, die beiden alten römischen Grammatiker, galten jahrhundertelang als die beliebtesten Führer auf diesem Wege; wohl in keiner Klosterbibliothek fehlten ihre Grammatiken als Schulbücher; und auch Einhard wird zweifellos, als er in die Klosterschule von Fulda gekommen war, von seinem „magister scholarum" nach der „ars minor" des im 4. Jahrhundert lebenden Älius Donatus den ersten lateinischen Unterricht erhalten haben, während er dann, als er auf der Leiter der Schulbildung bereits höher geklommen war, aus Priscian (6. Jahrhundert) die grammatikalischen Regeln entnehmen konnte. Freilich wird Einhard ebensowenig wie seine Mitschüler selbst ein Exemplar des Donat oder des Priscian besessen haben; nur die Lehrer hatten ein solches in Händen; denn wenn auch die Exemplare dieser Lehrbücher verhältnismäßig zahlreich in den mittelalterlichen Büchereien zu finden waren — bis auf unsere Tage sind uns gegen 1000 Exemplare des Priscian erhalten! —, so waren doch die Bücher noch allzu kostbar, als daß man sich den Luxus hätte leisten können jedem einzelnen Schüler sein besonderes Exemplar in die Hand zu geben. Die Schüler sprachen vielmehr die Regeln und Übungen, die ihnen ihr Schulmeister vorsagte, so lange nach, bis dieselben im Gedächtnis saßen; oder sie schrieben auf dem mit Wachs überzogenen Täfelchen, das sie vor sich hatten und auf das sie mit ungewohnter Hand mittels ihres Griffels die Schriftzüge eingruben, den Vortrag des Lehrers nach, um ihn dann mit

lauter Stimme zu wiederholen. — An das Studium der Grammatik schloß sich die Lehre der Metrik, die Lehre von den verschiedenen Versmaßen, sowie die Orthographie an.

War so das Grammatik-Studium vollendet und hatte man dann auch diesen oder jenen alten Dichter, vor allem Virgil, gelesen, wobei natürlich die Glossare, die in keiner Klosterbibliothek fehlen durften, sehr vonnöten waren, hatte man ferner die Technik der Verskunst erlernt, und hatte nach Möglichkeit der kleine Klosterschüler ein paar lateinische Verse schlecht und recht zusammengeschmiedet, so kamen die Rhetorik und die Dialektik an die Reihe. In der letzteren Disziplin sah man die Wissenschaft, durch welche man Untersuchungen anstellen, Begriffe bestimmen und Erörterungen pflegen konnte, um auf solche Art Wahres vom Falschen zu unterscheiden. Während bei der Dialektik die Argumentation in bündiger Weise zu führen war, kam es bei der Rhetorik auf eine wortreiche Darstellung an; im Gegensatz zum Altertum schätzte man in den mittelalterlichen Klosterschulen — und darin zeigt sich ein Zug gesunden, auf die innere Wahrhaftigkeit gerichteten Sinnes — den Schwulst der Rhetorik nicht sehr hoch ein; von deklamatorischen Übungen und hochtrabenden Worten wollte man in der Klosterschule unserer Zeit meist nichts wissen.

Auch die vier Gegenstände des Quadriviums: Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik wurden — mit Ausnahme der letzteren — in der Klosterschule wenigstens im Vergleich zur Pflege der Grammatik meist etwas stiefmütterlich behandelt. Sie schienen eben gar zu große Anforderungen an die Auffassungsfähigkeit der Schüler und damit auch an die Geduld der Lehrer zu stellen — leicht erklärlich, wenn ein Schulmann des achten Jahrhunderts einmal meinte, daß ihm schon der Gedanke an das Quadrivium förmlich den Hals zuschnüre und daß gegenüber den Schwierigkeiten, die es biete, der Unterricht des Tri-

viums das reinste Kinderspiel sei! Ganz vernachlässigt konnten diese Fächer allerdings doch nicht werden, schon weil man die Kenntnis wenigstens der allgemeinsten Begriffe der Arithmetik und der Astronomie für die Berechnung des Kirchenjahres, für den sog. Komputus, notwendig brauchte. Schon die Anfangsgründe der Arithmetik, welche im Zählen und in der Darstellung der einzelnen Zahlen mittels der Finger bestanden, setzten eine längere Übung voraus. Man darf ja nicht vergessen, daß man nur selten schriftlich rechnete und schriftlich rechnen konnte: noch sollten bekanntlich Jahrhunderte vergehen, bis das arabische Ziffernsystem, das uns nun das Rechnen so leicht macht, in Deutschland in Gebrauch kam; die lateinischen Buchstaben aber waren als Zahlzeichen gar umständlich zu verwenden.

Ganz besonders schlecht kam unter den mathematischen Fächern die Geometrie bei der Behandlung in der Klosterschule weg: unter ihrem Namen lehrte man nicht so sehr die Erdmeßkunst als vielmehr die Erdkunde und Erdbeschreibung. Auch ein naturwissenschaftlicher Unterricht wurde in manchen Klosterschulen und gerade auch in unserm Fulda in die Lehren des Quadriviums einbezogen. Wir besitzen noch heute Aufzeichnungen, die sich einer der damaligen Klosterschüler von Fulda, der schon genannte Walahfrid Strabo, über die Teile des menschlichen Körpers gemacht hat, so, wie er diese Lehren von seinem Meister, dem gleichfalls bereits erwähnten Hrabanus Maurus, vorgetragen erhalten hatte.

Soviel genüge hinsichtlich der Lehrfächer, die eine Klosterschule der Karlingerzeit vermittelte! Verfolgen wir nun noch die Zöglinge einer solchen Klosterschule während ihres Tageslaufes und hören wir, wie das Alltagsleben des jungen Einhard während seiner Schulzeit in Fulda sich ungefähr abspielte.

Die Tageseinteilung der Schüler war in der Klosterschule der Karlingerzeit nachhaltig beeinflußt von dem Gebote des kanonischen Stundengebetes,[1]) das bekanntlich in festbestimmten Zeiten sowohl während des Tages als zur Nachtzeit verrichtet werden mußte. Sobald in der Nacht etwa zwischen 2 und 3 Uhr die Glocke das Zeichen zur Vigil (Nokturn) gegeben hatte, wurden auch die Knaben geweckt, deren Lagerstätten im gemeinsamen Schlafsaale (Dormitorium) standen; wer allzu lange säumte sich zu erheben, bekam da wohl leicht einen Rutenstreich zu spüren. — War dann die Vigil sowie der nächste, gleichfalls noch in die Nachtzeit fallende Teil des Stundengebetes, die Matutin, verrichtet, so durften die Zöglinge der Klosterschule wieder auf ihr Lager zurückkehren und hier noch etwas ruhen. Darauf folgte als erstes der bei Tage gesungenen Stundengebete die Prim. Nach derselben begann der Unterricht. Da gingen nun die Schüler in die Lehrzimmer, die für die einzelnen Abteilungen bestimmt waren; nicht zu viele Knaben sollten gemeinsam unterrichtet werden; die einzelnen Klassen sollten nur etwa zehn Schüler umfassen; auch nach den Lehrgegenständen mußten diese geschieden werden; so lag natürlich auch eine Einteilung sämtlicher Klosterschüler je nach dem Stande ihrer Kenntnisse in höhere und niedere Klassen sehr frühe schon nahe.

Vor Beginn der auf die Prim folgenden, um neun Uhr verrichteten Terz verließen die Knaben das Schulzimmer, um nochmals ihren Schlafsaal aufzusuchen und hier sich für den weiteren Tag zu waschen, zu kämmen und ordentlich anzukleiden. Diese äußeren Dinge wurden ja in der mittelalterlichen Bildung keineswegs vernachlässigt; vielmehr wurde auf eine anständige Kleidung ebenso wie auf ein gesittetes Benehmen, auf eine schickliche Bewegung

[1]) Vgl. Bühler, Klosterleben im deutschen Mittelalter 8 ff.

beim Gehen, auf den Gesichtsausdruck, auf die Sprechweise und all diese Äußerlichkeiten starkes Gewicht verlegt. Schon in frühester Jugend wurden die Kinder in den Regeln des Anstandes und der guten Sitte geschult, oft genug sogar in einer übertriebenen, unnatürlichen Weise; jede Gebärde sollte gewissermaßen genau geregelt sein, wodurch ja der stereotype Zug zu erklären ist, der den damaligen Gebildeten innewohnte und der uns noch in vielen Bildnissen aus jener Zeit entgegentritt. —

Doch begleiten wir unsere Fuldaer Klosterschüler weiter in ihrem Tageslaufe! — Wenn auch die Terz gesungen war und man die auf sie folgende hl. Messe angehört hatte, so kamen die Knaben in einer Art von Schülerversammlung zusammen; hier wurden die Rügen vorgebracht, welche seitens des Schulmeisters oder seitens der noch mehr gefürchteten „Cirkatoren" — es waren dies meist ältere Mönche, welche in allen Klosterräumen jederzeit über Mönche und Knaben die Aufsicht führen und die Verfehlungen, die sie beobachteten, aufschreiben und dann vortragen sollten — für nötig erachtet wurden. Auch die Züchtigungen der Knaben, die nicht allzu selten vorgekommen zu sein scheinen, wurden in dieser Versammlung vollzogen.

Nach diesem Schülerkapitel verrichtete man — es war inzwischen die Mittagszeit herangekommen — die Sext. An sie schloß sich im Sommer, sofern nicht Fasten geboten war, das „prandium", das „Frühstück", an, während im Winter dieses Frühstück erst auf die Non folgte. Die Hauptmahlzeit (coena) wurde erst nach der Vesper eingenommen. Gleich den Mönchen aßen auch die Klosterschüler in der Regel im Refektorium. Während die Erwachsenen an Festtagen und an den kurzen Tagen des Winters nur eine Mahlzeit erhielten, bekamen die Knaben beim Imbiß nach der Terz oder Sext nicht bloß Brot, sondern auch Zukost.

Nach dem Mittagsessen legten sich alle Klosterbewohner zur Ruhe, wobei es den Schülern verboten war im Bette zu lesen und zu lernen. An diese Mittagsruhe schloß sich dann die Non an, welche im Sommer um vier Uhr, im Winter um zwei Uhr verrichtet wurde. Nach derselben war bis zur Vesper, die bei Sonnenuntergang gesungen wurde, wieder Unterricht. Erst an die Vesper schloß sich dann die Hauptmahlzeit an. Nachdem dann noch das Kompletorium gehalten worden war, legte man sich zur Nachtruhe.

So ungefähr verlief der Alltag eines Fuldaer Klosterschülers um 800; er mochte manchem gar grau und trüb erscheinen. Doch darf man hierbei nicht vergessen, daß dieser einförmige Tageslauf so manchesmal unterbrochen wurde von außergewöhnlichen Tagen, von Fest- und Vakanztagen, so daß man wohl behaupten darf, man sei an den mittelalterlichen Klosterschulen dem Bedürfnis der Knaben nach Spiel und Unterhaltung und Abwechslung nicht verständnislos gegenübergestanden; namentlich in der äußeren Klosterschule ging es — im Gegensatze zur inneren Klosterschule, in der ja ausschließlich die zu Mönchen bestimmten „pueri oblati" erzogen wurden — oft recht lustig zu. Ein mittelalterlicher Schriftsteller hat uns die Freuden eines Vakanztages in lebhafter Weise geschildert: da war es eine Lust, wenn man einmal von Grammatik und Rhetorik und Dialektik nichts mehr hörte und wenn man den alten Donat und den berüchtigten Priscian in einer Ecke der Klosterbibliothek wohl geborgen wußte; Spiele werden aufgeführt und die älteren Schüler zeigen ihre Kraft und ihre Gewandtheit auf allen möglichen Gebieten: man wirft Steine und veranstaltet Wettläufe und Ringkämpfe. Es wäre ja ganz verfehlt, wollte man in dem Bilde, das man sich von der klösterlichen Erziehung dieser Zeit macht, nicht auch der Sorge für körperliche Ertüchtigung

einen breiten Raum geben; manche unserer Jugendspiele von heute wie Ballschlagen, Plumpsack und Kreiseln gehen bis in die Karlingerzeit zurück. Es war daher auch Einhard, als er in die Schule von Fulda eingetreten war, keineswegs der lebensstarken Atmosphäre seiner Zeit entrückt; die würzige Luft des „buchonischen Waldes", der sich nächst Fulda weithin ausdehnte, strich auch über die Fuldaer Klostermauern hinweg. Daß freilich gerade unser kleiner Einhard immer mit vollem Eifer an jenen Spielen und Leibesübungen teilgenommen habe, will ich keinesfalls zu behaupten wagen; auf Grund dessen wenigstens, was wir von Einhards Charakterbild aus seinem späteren Leben wissen, möchten wir uns den Knaben lieber zaghaft und ängstlich in eine Ecke zurückgezogen denken, wenns einmal in der Fuldaer Klosterschule recht wild zuging und die jungen Franken, aus denen die dortigen Zöglinge sicher zum guten Teil bestanden, einen Kampf ausfochten mit den Sprößlingen der Hessen oder der Thüringer, die hier gleichfalls nicht gefehlt haben werden. Solche tolle Spiele waren Einhards Sache nicht; an Körperkraft konnte er's, den die meisten seiner gleichaltrigen Gefährten um Kopfeslänge überragten, diesen ja doch nicht gleich tun. Wenn es sich aber um eine Musterleistung in der Schule handelte, da war der kleine Einhard vermutlich immer allen voran. Keinen Fuldaer Zögling mochte man länger und stiller über die alten Pergamente gebeugt, keinen unverdrossener die Römerworte sich einzuprägen bemüht sehen als ihn; so manchesmal wird er im Klostergarten zwischen den Beeten der Nutzpflanzen, die man hier pflegte, allein oder mit einem gleichgesinnten Kameraden dahingewandelt sein, ein Zahlen-Rebus überlegend, das in der Klosterschule gestellt worden war; ganz besonders aber dürfte es seinen Anlagen entsprochen haben im klösterlichen Skriptorium die alten Blätter, die man hier als kostbaren Schatz

hütete, und welche die Werke lateinischer Dichter und Denker überlieferten, sorgfältig abzuschreiben — unermüdlich Buchstaben an Buchstaben reihend. Wie wird es ihn dann gefreut haben, wenn solch lange schwarze Zeichenreihen gleichmäßig vollendet dastanden und nur noch darauf zu warten schienen, daß ihre Anfänge besonders schön gemacht würden, wenn er nun daran gehen konnte auch dieses Geschäft zu erledigen und die Initialen mit Blau und Rot und Gold zu schmücken, wie man es ihm jüngst vorgezeigt haben mochte — bald auch, wie es ihm seine eigene Phantasie eingab! — Auch die Fertigkeit Briefe und Urkunden, überhaupt Schriftstücke geschäftlichen und rechtlichen Inhaltes abzufassen, hat er sicher in der Klosterschule zu Fulda erlangt; schriftliche Übungen im Geschäftsstil rechnete man ja zum Studium der Rhetorik. Mehrere Urkunden des Klosters Fulda, die von dem jungen Einhard geschrieben worden sind, besitzen wir in einer Abschrift bis zum heutigen Tage. —

So kann's uns also nicht wundernehmen, wenn Einhard bald als der erklärte „Musterschüler" von Fulda gegolten haben wird und wenn der damalige Abt des Klosters, Baugulf mit Namen (779 bis 802), ihm den Pfad zu höheren Zielen ebnen zu sollen glaubte. Damit entsprach Baugulf nur den Absichten seines Königs, Karls d. Gr., selber; denn um 787 herum war von diesem ein Rundschreiben an seine Kirchenfürsten, an die Bischöfe und Äbte des Frankenreiches, ergangen, welches sich eingehend mit der Ausgestaltung des Unterrichtswesens befaßte und den Adressaten die Auswahl von Männern nahelegte, „die den Willen und die Fähigkeit etwas zu lernen haben und die auch ein innerer Antrieb andere zu belehren beseelt"; gerade das an Abt Baugulf gerichtete Exemplar dieses königlichen Rundschreibens ist uns in einer späteren Abschrift überliefert.[1]) So konnte

[1]) S. nun Bühler, Klosterleben 90 ff. — Vgl. auch im Nachtrag.

also Baugulf gewiß sein keine Fehlbitte zu tun, wenn er seinem Einhard die Möglichkeit zur weiteren geistigen Ausbildung zu verschaffen trachtete, sobald sich ihm nur erst eine Gelegenheit hierzu bot.

Und es bot sich wirklich bald eine schickliche Gelegenheit, vom wackeren Baugulf selber klug herbeigeführt. Wie das Fuldaer Äbteverzeichnis uns erzählt, lud nämlich Baugulf seinen Herrscher zu einem Besuch seines Klosters ein. Als Karl im Jahre 794 von Frankfurt aus gegen die Sachsen zu Felde zog, scheint er — der Weg führte ihn jedenfalls ohnehin über Fulda — dieser Einladung Folge geleistet und in Fulda sich aufgehalten zu haben. Damals kam aber auch ein bedeutender Gelehrter aus Karls unmittelbarer Umgebung nach Fulda: es war der Angelsachse Alkuin, der schon seit mehr als einem Jahrzehnt als eine Größe in der Gelehrtenwelt jener Zeit, vor allem als gefeierter Lehrer, am Hofe des Frankenkönigs lebte. Das Grab seines heiligen Landsmannes Bonifatius, des Apostels der Deutschen, hat Alkuin 794 in Fulda besucht. Da wird denn Abt Baugulf dem hochweisen Alkuin und vermutlich auch dem Könige selber nicht ohne Stolz die Leistungen vorgezeigt haben, welche die schlichte Klosterschule von Fulda aufzuweisen hatte; vor allem wird er hierbei auf die vielverheißenden Fortschritte seines Lieblingsschülers Einhard aufmerksam gemacht und sich die Bemerkung erlaubt haben, wie dieser Einhard Großes für die Zukunft verspreche, wenn anders man ihm nur die Möglichkeit gäbe, seine trefflichen Anlagen weiter auszubilden . . . .

So ungefähr wurde damals unserm Einhard der Weg bereitet zur höchsten Bildungsstätte, welche für die geistige Auslese des weiten Frankenreiches bestimmt war: der Weg zur Hof- und Hochschule Karls d. Gr.

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

II.

Auf der Hof- und Hochschule zu Aachen.

Ein entscheidungsvolles Jahr in Einhards Lebensgang bildete jenes Jahr 794; denn von da an gehörte er der karlingischen Hofgesellschaft an, in deren Mitte er mehr als ein Menschenalter hindurch verbleiben sollte — zunächst als Schüler und Lernender (junior), bald als Meister und Lehrer (magister) — und der er auch noch nach seinem Ausscheiden aus seinem Amte bis zu seinem Tode verbunden bleiben sollte. All die Wandlungen, welche der Hof Karls d. Gr. und seines Sohnes Ludwig des Frommen erfuhr, hat Einhard miterlebt. Als er in diesen Kreis eintrat, war das fränkische Hofleben noch von einem bescheidenen, patriarchalischen Geiste durchdrungen, soviel wahre Größe es auch in sich barg. Als er eine Generation später von ihm schied, war der fränkische Hof längst zum Schauplatz kaiserlichen Prunkes geworden — in vielem ein Abbild von Byzanz mit all seinem Glanz, aber auch mit genug seiner Schattenseiten!

Wie mag es doch dem jungen Einhard, der bisher aus den Mauern seines Klosters und aus den Wäldern seiner Heimat kaum weit hinausgekommen sein dürfte, zumute gewesen sein, als ihm König Karl zum erstenmal gegenübertrat, jener Karl, dessen literarisches Porträt Einhard selber dann ein paar Jahrzehnte später mit so meisterhaften Strichen festhalten sollte! Schon längst war der Ruhm Karls in all die Gaue seines weiten Reiches gedrungen und den Klosterschülern zu Fulda mochte so manchmal das

Herz höher geschlagen haben, wenn ihnen ihr „magister scholarum“ davon erzählt hatte, wie ihr König Karl das Reich der Langobarden zerstört und deren Herrscher gefangen genommen, wie er immer wieder gegen die trotzigen Sachsen gestritten und über sie das blutige Strafgericht zu Verden gehalten hatte, wie er fern im heißen Süden über die Pyrenäen bis an den Ebro und nach Saragossa vorgedrungen war und sich mit Mauren und Basken herumgeschlagen hatte! Und nun sah Einhard diesen gewaltigen König Karl leibhaftig vor sich, schaute voll scheuer Ehrfurcht zu ihm, dem Riesen, empor, der da vor ihm stand, angetan mit der fränkischen Tracht, dem Linnenhemd, den Linnenhosen und dem mit Seide verbrämten Wams, die Beine mit Binden umwickelt, das Schwert mit dem Knauf aus Edelmetall an seiner Seite! Schon begann das Haar des großen Königs zu ergrauen; aber das jugendliche Augenpaar, das dem Fuldaer Klosterschüler groß und lebhaft entgegenblitzte, der feste Gang und die männliche, aufrechte Haltung des Herrschers, ganz besonders aber der für ihn so charakteristische kurze, breite Nacken, wie diese Einzelzüge Einhard in seiner Biographie Karls trefflich geschildert hat, deuteten auf den starken, kraftvollen Geist hin, der diesem Körper innewohnte.

Und all die andern berühmten Männer, denen nun Einhard am fränkischen Königshofe Tag für Tag begegnen sollte! Da war vor allem Alkuin, der Sprosse einer vornehmen Familie Northumberlands, der als das Haupt des Gelehrtenkreises Karls geehrt wurde; auf der berühmten Schule zu York war er herangebildet worden, auf italienischem Boden, zu Parma, hatte ihn Karl kennen gelernt und für seinen Hof gewonnen. Neben der Theologie waren auch mehrere andere Wissenszweige das Feld, auf dem sich dieser umfassende Geist auswirkte; insbesondere der klassischen Literatur stand er nahe; man-

ches lateinische Gedicht floß von seinen Lippen. — Auf dem Sondergebiete der Grammatik war ein anderer an Karls Hof zur Zeit des Eintrittes Einhards in diesen Kreis Meister: Petrus von Pisa, damals schon ein greiser Lehrer, der ehedem an der alten Schule zu Pavia gewirkt hatte; seine Persönlichkeit dürfte von besonderem Einfluß auf die geistige Entwicklung und auf die Fortbildung Einhards geworden sein.

Ein anderes angesehenes Mitglied der damaligen Hofgesellschaft war der Westgote Theodulf, der spätere Bischof von Orleans, ein Feuerkopf, der als Dichter kaum einen weniger glänzenden Namen hat denn als Theologe. — Und auch jener Eklogendichter mag hier noch erwähnt werden, der sich unter dem Pseudonym Naso verbirgt und ein irischer Auswanderer war, vermutlich kein anderer als Modoin, der später Bischof von Autun werden sollte.

Schon die Erwähnung dieser vier Persönlichkeiten: des Angelsachsen Alkuin, des Italieners Petrus von Pisa, des Spaniers (Westgoten) Theodulf und des Iren „Naso" genügt, um uns eine Vorstellung von der Internationalität des Gelehrtenkreises zu geben, der sich um Karls Person zusammengefunden hatte. Die Hofschule (schola palatina) war der Mittelpunkt dieses Kreises; sie war zwar keine neue Einrichtung Karls d. Gr.; das Bestehen einer derartigen Anstalt war allein schon durch staatliche Bedürfnisse erfordert: hier wurden seit alters die Kräfte herangebildet, welche sich in ihrem künftigen Berufe den Geschäften in der königlichen Kanzlei und im übrigen Staatsdienste widmen sollten; praktischen Bedürfnissen hatte also die Hofschule bisher gedient. Seit jedoch Gelehrte wie Alkuin ihr angehörten und ihre beste Kraft diesem Institute schenkten, ward dieses in der Tat zur Hochschule des Frankenreiches. Jetzt war man nicht mehr damit zufrieden, daß die Hochschule bloß jene Kennt-

nisse vermittelte, welche die zukünftigen Kapläne und Sekretäre des fränkischen Herrschers brauchten; vielmehr sollten jetzt alle Wissenszweige, welche man von den alten Römern überkommen hatte, auf der Hofschule gepflegt werden, gleichviel ob sie praktischen Nutzen gewährten oder nicht. Schon wenige Jahrzehnte später hat ja auch ein Gelehrter jener Zeit, Servatus Lupus, den damals allerdings noch sehr vereinzelt dastehenden Gedanken ausgesprochen, es sei die Weisheit um ihrer selber willen zu erstreben.[1])

Der erste und älteste Schüler der fränkischen Hofschule aber war der Frankenkönig selber. Die gleichen Meister, welche ihn die Regeln der Grammatik und Rhetorik, der Dialektik und der Astronomie lehrten, und welche seine zahlreichen Kinder in diesen Dingen unterwiesen, machten nun auch den jugendlichen Einhard in den Geheimnissen dieser Wissenschaften heimisch. Schon dies zeigt, wie großzügig und frei von allen Schranken kleinlicher Etikette der Geist der Wissenschaft war, die am fränkischen Hofe ihre Heimstätte haben sollte. Als „primus inter pares" wollte sich Karl unter seinen „Akademikern" — Alkuin selber verwendet dies Wort — fühlen und geben. Wenn für den großen König nach Erledigung seiner Staatsgeschäfte die Feierstunde geschlagen hat und wenn er in der Runde seiner „Akademiker" sitzt, stellt sich ein ungezwungener, heiterer Verkehr aller Teilnehmer an diesem Kreise ganz von selber ein; Witz und sprühende Laune sind hier zu Hause. Voll regen Interesses studiert man astronomische Probleme; dann wieder legt man sich die beliebten Rätsel vor, gefällt sich in geistvollen Wortspielen, erörtert wissenschaftliche Dinge. Vor allem betreibt man hier die Lektüre und Erklärung der alten Klassiker: Virgil wird immer mehr zum Lieblingsdichter des Mittelalters; neben ihm gilt jetzt der christliche Dichter

[1]) Manitius, Gesch. d. lat. Literatur 252.

Prudentius den karlingischen Poeten als viel gesuchtes Vorbild. Aber auch Ovid liest man fleißig. Wie Virgil als Dichter und Grammatiker, so besitzt Cicero als „König der Beredsamkeit" das größte Ansehen, seine Werke sind die trefflichsten Muster für den Prosastil. Auch Horaz und Lucan, Martial und Properz sind dem karlingischen Gelehrtenkreis nicht fremd geblieben. Von christlichen Poeten aber erfreut sich neben dem schon genannten Prudentius der merowingische Hofdichter Venantius Fortunatus († 609) eines geistigen Fortlebens auch in der Karlingerzeit.

So werden am Hofe Karls d. Gr. vergangene Zeiten und die Großen in ihnen neu lebendig. Dem entspricht es auch, daß die Mitglieder jener schöngeistigen Runde am Hofe Karls sich mit einer Art von Pseudonymen, die dem Schatz berühmter Namen der Vorzeit entnommen sind, versehen. Karl selber heißt nach dem König und Sänger des Alten Testamentes in diesem Kreise stets „David". Der römische Grammatiker Verrius Flaccus hat seinen Namen unserem Alkuin borgen müssen. Der Hofdichter Karls, Angilbert, bezeichnet sich nach dem Vater der griechischen Dichtkunst als den „Homer" der Karlingerzeit. Hofbeamte wie der Kämmerer Maginfrid und der Seneschalk Audulf oder Kirchenfürsten wie Erzbischof Rikulf von Mainz führen idyllische Hirtennamen, wie sie in Virgils Eklogen vorkommen, Namen wie Thyrsis, Menalcas und Damoetus. Selbst der Schenke des alten Perserkönigs Artaxerxes wird wieder lebendig und muß seinen Namen Nehemias abgeben als Pseudonym des Mundschenken Eberhard, des „bachusgewaltigen". Besonders beliebt sind auch die der Bibel entnommenen „Pseudonyme": ein „Aaron" und ein „Samuel" begegnen uns und ein „Beseleel" fehlt nicht; diesen letzteren Namen trägt niemand anders als Einhard; für ihn war er aber auch, wie wir in einem späteren Abschnitt sehen werden,[1]) so ganz angepaßt.

[1]) Abschnitt VI.

Doch nicht bloß die große Vergangenheit ist es, deren Gedächtnis in Karls Gelehrtenkreis liebevoll gepflegt ward; auch für die eigene Zeit und ihre Kultur war jene Hochschule am fränkischen Königshofe und die Gelehrten-Akademie, die sie zugleich darstellte, von größter Bedeutung. Der zeitgenössischen Dichtung galt das Interesse König Karls und seiner schöngeistigen Umgebung in hohem Grade. Auch so manche ernste Frage, die von weittragendem Einfluß sein sollte für die ganze Reichsregierung, Fragen der äußeren Politik, Fragen der inneren Einrichtung des Reiches, wirtschaftliche und ständische und kirchliche Angelegenheiten, insbesondere aber Probleme der geistigen Kultur werden jene Gelehrtenrunde um Karl oft genug beschäftigt haben, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß hier zuerst die Gedanken angeregt und erörtert wurden, welche dann schließlich in Karls berühmten gesetzgeberischen Erlassen, in seinen Kapitularien, Gestalt und Form gewonnen haben.

Daß bei all dem auch Einhard redlich mitwirkte, darf um so mehr als gewiß gelten, als der schon genannte Abt Walahfrid Strabo von Reichenau ausdrücklich von ihm berichtet, daß er an Karls Hof geistig und sittlich so sehr wuchs und dementsprechend wiederum so großen Ruhm erwarb, „daß es unter allen Dienern der königlichen Majestät fast keinen gab, den der zur Zeit mächtigste und weiseste König mehr in sein Vertrauen gezogen" hätte wie Einhard. Zur „persona gratissima" ist dieser am Hofe Karls geworden!

Mit welchem Fleiß und mit welch großen Talenten hatte sich Einhard aber auch die geistigen Anregungen und die Förderung zunutze gemacht, die er an Karls Hof in reichstem Maße erhielt! Da war es vor allem das Studium der kirchlichen Schriftsteller sowie der alten Klassiker, in das er sich mehr und mehr vertiefte. Eine Reihe von

antiken Schriftstellern las Einhard entweder selber oder lernte sie doch wenigstens vermittels anderer Schriften teilweise kennen. Besonders war er mit Virgil vertraut. Die in Einhards literarische Erzeugnisse aufgenommenen Phrasen aus Werken der Alten lassen erkennen, wie er, mit den Jahren fortschreitend, auch mit immer mehr alten Klassikern bekannt wird, wie er Curtius Rufus und Vellejus, später Justin, Cäsar und Tacitus, bald auch Sueton und Livius, schließlich Cornelius Nepos und Cicero kennen und schätzen lernt. Von Dichtern aber wird Einhard neben Virgil und Ovid besonders die christlichen Dichter Prudentius und Venantius Fortunatus geliebt haben.

So wuchs Einhards geistige Ausbildung und mit ihr zugleich auch sein Ansehen. Nicht bloß beim fränkischen Herrscher selbst, sondern auch bei seinen Hofgenossen erfreute er sich bald hoher Achtung und herzlicher Beliebtheit. Seine vortrefflichen geistigen Fähigkeiten, noch mehr die seelischen Vorzüge, die er sein eigen nannte, trugen dazu wohl das meiste bei. Eine ganze Reihe von Stimmen aus zeitgenössischen Quellen künden uns einmütig diese Vorzüge Einhards. Von mehr als einem Gewährsmann wird die Vielseitigkeit seiner Begabung und seines Könnens gerühmt. Einer seiner Zeitgenossen sucht sein geistiges Charakterbild mit der Bemerkung zu zeichnen, er sei klug an Geist, redlich im Handeln und gewandt im Worte. Wieder ein anderer rühmt neben Einhards glänzendem Verstande auch seine Herzensgüte. Schon bald spricht man vom „großen Einhard" — geradeso wie man vom „großen Karl" redet.

Aber neben jenen Vorzügen an Geist und Charakter trug doch vielleicht noch ein Umstand nicht unwesentlich dazu bei, Einhard bei fast allen Hofleuten beliebt, seine Persönlichkeit am ganzen Hofe, ja noch weit über die Hofkreise hinaus bei all denen, die mit ihm zu tun hatten,

„populär" zu machen, wenn dieser Ausdruck am Platze ist: und das war gerade seine unscheinbare Körpergestalt, die so recht zu dem bescheidenen, demutsvollen Wesen des großen Mannes paßte, und in deren Lebhaftigkeit doch wieder der rege, vielbeschäftigte Geist Einhards zum Ausdruck kam. Allerdings mußte Einhard, namentlich in den Jahren, da er noch nicht einen weithin gefeierten Namen sich erworben hatte, manche Späße ob seiner Körpergestalt über sich ergehen lassen. Glücklicherweise für uns! Denn sonst würden uns die Quellen kaum etwas über sein Äußeres berichtet haben. Selten nur wissen wir von Persönlichkeiten des früheren Mittelalters, wenn anders sie nicht auf einem Fürstenthron saßen, etwas von ihrem Aussehen. Bei Einhard hingegen sind wir dank seiner auffälligen kleinen Gestalt über sein Äußeres durch eine Reihe von Quellenangaben gut unterrichtet: als „homuncio", als „Männchen" charakterisiert ihn der eine und sagt zu allem Überfluß noch ausdrücklich, daß er unansehnlich von Statur gewesen sei. Die spitzige Zunge Theodulfs stellt Einhard zusammen mit zwei anderen Hofleuten, die sich gegenseitig wegen ihrer „Größe" nichts vorwerfen konnten, mit einem gewissen Osulf und mit dem Kanzler Erkambald; diese drei, so meint Theodulf, könnten recht gut Füße abgeben für einen Tisch; nur hinsichtlich des Leibesumfanges seien die drei Kleinen voneinander verschieden. Osulf sei feister als Erkambald, dieser auch dünner denn Einhard. — Elegant und geistvoll hat auch der große Alkuin über die unansehnliche Körpergestalt seines Schülers zu scherzen gewußt: er hat acht Verse, die als Inschrift einer Tafel an Einhards Hause gedacht waren, gedichtet: allerdings braucht die Türe dieses Hauses in Anbetracht seines kleinen Bewohners nicht groß zu sein; dennoch dürfe man den Hausherrn keineswegs geringachten; nicht auf die Körpergröße komme es an — man gedenke nur der kleinen Biene, die so treff-

lichen Honig bereite, oder auch der Pupille im menschlichen Auge, die trotz ihrer geringen Größe doch der ganzen Bewegung des menschlichen Körpers ihre Gebote gebe! Gerade so regiere auch „Nardulus" dieses ganze Haus; ihm möge der Wanderer, der vorbeigehe, seine Reverenz machen!

„Nardulus" — mit dieser Verkleinerungsform von „Nardus" ist natürlich Einhard, dessen Namen „Einhartus" man zu „Nardus" verkürzt hatte, gemeint; „Nardus" aber war nichts anderes als die lateinische Bezeichnung einer duftenden Pflanze, der Narde. So war Einhards Name scherzweise zur „kleinen Narde" geworden, und Alkuin hat seinem Schüler ein gar artiges Kompliment gemacht, indem er in jene Inschrift auch den Vers aufgenommen wissen wollte:

„Nam redolet nardus spicato gramine multum —"
„Denn süß duftet die Narde mit ährentragendem Stengel."

Eine vertraute Freundschaft zwischen Alkuin, dem gereiften und hochangesehenen Gelehrten, und unserem noch jugendlichen ehemaligen Klosterschüler von Fulda spricht aus diesen scherzhaften Zeilen. Sie hatte ihren tiefsten Grund in Einhards geistigen Fortschritten, die ihm ja auch das besondere Wohlwollen und die außergewöhnliche Gunst des Königs selber eingetragen hatten. Der ehemalige Fuldaer Klosterschüler und nunmehrige junge Hochschüler zu Aachen war eben schon auf dem Wege zum erklärten Liebling des großen Karl und seiner Gelehrtenrunde zu werden; weiter und weiter reichten die Funktionen, die man in seine Hand legte; ein späterer Schriftsteller des Mittelalters hat nicht ohne jeglichen Grund in Einhard den „domesticus palatii regalis", den Vorstand des königlichen Hofhaltes in Aachen sehen wollen.

III.

Der Bibliothekar und Annalist König Karls.

Nachdem Petrus von Pisa gestorben war und Alkuin im Jahre 796 den Hof Karls verlassen hatte — er entfaltete hinfort seine Wirksamkeit in der Abtei St. Martin in Tours, konnte also nur noch von der Ferne aus auf die Leitung der Hofschule von Einfluß sein —, scheint Einhard mehr und mehr an die Spitze des gelehrten Unterrichtes am Hofe und der geistigen Bestrebungen daselbst getreten zu sein. Wiederholt wird dieser Tätigkeit Einhards in Schreiben Alkuins, seines alten Lehrers, gedacht: bald soll er nach dessen Wunsch an seiner Stelle Unterricht in der Lektüre Virgils erteilen, bald eine von Alkuin an den Hof gesandte lateinische Phrasensammlung, die von dem damals schon verstorbenen Petrus von Pisa herrührte und aus Prosasätzen und Dichterstellen zusammengesetzt war, ergänzen, bald wieder ist's ein auf kunstvoll zusammengestellten, genau abgezählten Buchstaben beruhendes kalligraphisches Zahlenspiel, das Einhard sinngemäß erklären soll.

Wir sehen schon: mit allem, was Unterricht und Bildung, schöngeistiges Leben und Gelehrsamkeit am Hofe betraf, scheint Einhard zu tun gehabt zu haben. Da war es denn auch ganz natürlich, daß er besonders auch dem Bücherwesen am Hofe nicht fernestehen konnte, ja daß er vermutlich das Amt eines „Bibliothekarius" der Hofbücherei, wie es nach ihm Gerward innehatte,

bekleidet hat.[1]) Wer unter Karls Hofleuten hätte sich aber auch besser als Einhard darin ausgekannt, wenn es in diesem oder jenem alten Pergamentbande, in den Werken der kirchlichen Schriftsteller der Vorzeit oder bei Dichtern und Geschichtsschreibern der Antike eine Stelle nachzuschlagen galt! Und das war oft genug der Fall. Es ist recht bezeichnend, wenn uns ein Zeitgenosse Einhards das „Nardelchen" schildert, wie es, der Ameise gleich, mit emsiger Geschäftigkeit hin- und hertrippelt, bald Bücher unter dem Arme, bald auch — wir werden auf diese Seite von Einhards Wirksamkeit in einem späteren Abschnitt noch eingehen — Kunstwerke in Händen tragend.

Wenn uns bis zum heutigen Tage eine Menge von klassischen Dichtern und Schriftstellern erhalten sind, so danken wir dies bei nicht wenigen den fleißigen und gelehrten Schreibern und Philologen der Karlingerzeit; denn nur gering sind die Reste *der* Klassiker, die uns in *vor*karlingischen Handschriften noch vorliegen, im Verhältnis zu den antiken Schriften, welche uns dank der Tätigkeit der wackeren *Schreiber* des 8. und 9. Jahrhunderts überkommen sind. Und diese Tätigkeit war mühevoll genug: schon allein das richtige Entziffern der Schriften, die man kopieren sollte, machte zuweilen arge Schwierigkeiten; angesichts der Worttrennung, die man nunmehr eingeführt hatte, lag für die Abschreiber auch die Notwendigkeit vor, die ihnen unterbreiteten Texte richtig zu verstehen. Der Korrektor einer Abschrift hatte ein weites Feld für seine Tätigkeit, zumal wenn er noch eine zweite handschriftliche Vorlage heranziehen und deren Abweichungen gegenüber der andern Vorlage vermerken sollte. „Es gehörte schon eine große Summe von Wissen dazu, ehe eine solche karo-

---

[1]) Vgl. M. Buchner, Einhard als Künstler (Straßburg 1919) 6, 16 A. 3, 48.

lingische Minuskelhandschrift, über deren Schönheit wir heute nicht geringes Behagen empfinden, in die Bibliothek als fertig eingestellt werden konnte."[1])

In engstem Zusammenhange mit dieser Kopistentätigkeit der karlingischen Hofgelehrten steht eine andere Aufgabe, die gleichfalls manchen Schweiß kostete und der sicher auch Einhard sein Interesse zugewendet hat: ich meine die Ausbildung der soeben erwähnten sog. „karlingischen Minuskelschrift". — Aus der römischen Kursive, bei welcher zwecks rascheren Schreibens die einzelnen Buchstaben nicht ohne schwere Beeinträchtigung der leichten Lesbarkeit möglichst miteinander verbunden wurden, war die sog. merowingische Schrift entstanden, die dann auch von den Karlingern übernommen worden war und an deren Verwendung in den Urkunden noch die Kanzlei Karls d. Gr. festhielt. Aber diese Schrift mußte dem ungeübten Leser nur allzu große Schwierigkeiten bereiten! Eine klare, allgemein verständliche Wiedergabe der Vorlagen war durch sie nicht zu erzielen; es mußte daher mit der Studienreform am fränkischen Königshofe eine Reform der Schrift Hand in Hand gehen. Dabei griff man zur sog. Halbunziale zurück, welche sich in Italien am reinsten noch erhalten hatte. Auf solche Weise entstand unter Karls Einfluß die nach ihm benannte karlingische Minuskel.

Daß auch Einhard sich mit ihr so manche Stunde beschäftigt hat, wird man nicht bezweifeln, wenn man seine Stellung als Bibliothekar seines Königs berücksichtigt; diese Sorge um das Bücherwesen am Hofe war eine Aufgabe, die dem Wesen Einhards so recht zugesagt haben muß. Die Anregungen, die er aus diesem Amte schöpfen konnte, waren gar vielseitig: nicht bloß dem Gelehrten, dem Manne der Geisteswissenschaften, brachten die zahl-

[1]) Manitius, Gesch. der lat. Literatur 251.

reichen Werke theologischen, literarischen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Inhaltes, aus denen sich die Hofbibliothek zu Aachen zusammensetzte, großen Gewinn; auch der Sinn des Künstlers, der in Einhards Persönlichkeit gegenüber dem Gelehrten frühzeitig stark in den Vordergrund trat,[1]) mußte in ihm beim Anblick der prachtvoll ausgestatteten Handschriften, die man am fränkischen Königshofe besaß, erweckt werden. — Bis zum Beginn des Mittelalters war der einzige große Büchermarkt, den die abendländische Kultur besaß, Rom, die Stadt der Päpste, gewesen. Jetzt entstanden auch in dieser Hinsicht neue Kulturzentren im fränkischen Reiche, vor allem an seinem Königshofe: in Italien hergestellte Handschriften wurden jetzt seitens des Frankenherrschers erworben und in die Heimat übertragen, wie solches z. B. bei einem i. J. 774 von Papst Hadrian I. Karl d. Gr. überreichten Kodex des kanonischen Rechtes der Fall war; daneben sammelte man auch im Frankenlande selbst durch unermüdliche Vervielfältigung vorhandener Werke, alter Bibeln, Evangeliarien und Sakramentarien jene große Zahl von Büchern, die sich am Ende der Regierung Karls in dessen Hofbibliothek, aber auch in den Bibliotheken so manches schöngeistigen Bischofs und Abtes befanden. Leuchtenden Auges mag Einhard oft genug in den mit köstlichen Miniaturen reich ausgestatteten Werken geblättert haben, die vor ihm aufgeschlagen lagen, in Prachtwerken wie etwa in dem auf Purpur in Gold und Silber geschriebenen Evangeliar, das Karl in den Jahren 781—783 durch einen gewissen Godescalc zum Gedächtnis an seinen damaligen Aufenthalt in Rom und an die daselbst erfolgte Taufe seines Sohnes Pippin hatte herstellen lassen. Sinnend mag er das reiche Band- und Flechtwerk in der Ornamentik, die antiken Blätter und Blüten, die symbolischen Tierfiguren und die Ge-

[1]) Darüber unter Abschnitt VI.

ſtalten aus dem Alten und Neuen Teſtament, die ihm auf den Blättern ſolcher Kunſtwerke begegneten, die kräftigen Köpfe mit den rundlichen Augen und den hochgewölbten Brauen, die langgeſtreckten Arme und die plumpen Füße betrachtet und ſich hierbei zuerſt ſeine eigenen Gedanken über das Ausſehen der menſchlichen Geſtalt und ihre Wiedergabe im künſtleriſchen und literariſchen Porträt gemacht haben! — Und wie mag es ihn intereſſiert haben, wenn er von den Tagen der Vorzeit in Werken wie in der großen Sammlung der Papſtbiographien, im ſog. Liber pontificalis, las, den man in ſeiner Zeit gleichfalls in einer Abſchrift am fränkiſchen Hofe beſaß.[1]) Aber auch für die

[1]) Gelegentlich meiner Forſchungen über das Constitutum Constantini, das berühmte gefälſchte Privileg Kaiſer Konſtantins d. Gr. für den hl. Silveſter, und meiner hiermit in Zuſammenhang ſtehenden Studien über die handſchriftliche Überlieferung des Liber pontificalis ergab ſich mir, daß zwei Handſchriften des Liber pontificalis, die von L. Duchesne (Le Liber pontificalis I S. CLXXVI; vgl. Th. Mommsen, Libri pontif. pars prior, in den M. G. Gesta pontif. Roman. I S. LXXXVI) mit B^2 (= Nr. 19) ſignierte Pariſer Handſchrift 13729 (saec. IX.) und ebenſo die von Duchesne (a. a. O. S. CLXXVII; vgl. Mommſen a. a. O.) mit B^3 (= Nr. 21) bezeichnete Kölner Handſchrift 164 (saec. IX.) wahrſcheinlich für zwei Vorſtände der fränkiſchen Hofkapelle hergeſtellt worden ſind, B^2 z. Z. des Papſtes Eugen II. (824—827) für den Erzkaplan Ludwigs d. Fr., Abt Hilduin von St. Denis, B^3 für deſſen Vorgänger, Erzbiſchof Hildebald von Köln z. Z. Leos III. (795—816). Beide Handſchriften, die ſehr nahe miteinander verwandt ſind, gehen auf eine dritte verloren gegangene Handſchrift (BX) zurück, in welcher vermutlich das am fränkiſchen Hofe aufbewahrte Exemplar des Liber pontificalis zu ſehen iſt; die Papſtbiographien reichten hier bis zu Stephan III. und brachen mit dem römiſchen Konzil des Jahres 769 ab. Dieſe Vorlage von B^2 und B^3 iſt jedenfalls im Jahre 791 entſtanden; denn der Papſtkatalog, den dieſe Handſchrift enthielt, und der in B^2 überging, gab beim Namen Hadrians I. nicht mehr, wie bei den vorhergehenden Päpſten, die Dauer des ganzen Pontifikates an, ſondern nannte das 20. Regierungsjahr Hadrians, muß alſo 791 hergeſtellt worden ſein.

jüngste Zeitgeschichte hatte Einhard treffliches Material an Karls Hofe jederzeit zur Verfügung: er brauchte nur jenen außerordentlich wertvollen Band aufschlagen, der im Jahre 791 auf Karls Befehl hergestellt worden war und als „Codex Carolinus" eine Sammlung der an König Karl und seine Vorfahren von den griechischen Kaisern und von den Päpsten gesandten Schreiben darstellte; der Teil dieser Sammlung, welcher die Korrespondenz der römischen Kurie mit dem fränkischen Hofe enthielt, ist uns übrigens in einer Abschrift bis zum heutigen Tage erhalten. —

In Einhards Tagen gab es noch keine strenge Scheidung der Amtspflichten der einzelnen Hofwürdenträger — eine strikte Arbeitsteilung und eine weitgehende Differentierung der Ämter, wie sie uns heute geläufig ist, lagen dieser Zeit noch ziemlich ferne; das Amt eines Hofbibliothekars allein hätte das Leben eines allzeit Tätigen wie Einhard sicher noch weniger ausgefüllt als die Leitung der Hofschule; aber auch mit der Vereinigung dieser Funktionen war es noch nicht genug: ein gebildeter Mann wie Einhard war schon auf Grund seiner Eigenschaft als Bibliothekar dazu berufen, auch als Geschichtsschreiber zu walten, wenn man eines solchen bedurfte. Das aber war gerade damals der Fall. Wenige Jahre, ehe Einhard an den Hof gekommen war, hatte man hier[1]) ein offiziöses Geschichtswerk zu schreiben begonnen; die wichtigsten Ereignisse, die sich Jahr für Jahr in Welt und Kirche abspielten — und an solchen fehlte es in der Zeit eines Karl wahrhaftig nicht! — sollten hier in annalistischer Form eingetragen werden. Aus kleinen, unscheinbaren Anfängen hatte sich diese anna-

[1]) Darüber, daß das fragliche Annalenwerk nicht in irgendeinem Kloster sondern am fränkischen Hofe selber entstanden ist, ist man sich heute wohl allseits einig, trotzdem kein Geringerer als Heinrich von Sybel im Gegensatz zu Leopold von Ranke die erstere Meinung mit Nachdruck vertreten hatte.

listische Geschichtschreibung herausentwickelt: am Rande der sog. Ostertafeln, d. h. der tabellarischen Zusammenstellungen des Ostervollmondes, des Osterfestes und anderer Zeitrechnungsdaten für eine ganze Reihe von Jahren hatte ehedem dieser oder jener Mönch, der geschichtliche Interessen hegte, spärliche Notizen über einzelne gedenkenswerte Ereignisse sich gemacht; solche Notizen stellte man später in Klöstern nach den einzelnen Jahren zusammen und führte auf einem solchen Grundstock dann die Aufzeichnung der wichtigsten Ereignisse Jahr für Jahr weiter fort. So waren annalistische Geschichtswerke entstanden. Aber welch ein gewaltiger Unterschied zwischen diesen früheren dürftigen Aufzeichnungen in Annalenform und den in den Tagen Karls d. Gr. am fränkischen Hofe geschriebenen fränkischen Reichsannalen mit ihrem umfassenden Inhalt! Der fränkische König steht im Mittelpunkte dieses Werkes; in Rücksicht auf ihn befleißigt sich der Annalist zuweilen einer starken höfischen Zurückhaltung. Aber die Fülle von Stoff, welche sein Werk bietet, wiegt diesen Mangel reichlich auf. — Leider sagt uns keine Notiz, wer diese am fränkischen Hofe entstandenen Annalen (Annales regni Francorum) oder vielmehr die einzelnen Teile derselben verfaßt hat. Die Frage der Autorschaft an diesem Annalenwerke konnte daher zu einem bevorzugten Kampffeld für unsere Forschung werden; trotzdem kann sie auch heute noch nicht als völlig geklärt gelten. Daß aber Einhard an der Abfassung dieser „Jahrbücher des fränkischen Reiches" beteiligt war, wird man nach den Untersuchungen Wilhelm Giesebrechts und anderer Gelehrten[1])

[1]) Ich möchte an dieser Stelle auch des um diese Fragen und gerade um die Lebensgeschichte Einhards verdienten letzten Biographen dieses Mannes gedenken, Friedrich Kurzes, der im Weltkriege, im Alter von bereits 51 Jahren stehend, für sein deutsches Vaterland den Heldentod gestorben ist. Wenn der treffliche Ge-

doch kaum in Abrede stellen dürfen. Die Eintragungen für die letzten Jahre des 8. Jahrhunderts und für den Beginn des folgenden sind vermutlich von Einhards Hand: zum Jahre 806 erwähnt nämlich der Verfasser dieses Teiles unserer Annalen „Einhardus", und zwar als einzige Persönlichkeit, die ohne Angabe einer weiteren Bezeichnung oder eines Titels in diesem Teile des Werkes vorkommt; er sagt uns von diesem „Einhardus", daß er von Kaiser Karl nach Rom gesandt worden sei, um Karls Testament dem Papste vorzulegen. Das klingt in der Tat wie eine persönliche Erinnerung des Verfassers, der demnach in jenem „Einhardus", also in unserm Einhard, zu sehen wäre, wie eine Erinnerung an die wichtige politische Mission, mit der Einhard damals betraut worden war, eine freudvolle Erinnerung vielleicht noch mehr an die schönen Tage, die ihm im Süden und in der Ewigen Stadt vergönnt gewesen waren! — Ohne allzu große Bedenken wird man somit annehmen dürfen, daß für einen bestimmten Zeitraum, ungefähr für die Zeit von 796 an bis 813, Einhard Jahr für Jahr gewissenhaft seine geschichtlichen Einträge in das am Hofe begonnene Annalenwerk gemacht hat, jene Einträge, die, zwar in kurzen und gedrängten Zügen, uns doch das wesentlichste des Verlaufes der Reichsgeschichte in jener Zeit erzählen und besonders wegen des Mangels an Leidenschaftlichkeit und an Parteinahme ihres Autors eine der wertvollsten Geschichtsquellen der Karlingerzeit für uns bilden.[1]) Als der Vertreter des gewal-

---

lehrte auch in einem Problem der karlingischen Annalistik einen Irrweg eingeschlagen hatte, so sollen doch die Verdienste, die er sich durch seine unermüdliche Forschungstätigkeit zweifellos erworben hat, um so bereitwilliger anerkannt werden!

[1]) Darf somit Einhard m. E. als Autor dieses Teiles der Annales regni Francorum gelten, so hat er jedenfalls nichts zu tun mit der Überarbeitung dieser Reichsannalen, der irrigerweise

tigen Fortschrittes, den die Geschichtsschreibung gemacht hatte, erscheint uns hier Einhard[1]).

An den Eintragungen in jenes offizielle Annalenwerk sehen wir aber auch, welch große Fortschritte man in der Handhabung der lateinischen Sprache am karlingischen Hofe allmählich machte. Während das Latein der Aufzeichnungen am Anfang der neunziger Jahre noch manche Verstöße gegen die Regeln der Grammatik aufweist, wird es in der Folgezeit immer fehlerfreier und eleganter; immer mehr Phrasen aus lateinischen Klassikern werden eingestreut, von 806 an erscheinen auch Cornelius Nepos und Cicero unter den Autoren, deren Sprache man gleich Bausteinen in das neue Werk herübernimmt. Es ist ein geistvoller Vergleich, wenn Hermann Bloch[2]) die Sprache der Berichte über die Jahre 795—807, die schon durch ihre persönliche Färbung als das Werk eines Verfassers erscheinen, als „karolingische Frührenaissance" kennzeichnet im Gegensatz zu der mit dem folgenden Jahr beginnenden Reife und Vollendung des Stiles, den man in sprachlicher Hinsicht als Hochrenaissance charakterisieren kann. Einhards Anteil an der Abfassung der Annales regni Francorum stellt jene karlingische Frührenaissance dar; freilich kann es deshalb nicht als ausgeschlossen gelten, daß Einhard auch noch an der Abfassung der später (nach 807)

---

früher nach ihm benannten Jahrbücher („Annales qui dicuntur Einhardi"); diese Überarbeitung ist, wie Hermann Bloch in den Götting. Gel. Anz. 1 01, S. 888 wahrscheinlich machte, zwischen 814 und 817 entstanden; daß sie nicht von Einhard herrührt, weiß man heute allgemein; ich glaube als ihren Autor den Abt von St Denis und obersten Kaplan Ludwigs d. Fr., Hilduin, nachweisen zu können.

[1]) S. Ranke, Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalen, in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1854, S. 415.

[2]) Göttingische Gelehrte Anzeigen 19 1, S. 879 f.

entstandenen Partien des Annalenwerkes teil hat;[1]) sein eigenes Können und seine Fertigkeit im Anschluß an die klassischen Autoren wuchsen eben mit seinem Schaffen.

Brachte es somit Einhard zu einer hohen Meisterschaft in dieser Richtung, so scheint er auch wenigstens einige Kenntnisse im Griechischen erlangt zu haben; einige Stellen in seinen Schriften und in seinem Briefwechsel deuten darauf hin. Man muß sich, wie ich meine, die Kenntnisse in der griechischen Sprache im Frankenreich während der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts überhaupt ausgedehnter vorstellen, als dies in der Regel geschieht; schon der starke diplomatische Verkehr mit dem byzantinischen Hof machte sie erforderlich.

---

[1]) Keinesfalls aber ist m. E. Einhard auch noch für die Zeit von etwa 820 an als Verfasser der Jahrbücher anzusehen; dieser Teil des Werkes ist m. E. von dem genannten Hilduin, wie dies schon G. Monod, Hilduin et les Annales Einhardi (in den Mélanges Julien Havet, Paris 1895) 57 ff., besonders 61 ff und Fr. Kurze, Über die karolingischen Reichsannalen von 741—829 und ihre Überarbeitung (im Neuen Archiv XXI 1896) 58 ff. und derſ., Einhard 36 richtig erkannt haben.

IV.

Einhard als Hofdichter Karls d. Gr.

Der stete vertraute Umgang Einhards mit Dichtern der Antike und der christlichen Vorzeit war es sicher vor allem, was ihn selber zum Poeten werden ließ. Die umfassende Lektüre der antiken Dichtungen und das fleißige Auswendiglernen ganzer Gesänge, wie es schon in der Klosterschule betrieben wurde, brachte es mit sich, daß vielfach bereits Knaben ihre Gedanken unschwer in gebundener Rede wiederzugeben vermochten. Über solche Anfänge scheint Einhard aber doch ein erkleckliches Stück hinausgekommen zu sein, denn es wird uns wiederholt durch Zeitgenossen von ihm bezeugt, daß er zu den Hofdichtern Karls gehörte: einer der karlingischen Poeten, welcher sich unter dem Decknamen „Naso" verbirgt — es ist der spätere Bischof von Autun, Modoin mit Namen —, hat in einem zwischen 804 und 814 abgefaßten Doppelgedichte, in welchem er die glückliche und ruhmreiche Zeit des großen Karl feiert, auch die bedeutendsten Dichter des karlingischen Hofes besungen; hierbei nennt er im Anschluß an den karlingischen „Homer" (Angilbert), an Alkuin, den „Flaccus" Kaiser Karls, und an Theodulf unsern Einhard. Ebenso verrät uns auch Alkuin selber in einem seiner Gedichte, daß Einhard „gelehrt in Hiliaischen Oden" gewesen sei. Unter diesen „Hiliaischen Oden" haben wir nichts anderes als Gesänge nach Art der Ilias, also epische Dichtungen, zu verstehen.[1]) — Das ist freilich alles, was wir mit Be-

[1]) S. M. Manitius, Das Epos „Karolus Magnus et Leo papa", im Neuen Archiv VIII (1883) 12.

stimmtheit von der Dichtkunst Einhards sagen können. Gerne möchten wir mehr von ihr wissen: welche Gegenstände Einhard behandelte? Hat er vielleicht höfische Lobgedichte geschmiedet auf den großen Frankenkönig? — Möglich! — Denn in Einhards Vita Karoli kommt es zum Ausdruck, von welch tiefer Verehrung für Karl er beseelt war und wie gerne er diese Verehrung auch nach außen hin kundgab. — Oder hat Einhard das Getriebe am Kaiserhofe, das er so gut kannte wie kaum ein zweiter, in Bildern seinen Lesern vor Augen geführt? — Auch diese Annahme läge an sich recht nahe; denn wir werden ja noch hören, daß man es geradezu als eine Eigenart der Feder Einhards bezeichnen kann die Dinge, die sein Auge geschaut hatte, auch in plastischen, lebenswahren Bildern festzuhalten. — Waren es vielleicht kurze Sinn- und Spottgedichte, die ihm besonders gut aus der Feder flossen? — Vermutlich so manches Mal; denn Theodulf schildert uns gelegentlich Einhard, wie er gegen ein anderes Mitglied der karlingischen Hofgesellschaft, einen Schottenmönch, der durch seinen Sarkasmus auch anderen recht unangenehm werden konnte, sich treffsichere Pfeile zurecht macht d. h. wohl nichts anderes als Epigramme schmiedet.

Ob uns von Einhards poetischen Erzeugnissen etwas überkommen ist? Wir können diese Frage nicht mit Sicherheit beantworten. Allerdings wurde eine in Verse gebrachte Leidensgeschichte der Heiligen Marzellinus und Petrus[1]) und damit jener beiden Heiligen, deren Leib, wie wir hören werden, Einhard von Rom ins Frankenreich übertragen ließ und deren Translation er dann auch in einer Prosaschrift dargestellt hat, seinem Namen auf Grund alter handschriftlicher Überlieferung zugeschrieben. Doch hat

[1]) Nun von E. Dümmler in den Mon. Germ. Poëtae Lat. II 125 ff. herausgegeben.

Margarethe Bondois in ihrem Buche „La translation des saints Marcellin et Pierre“[1]) in der Hauptsache, wie mir scheint, mit guten Gründen darzutun gesucht, daß dieses Gedicht nicht von Einhard ist.

Dagegen möchte ich die Vermutung — um mehr soll es sich nicht handeln — hegen, daß eine andere *große Dichtung*, von der uns wenigstens *ein* umfangreiches *Bruchstück überkommen ist*, *von Einhard* herrührt. Ich meine jenes Epos[2]) — gerade in der epischen Dichtkunst war ja Einhard nach Alkuins Zeugnis Meister! —, das aus mehr als einem halben Tausend Hexametern besteht und uns, freilich ohne Aufschrift, in einem aus St. Gallen herrührenden Kodex überliefert ist; man betitelt es meist nach einem Hauptteil seines Inhalts als „*Karolus Magnus et Leo papa*“.

Mit einer begeisternden Lobpreisung auf König Karl beginnt der Dichter seinen Gesang; er kann sich gar nicht genug tun im Rühmen König Karls, den er als den „Leuchtturm Europas“ preist; wie er als Herrscher alle übrigen Fürsten überrage, so übertreffe Karl als Lehrer auch alle andern Meister seiner Zeit. Fast hundert Hexameter hat der Dichter diesem Preise Karls gewidmet. — Dann wendet er sich der Residenz Karls, Aachen, zu: er läßt uns Zeuge davon sein, wie Aachen gebaut wird. Freilich hat der Dichter sich bei dieser Schilderung so stark an Virgils Dar-

---

[1]) Paris 1907 S. 9 ff. — Dagegen hält es Manitius, Gesch. der lateinischen Literatur 645 für „sehr wahrscheinlich“, daß Einhard doch auch dieses Werk gedichtet hat.

[2]) Herausgeg. in den Mon. Germ. Poëtae Lat. I 366ff. — E. Ausfeld hat in seinem Aufsatz „Zur Frage nach dem Verfasser des Epos, ‚Carolus Magnus et Leo papa‘,“ in den Forschungen zur deutschen Geschichte XXIII (1883) 614 an die Möglichkeit von Einhards Verfasserschaft gedacht, nachdem sie Manitius im Neuen Archiv VIII (1883) 14 als sehr wenig wahrscheinlich abgelehnt hatte.

stellung des Baues des alten Karthago angelehnt, daß Aachen, „das zweite Rom", ganz zur antiken Seestadt verwandelt wird, bei der Senatsgebäude und Theater, Tempel und sogar ein Hafen nicht fehlen. Aber trotzdem weiß der Dichter soviel Lokalkolorit seinem Gemälde zu geben, daß das Aachen Karls d. Gr. trotz aller antiken Verbrämung erkenntlich bleibt: wir sehen, wie man die warmen Quellen aufsucht und ein Bad anlegt — jenes Bad, von dem uns Einhard in seiner Vita Karoli in so anschaulicher Weise Bericht gibt —, wie man in diesem Bade auf den marmornen Stufen schöne Sitze einläßt und wie Kanäle von diesen warmen Quellen aus in die verschiedenen Teile Aachens geleitet werden. Besonders anschaulich und plastisch hat uns der Dichter — und das ist für mich auch ein Grund, dieses Gedicht vermutungsweise Einhard zuzusprechen[1]) — geschildert, welches Leben und Treiben sich im neu erstehenden Aachen entwickelt: wir sehen die verschiedenen Gruppen von Arbeitern, welche mit der Errichtung der Aachener Kunstwerke sich abmühen und schwer dahinkeuchen unter den Lasten, die sie schleppen, oder die droben auf hoher Mauer stehen und kunstvoll Stein auf Stein fügen; wir hören die schweren Lastwagen daherknarren und vernehmen das Gepolter und Getöse, ohne das es nun einmal bei solch gewaltigen Bauten nicht abgeht. Wir werden in die Werkstätten hineingeführt, wo man die Brechwerkzeuge anfertigt, die man zur Spaltung der großen Steine und der Marmorblöcke braucht, wie auch die andern Geräte, die man nötig hat. — Das Ganze gibt ein Bild bewegten, nimmer rastenden Lebens, das der Dichter mit dem Leben in einem Bienenstaate vergleicht. — Aus dem Lärme des werdenden Aachens

---

[1]) Denn ihn ging, wie wir in einem späteren Abschnitt (VI) noch hören werden, vorzugsweise die Leitung der Aachener Werkstätten an.

führt uns unser Poet hinaus in den grünen Hag, der sich nächst Aachen ausdehnt und der dem Herrscher als Tiergarten dient. Dort soll es ein lustig Jagen geben. An einem solchen Jagdtag wird es schon beim Strahl der ersten Morgenröte lebendig in der Kaiserpfalz, die Edelknaben erwarten den Herrscher vor seinem Schlafgemach; auch auf den Gassen der Residenz wird es bereits laut, das Jagdhorn erschallt und Rufe und Pferdegewieher ertönen hier und dort; jetzt führt man des Königs edles Leibpferd vor; prächtig ist es aufgeschirrt mit edlem Metall; stolz schüttelt es die schöne Mähne. — Endlich erscheint er selbst, der gewaltige Karl, größer als all die andern, einen goldenen Reifen auf dem herrlichen Haupte. Nun geht es hinaus vor die Residenz unter dem Geschmetter der Jagdhörner und unter dem Gekläff der an der Leine geführten Hundemeute, der Windhunde und der Bracken; Jägerjungen schleppen die Jagdgeschosse, die Jagdspieße und das Netz. — Indes kommt auch die Königin und all die zahlreichen Töchter und Söhne Karls mit großem Gefolge mit herausgeritten. Da schauen wir den jungen Karl, das leibhaftige Abbild des großen Vaters, und Pippin, den herrlichen Sieger über die Avaren. Die Königin Liutgard zieht an uns vorüber und die ganze Schar der Prinzessinnen, Ruodrud und Bertha, die dem Vater an Körpergestalt und an Sinnesart so ähnelt, Gisela und Rhodhaid, Hiltrud und Theodora, deren Jagdstiefel der Dichter in allzu großem Anschluß an seinen Virgil als „Sophokleischen Kothurn" einführt!

Nun soll das Jagen selbst beginnen. — Die Hunde werden von ihrer Kette losgelassen und sie stürzen jetzt hinein in das Gehölz, um der Spur des Wildes zu folgen; die Jäger aber umstellen den ganzen Hain, ein Eber wird aufgespürt, überall schallt und hallt es wider vom Getöse der Jagd. Droben auf der Bergeshöhe erreichen die Hunde den Eber, der auf sie wacker losgeht. Doch Karl, der große

Nimrod, sprengt herzu und stößt dem borst'gen Burschen das tödliche Eisen in die Brust. Ein guter Anfang ist gemacht, und voll Freude ruft der König sein „Gut Heil!" all den lieben Jagdgefährten zu. So geht es weiter, bis schließlich im Laufe des Tages eine stattliche Zahl von Tieren erlegt ist. Endlich neigt sich auch dieser schöne Tag seinem Ende zu und Karl selber teilt die Jagdbeute unter seine edlen Waidgenossen aus. Darauf zieht man an ein idyllisches Plätzchen in eine Lichtung im Grünen, wo Zelte aufgeschlagen stehen und wo man sich gütlich tun kann. Da sitzen nun hier die Alten, dort das junge Volk, hier die jungen Männer, dort die Mädchen. So schmaust und zecht man, bis die Nacht herabsinkt und man sich zur Ruhe legt.

In dieser Nacht aber hat Karl einen wunderbaren Traum: er schaut die Mißhandlung, welche Papst Leo III. zu Rom tatsächlich von seinen Widersachern erleiden mußte. Auf dieses Traumgesicht hin läßt Karl den Papst in sein Reich einholen; in einem Triumphzug kommt der Papst ins Frankenreich. Auf sächsischer Erde, an der Pader Quelle, empfängt Karl den Papst. Diese Zusammenkunft zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Haupte der Christenheit bietet dem Dichter eine willkommene Gelegenheit, neuerdings uns farbenprächtige Bilder aus dem Lager bei Paderborn vorzuführen. —

So gibt uns denn jener Poet des Karlingerhofes so anschauliche und lebensvolle Szenen vom Leben und Treiben daselbst, daß Gustav Freytag diese Szenen in seinen „Kulturbildern"[1]) wohl verwerten konnte. — Dieser karlingische Hofdichter aber ist zweifellos ein Zeitgenosse Karls d. Gr. und des Papstes Leo III., ja ein Augenzeuge[2]) der

[1]) Aus dem Mittelalter (Leipzig 1867) 344ff.

[2]) Anders B. Simson, Über das Gedicht von der Zusammenkunft Karls des Großen und Papst Leos III. in Paderborn, in den Forschungen zur deutschen Geschichte XII (1872) 586f.

Vorgänge, von denen er uns berichtet. Die uns überkommenen Verse scheinen nur einen Teil eines größeren Epos', in welchem die Regierung Karls dichterisch verklärt ward, gebildet zu haben. Da nun der Dichter am Beginn des uns erhaltenen Bruchstückes ausdrücklich bemerkt, daß die Segel seines poetischen Schiffleins, mit dem er gewissermaßen seine dritte Fahrt jetzt antrete, vom Ostwind geschwellt würden und er so an den Hof Karls zu Aachen getrieben wurde[1]), so muß man hieraus schließen, daß einer der beiden vorhergehenden Gesänge unseres Epos fern vom Aachener Kaiserhof, im Osten desselben, sich abgespielt hat. Ob nicht etwa das Carmen de conversione Saxonum[2]) dieser Gesang war? Möglich erschiene solches jedenfalls[3]).

Man hat den Autor unseres Gedichtes schon in den verschiedensten Persönlichkeiten, in Angilbert, in Alkuin, in einem gewissen Helperikus, auch in „Naso" (Modoin von Autun) oder in Theodulf von Orleans vermuten wollen. Indes ist die Forschung von diesen Vermutungen wieder abgekommen — wie ich denke mit Recht. Freilich: es steht der Wert dieser Dichtung so hoch — Gregorovius[4]) hält dieses Gedicht für eines der besten der

[1]) Vers 10—12 a. a. O. 366; s. dazu Simson a. a. O. XII 585, der jedoch m. E. irrt, wenn er zu dem Schlusse neigt, es sei im vorhergehenden von Karl noch nicht eingehender die Rede gewesen. — Das konnte doch wohl der Fall sein, auch wenn nicht Aachen sondern etwa Sachsen der Schauplatz der Handlung war.

[2]) In den Mon. Germ. Poëtae Lat. I 380f.

[3]) In diesem Falle wäre also auch dieses „Carmen" von Einhard; dazu würde der Umstand passen, daß Einhards Geschichtsschreibung tatsächlich mit dem Carmen de conversione Saxonum manche Übereinstimmung zeigt; s. Manitius im Neuen Archiv VIII 13; über ein angeblich von Einhard verfaßtes Werk De adventu, moribus et superstitione Saxonum s. Manitius, Geschichte d. lat. Literatur 645.

[4]) Gesch. der Stadt Rom II 2. Aufl. (Stuttgart 1869) 473.

Karlingerzeit, dessen Autor eine weit stärkere poetische Ader zeige als Alkuin —, daß man allzu gerne etwas über seinen Verfasser wissen möchte. — Wenn man auch bekennen muß, daß wir keineswegs mit Bestimmtheit angeben können, wer jene Verse gedichtet hat, so glaube ich doch, wie gesagt, mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen zu können, daß Einhard der Dichter unseres Epos war: er war jedenfalls Mitglied der „Akademie" Karls, der auch unser Dichter angehört haben muß, da er sonst nicht immer Karl d. Gr. „David" nennen würde; denn das durfte nicht ein jeder tun[1]). Zudem haben wir den Dichter dieses Epos' offenbar nicht in den geistlichen Kreisen zu suchen: fühlen wir uns doch, wie Wattenbach[2]) sich ausdrückt, beim Lesen dieses Gedichtes und bei der frischen Luft des kraftvollen Lebens, die uns daraus entgegenweht, „auf einen Augenblick entrückt aus der einförmigen Atmosphäre der geistlichen Chronisten, ja selbst der seelenlosen Schulpoesie". Und Max Manitius[3]) hat gleichfalls hervorgehoben, daß dieses Epos „in seinem Mangel an theologischer Gelehrsamkeit und bei seinen verhältnismäßig wenigen Berührungen religiöser Gegenstände durchaus an die Art von Einharts Schriftstellerei" erinnere, „der sich ja auch zu einem höheren und mehr objektiven Stil emporgeschwungen" habe. — Auch die Art der Behandlung des ganzen Gegenstandes spricht alles weniger als gegen die Verfasserschaft Einhards: denn abgesehen von dem ausdrücklichen Zeugnis Alkuins über Einhards Meisterschaft gerade im Epos erinnern auch die geschickte Anlage, die an dem uns erhaltenen Bruchstücke zu rühmen ist, der gefällige und leichte Gebrauch des Lateins, der Sinn für

---

[1]) S. W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts I. Bd. 7. Aufl. (herausgegeben von E. Dümmler, Stuttgart u. Berlin 1904) 197.

[2]) A. a. O. 198.

[3]) Im neuen Archiv VIII 11.

die Musik des Verses, die außerordentliche Lebendigkeit und Farbenpracht, mit welcher der Stoff vorgetragen und ausgeschmückt wird, überhaupt die Vorzüge des Verfassers als eines Mannes von ungewöhnlichem Geiste und großer dichterischer Begabung, der sich den Unterricht der Hofschule mit bestem Erfolge zunutze gemacht hat[1]) — um von weiteren Einzelheiten abzusehen[2]) — an den späteren Verfasser der Vita Karoli. — Ebenso wie diese Lichtseiten finden sich aber auch die Schwächen der Schriftstellerei Einhards in unserem Gedichte wieder: hier wie dort nimmt es der Autor mit dem Verlauf der geschichtlichen Vorgänge im einzelnen nicht genau[3]). Wie ferner Einhard in seiner Vita Karoli sich nur allzu sklavisch an sein antikes Vorbild angelehnt hat, so hat auch der Dichter unseres Epos' übermäßig antike Poeten wie Virgil, Ovid, Lucan, Calpurnius und die christlichen Dichter Sedulius, Prudentius, Juvencus, Venantius Fortunatus, Sidonius Apollinaris und Apulejus benützt und so ein Mosaik von schönen Steinen, die er von anderen geborgt hat, gebildet[4]). Ganz wie Einhard verdankt eben auch der Verfasser unseres Gedichtes die große Reinheit seiner Sprache vor allem seinem Fleiß, seinem Studium alter Klassiker, nicht seiner eigenen Be-

---

[1]) Simson in den Forschungen XII 567ff. freilich wollte den Wert des Gedichtes bedeutend geringer einschätzen. Dagegen mit Recht A. Ebert, Die literarische Bewegung zur Zeit Karls des Großen, in der deutschen Rundschau III. Jahrgang (1877) XI. Bd 408.

[2]) Vgl. Manitius im Neuen Archiv VIII 12 über die Übereinstimmung des Gedichtes mit der Vita Karoli und mit den (in diesem Teil wohl gleichfalls von Einhard herrührenden) Reichsannalen hinsichtlich der Mißhandlung Leos III., sowie auch über den Einklang zwischen Einhard und dem Carmen hinsichtlich des Überfalls Leos auf dem Wege zur Laurentiuskirche.

[3]) Simson a. a. O. 582f.

[4]) Simson a. a. O. 570ff; Manitius im Neuen Archiv VIII 14ff.

herrschung und Meisterung des Latein. Nur auf solche Weise ist in unserem Gedichte — genau so wie in den Schriftwerken Einhards — der eigentlich unlateinische Stil des Autors zu einer hohen sprachlichen Eleganz emporgehoben worden[1]). Ist es auch eine Übertreibung, wenn man gesagt hat, daß in diesem Gedichte die „antike Verkleidung" „seelenlose Körper" bedecke[2]), so ist allerdings soviel richtig, daß in diesem Werke die Schattenseiten des allzu engen Anschlusses an die Vorbilder der Antike noch stärker hervortreten, als dann in Einhards Vita Karoli. Aber diese Verschiedenheit spricht durchaus nicht gegen die Identität der beiden Verfasser. Denn man darf doch nicht übersehen, daß in dem Gedicht noch der jugendliche Einhard, der damals erst wenige Jahre zuvor die karlingische Hochschule bezogen hatte[3]), uns entgegentritt. Da ist es denn wahrhaftig leicht begreiflich, wenn hier der Ruhm des Helden, das Lob Karls d. Gr., noch weit dicker als in der Vita Karoli aufgetragen wird. Karls Glanz wird im Geiste des Dichters durch keine Wolken verdunkelt und durch keine Nacht unterbrochen, ja er beschämt die Sonne, wie Karl selber auch alle Herrscher und alle Denker und Dichter, selbst Homer und Cicero, überragt! Und ebenso kann es auch nichts gegen diese Identität beweisen, wenn Stil und Ausdrucksweise Einhards in seiner Karlsbiographie im ganzen noch weit besser und noch viel mehr klassisch durchgebildet sind als in unserem Carmen[4]). Wenn aber Einhard in der Vita Karoli

---

[1]) Manitius ebd. 35.

[2]) Simson a. a. O. 580.

[3]) Das Gedicht scheint kurz nach jener i. J. 799 erfolgten Begegnung Karls und Leos verfaßt zu sein, vermutlich noch vor der Kaiserkrönung Karls, ja noch vor dem Tode Liutgardens, der Gemahlin Karls (4. Juni 800); s. Simson a. a. O. 587f.

[4]) Das führt Manitius ebd. 13 gegen die Autorschaft Einhards an. — Nichts kann endlich auch der Umstand besagen, daß Einhard in dem Gedicht sich lediglich an die Sprache der antiken

die von ihm auch hier von andern geborgten Floskeln nicht ohne großes Geschick in den Rahmen seines eigenen Werkes einzusetzen versteht, während unser Dichter noch viel unselbständiger zu Werke geht und häufig einen oder mehrere Verse wortgetreu abschreibt, so kann auch dies nichts gegen die Gleichheit der beiden Persönlichkeiten beweisen: in dem Gedicht spricht eben, wie gesagt, noch der jugendliche Einhard zu uns, der soeben erst seine Studien auf der Aachener Hochschule beendet hatte, in der Vita Karoli aber ist es der gereifte Meister, der ungefähr volle zwei Jahrzehnte später diese Schrift abgefaßt hat.

Dichter gehalten hätte, während doch in seinen Prosaschriften nicht gerade viele Reminiszenzen aus der Poesie der Alten vorkommen. Es entsprach ja gerade der Absicht der karlingischen Literaten je nach der Art ihres Stoffes auch ihre Vorbilder auszuwählen; s. Manitus ebd. 32.

V.

Von Einhard und Imma.

So wenig wir auch von der Dichtkunst Einhards wissen — ich möchte doch vermuten, daß die Anfänge der Verszeilen von manchem Liedchen, das aus seiner Feder floß, mit den Buchstaben I-M-M-A begonnen haben werden. Denn Imma hieß die Erwählte seines Herzens. Schade, daß der nüchterne Historiker so gar nichts zu berichten vermag von Einhards junger Liebe; denn vermutlich schon lange lagen seine Honigmonde damals hinter ihm, als in einer Urkunde aus dem Jahre 815 zum ersten Male der Name Immas als der Ehefrau Einhards erwähnt wird; und auch da erfahren wir zunächst nicht viel mehr als eben die Tatsache der Verheiratung Einhards und den Namen seiner Gattin; erst Schriftstücke aus späteren Jahren, ja zum Teil sogar erst aus einer Zeit, da Imma schon gestorben war, lassen uns ihr historisches Charakterbild in ziemlich festumrissenen Zügen erkennen: als eine treffliche Hausfrau, voll weiblicher Geschäftigkeit den Gatten umhegend und pflegend, aber auch an seinem Wirkungskreise regen Anteil nehmend — so steht da Imma vor uns. Eine hohe geistige Bildung scheint ihr eigen gewesen zu sein; mehrere lateinisch geschriebene Briefe Immas sind uns überkommen, in denen sie sich mit der Bibel vertraut zeigt. Und — was noch mehr besagen will: gerade aus diesen hinterlassenen Zeilen Immas zeigt sich der echt weibliche Zug ihrer Hilfsbereitschaft andern gegenüber, die solcher bedürfen: so verwendet sie sich in einem Briefe an

eine andere Dame der damaligen Gesellschaft, an ihre Freundin Blidthrude, für einen Knecht dieser letzteren namens Wenilo aus Mosbach nächst Großostheim bei Aschaffenburg; dieser Knecht hatte eine freie Frau zur Ehe genommen, was er ohne Einwilligung seines Herrn nicht gedurft hätte. Im Bewußtsein seines Schuldgefühls nahm Wenilo in Seligenstadt, dem Wohnsitz Einhards und Immas in ihrem späteren Alter, und bei den Schutzheiligen der dortigen Kirche seine Zuflucht vor dem Zorn seines Herrn Albuin, der offenbar der Gemahl jener Blidthrude war. Darum wandte sich Imma an diese und legt Fürsprache für Wenilo ein. — Noch interessanter ist ein anderer Brief Immas für deren Charakterbild; denn aus ihm geht hervor, wie sie bei aller Bereitwilligkeit andern entgegenzukommen, doch keineswegs ihr Herz allein sprechen und über ihren Verstand gebieten ließ: sie werde, so versichert sie dem Adressaten in mütterlichem Ton, gern dessen Wünschen entsprechen — soweit dies nützlich sei; und im weiteren Verlauf des Schreibens wird der Empfänger ihrer Zeilen recht deutlich daran gemahnt nicht bloß den Nutzen, sondern auch die Ehrenhaftigkeit seines Beginnens in Betracht zu ziehen. — Klar und bestimmt sind auch die Striche, welche der später als Gelehrter hochberühmte Servatus Lupus, der nachmalige Abt von Ferrières, zur Charakteristik der Persönlichkeit Immas gibt: durch ihre hervorragende Klugheit, ihre gediegene Lebensauffassung und ihre Ehrenhaftigkeit — und diese Vorzüge, so meint Lupus, seien es, die dem Leben des Menschen erst seine rechte Würde aufdrückten! — sei sie nicht nur nach Frauenart hervorgetreten, sie habe vielmehr hierin auch eine Reihe von Männern weit überragt; dem Leibe nach eine Frau, sei sie doch an Geist bis zur Bedeutung eines Mannes vorgedrungen. Freilich: die Höhe der Weisheit Einhards, sagt Lupus, hätte Imma, auch wenn sie noch länger am Leben geblieben wäre, nie-

mals ganz erreicht, wie sie auch in den anderen Vorzügen Einhards, in seiner Geisteskraft und in seiner allgemein angestaunten Ausdauer diesem nur nahegekommen wäre. Überhaupt führt Lupus — ich lasse es dahingestellt, ob dies nur eine Schmeichelei gegenüber Einhard ist oder ob es ganz der Wahrheit entspricht — die Ausbildung der guten Eigenschaften Immas auf ihre Lebensgemeinschaft mit Einhard zurück: aus ihr heraus habe sich das ihr eigene kluge Wesen, ihr Lebensernst und ihr ehrenhafter Charakter entwickelt.

Steht somit das Charakterbild der gereiften Imma deutlich und klar vor uns, so wissen wir doch soviel als nichts von ihrer Jugend. Aber die Lücke, welche die Quellen der Geschichte hier lassen, wird durch die Sage reichlich ausgefüllt: in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts schon begegnet im Kloster Lorsch unter den Aufzeichnungen eines Mönches, der eine Sammlung der Urkunden seines Klosters angelegt hat, auch die Erzählung von Einhards Liebe zur „Kaisertochter" Imma; so, wie er sie bereits von seinen Vorfahren vernommen hatte, hat uns jener Lorscher Mönch die Geschichte von Einhard und Imma aufgeschrieben.

Gar anschaulich weiß der Autor es zu schildern, wie Einhard, der hier als Kaiser Karls „Erzkaplan und Notar" erscheint, an Karls Hof von aller Welt geliebt wird, ganz besonders aber von einer der Kaisertöchter, Imma mit Namen, obgleich diese bereits dem „König der Griechen" verlobt ist; und die Liebe Immas zum kaiserlichen „Erzkaplan" wird von diesem erwidert. Aber man hütet sich, die gegenseitige Zuneigung vor dem Kaiser zu verraten. Doch schließlich reißt die unerlaubte Liebe die hemmenden Schranken nieder und Einhard gelingt es nächtlicherweile sich der Jungfrau zu nahen. Als bereits der Wintermorgen zu dämmern beginnt, will er wieder nach Hause zurückkehren.

Aber da muß er zu seinem Schrecken sehen, daß tiefer Schnee gefallen ist; über dem ganzen Pfalzhof liegt eine weiße Decke ausgebreitet, auf welcher die Spur von Männerfüßen natürlich sogleich zu erkennen wäre und somit den Aufenthalt Einhards nur allzu leicht verraten könnte. So getraut sich Einhard gar nicht ins Freie zu gehen. Was soll man tun? Vergeblich quälen sich die beiden Liebenden mit dieser Frage ab und schon drückt sie ihr Gewissen und die Furcht vor Bestrafung des Fehltritts, dessen sie sich schuldig gemacht haben, gar sehr. Aber die Liebe macht nicht bloß erfinderisch, sie macht auch kühn und stark: das Kaisertöchterlein will — eine Vorläuferin der wackeren Weiber von Weinsberg — den Geliebten auf den Rücken nehmen und ihn bis zu einer seinem Wohngemach nahe gelegenen Stätte tragen; dann will sie auf ihren eigenen kleinen Fußspuren wieder in ihre Kammer zurückkehren. Denn so vermied man den verräterischen Männerfuß auf der Schneedecke. Schon geht man an die Ausführung des fein gesponnenen Vorhabens. Aber — o Schreck! — der Kaiser sieht die Szene: er hatte gerade eine schlaflose Nacht gehabt und ist schon in aller Frühe von seinem Lager aufgestanden; und wie's so sein will, tritt er eben an ein Fenster und schaut hinunter in den Pfalzhof, als sein Töchterlein unter ihrer schweren Last dahergekeucht kommt. Man kann sich das Staunen Karls vorstellen, wie er den Vorgang da drunten beobachtet und sieht, wie seine Imma kaum dahinschreiten kann, wie sie aber schließlich doch bis zu der vereinbarten Stätte kommt, hier den kaiserlichen Herrn Erzkaplan und Notar heruntergleiten läßt und dann gar hurtigen Schrittes wieder zu ihrem eigenen Gemach zurückeilt. — Karl ist des Geschauten wenig froh. Aber er beherrscht sich und seinen Unwillen. Er ist ja fromm genug, um sich zu sagen, daß auch das, was er eben gesehen, ein gutes Ende nehmen könne und in den Plan der göttlichen Vorsehung gehöre. So unterdrückt

er denn den Schmerz, der allerdings in seinem Vaterherzen wühlt; er gebietet auch seiner Zunge Schweigen und sieht ruhig und gelassen der weiteren Entwicklung zu.

Kein so ruhig Gewissen hat Einhard. Er kennt seinen Herrn allzu gut, um nicht zu wissen, daß dessen scharfes Auge bald seinen Liebeshandel durchschauen würde. Eines schönen Tages macht nun Einhard — auf sein böses Gewissen mußte ja die Ruhe und Gelassenheit seines kaiserlichen Herrn erst recht unheimlich wirken! — dem Kaiser selbst eine Szene: er wirft sich ihm zu Füßen, erbittet von ihm seine Entlassung und beginnt mit Klagen gegen Karl, indem er behauptet, seine vielen und großen Dienste würden nicht gebührend belohnt. Karl hört seinen Vertrauten ruhig an, tut, als ob er nichts davon wüßte, was sich zwischen diesem und Imma abgespielt hatte, und — schweigt. Dann antwortet er schließlich Einhard, er werde auf sein Begehr ihm noch Bescheid geben; er setzt hierfür einen Hoftag an, zu dem alle seine Räte und die Ersten seines Reiches und seine sonstigen Vertrauten erscheinen müssen. Als dann diese erlauchte Versammlung wirklich zusammengekommen ist, da tritt der Kaiser vor sie hin und trägt ihr den peinlichen Fall vor: er legt dar, wie die kaiserliche Majestät in hohem Grade verletzt und beleidigt worden sei durch die unwürdige Verbindung seiner Tochter mit seinem Notar, und wie er selber darüber großes Leid verspüre. Alles ist aufs höchste erstaunt und bestürzt. Der Kaiser schildert nun den Vorgang, den er selber beobachtet hat, bis ins einzelne und verlangt dann von den Versammelten die Kundgabe ihrer Meinung. Aber die Ansichten über den Fall gehen auseinander. Die einen sagen, es müsse eine ganz exemplarische Strafe sein, die man dem Einhard geben solle; die andern meinen, er müsse verbannt werden; die dritten sind wieder einer andern Ansicht. Alle lassen sich eben von ihrem Temperamente bestimmen. Eine Gruppe endlich ist milde ge-

stimmt und bittet den Kaiser inständig, er selber solle die Sache untersuchen und gemäß der Weisheit, die ihm vom Himmel verliehen sei, einen Entschluß fassen. — Karl wägt alle Meinungen gegeneinander ab und verkündet schließlich sein Urteil dahingehend, daß er den Fehltritt der beiden Liebenden verzeihen wolle. Sie sollten einander in rechtmäßiger Ehe angehören, denn er wolle dem an sich freilich schimpflichen Vorfall den Mantel der Ehrbarkeit umhängen. Darob nun große Freude bei der Versammlung! Natürlich rühmt man die Hochherzigkeit und Milde des großen Kaisers in allen Tönen. Indes führt man nun auch Einhard selbst herein. Zu aller Erstaunen grüßt ihn Karl und spricht ihn gar freundlich an: schon längst sei es ihm zu Ohren gekommen, daß er seine Dienste bisher nicht genugsam belohnt habe; freilich trage daran Einhard selber die Hauptschuld; denn wenn er es nur gewußt hätte, so hätte Karl ganz sicher anders gehandelt. Aber, um's kurz zu machen, so sagt Kaiser Karl schließlich, er wolle jetzt die Klagen Einhards durch einen außergewöhnlichen Lohn abstellen: auf daß ihm Einhard auch künftig so treu und so wohlgeneigt sei wie früher, so wolle er ihm seine Tochter verloben — „Euere Trägerin" — so fügt der Kaiser, sicher mit einem Schmunzeln, hinzu —, „welche sich irgendeinmal hoch geschürzt willfährig genug Euch zu tragen gezeigt hat". — Nun wird auch noch die Kaisertochter hereingeführt, natürlich mit zahlreicher Begleitung; über und über errötet sie, als sie begreift, worum es sich handelt, und als der Vater sie nun mit ihrem Einhard verlobt. So ward aus Kaiser Karls Erzkaplan und Notar und dem resoluten Kaisertöchterlein ein glücklich Ehepaar.

Schade, daß diese Erzählung, die uns hier jener Lorscher Mönch bietet, dem scharfen Lichte der historischen

Kritik nicht standhält[1]): allerdings hat sie auch auf die ernste Geschichtsforschung lange Zeit ihren Einfluß ausgeübt; noch knapp vor einem halben Jahrhundert war ein Forscher[2]) geneigt, in Imma eine Tochter Karls d. Gr. zu sehen. Indes erweist sich die fragliche Erzählung bei näherem Zusehen als eine Anekdote, die ihren Stoff zum Teil allerdings geschichtlichen Vorkommnissen und Zuständen am Hofe Karls, zum Teil aber auch den Erzeugnissen frei schaltender Phantasie entnommen zu haben scheint: mit jener Tochter Karls, die angeblich mit dem „König der Griechen" verlobt war, ist zweifellos die Kaisertochter Ruotrud gemeint, die, wie Einhard in seiner Karlsbiographie berichtet, mit dem griechischen Kaiser Konstantin verlobt gewesen war, während später dieses Verlöbnis tatsächlich aufgelöst wurde; dieselbe Ruotrud stand auch zu einem Großen Karls, zu dem Grafen Roriko von Maine, in einem illegitimen Verhältnis, dem ein Sohn namens Ludwig entsproß, der später Abt von St. Denis wurde. Eine andere Kaisertochter, Berta mit Namen, stand in zarten Beziehungen zu einem andern Hofwürdenträger Karls, zu dem „Homer" des Aachener Hofes, dem Dichter Angilbert, dem sie zwei außereheliche Söhne schenkte, Harnid und Nithard, der dann zum Geschichtsschreiber des karlingischen Bruderkrieges nach dem Tode Ludwigs d. Fr. werden sollte; erst später scheint Karl sein Einverständnis zu einer legitimen Ehe zwischen Angilbert und seiner Tochter gegeben zu haben.

So boten also die tatsächlichen Verhältnisse am Hofe Karls allerdings Raum und Anlaß zu einer derartigen Anekdote wie der Erzählung bei unserem Lorscher Mönche.

---

[1]) Das hat namentlich Teulet in seinen Oeuvres complètes d' Éginhard I S. XXIXff überzeugend nachgewiesen.

[2]) O. Falke in seinem Aufsatz „Karls d. Gr. Tochter Gisla zu Seligenstadt", in den Forschungen zur deutschen Geschichte XV (1875) 657 A. 4.

Übrigens scheint hier der Zug von dem starken Schneefall, der während des Besuches bei der Geliebten eingetreten war, sowie von dem verzweifelten Hilfsmittel, zu dem diese greift, nicht originell zu sein; denn schon bei dem englischen Chronisten Wilhelm von Malmesbury, der einige Zeit vor dem Lorscher Mönch geschrieben hat, findet sich eine ganz ähnliche Erzählung: die Schwester Kaiser Heinrichs III. (1039—56) ist hier die „Heldin" der Erzählung. Und ein junger Hofgeistlicher ist es hier, der zu der hohen Frau in ein sündhaftes Verhältnis tritt. Bald wird die Sache am Hofe ruchbar. In Haltung und Blicken verraten sich die Liebenden. Der Kaiser weiß nichts von dem Handel und ist von der Tugendhaftigkeit seiner Schwester überzeugt. Doch bald soll ihn der Augenschein eines andern belehren: während einer harten Winternacht, welche jener Kleriker im Gemache der Prinzessin verbracht hat, ist reichlich Schnee gefallen; schon ist der Morgen angebrochen, als die Liebenden sich trennen wollen; um nicht durch die Spur seines Fußes sich zu verraten, läßt sich jener Kleriker von des Kaisers Schwester zu seiner Wohnung zurücktragen. Der Kaiser aber erblickt, als er zum Fenster hinaussieht, dieses Schauspiel. Freilich endet hier das Liebesabenteuer nicht damit, daß aus den beiden Liebenden ein glücklich Ehepaar wird; aber auch hier läuft schließlich alles gut ab: zwar spielt der Kaiser sowohl gegenüber dem Kleriker wie gegenüber seiner Schwester recht deutlich auf den Vorfall an jenem Wintermorgen an und beschämt die beiden so — nicht ohne sie zu ermahnen hinfort von ihren sträflichen Beziehungen abzulassen, was denn auch geschah, wie uns der englische Chronist versichert. —

So setzt sich also, wie man sieht, die Einhard- und Imma-Anekdote aus so mancherlei Bestandteilen zusammen. Immer fester wurde indes der Glaube an ihren Inhalt, und Einhards angebliche Eigenschaft als Schwiegersohn Kaiser

Karls galt bald allgemein als ausgemachte Tatsache. Im Kloster Lorsch konnte man später eine Grabschrift auf Einhard lesen, deren lateinischer Wortlaut unter anderem behauptete, daß seine neben ihm bestattete Gattin Imma die Tochter Karls d. Gr. sei[1]). Und eine andere Inschrift auf einem Grabstein, der sich heute noch zu Erbach im dortigen Schlosse befindet, spricht gleichfalls von Imma, der Gemahlin Einhards, als „des grossen Kaiser Caroli ehelicher Dochter"[2]), während Einhard selbst hier der „erste Herr zu Erbach" genannt wird. Von Einhard und Imma wollten nämlich später die Herren von Erbach abstammen, die vermutlich auf dem Wege der Vogtei im zwölften Jahrhundert ihre Gewalt über Michelstadt erlangten und schon in früher Zeit eine überragende Stellung in jener Gegend einnahmen[3]), in der Einhard einstens tatsächlich eine ansehnliche Grundherrschaft sein eigen nannte[4]); seit dem 13. Jahrhundert erscheinen sie als Herren von Michelstadt[5]).

Nicht uninteressant wäre es die weitere Entwicklung jener vom Lorscher Mönche berichteten Anekdote und ihre Auswirkung in der Literatur zu verfolgen[6]). Doch will ich hier nur in aller Kürze dar-

[1]) Dieser Meinung scheint schon der Abt Anselm von Lorsch nach seinem Testament vom 27. Oktober 1095 gewesen zu sein; s. J. W. Ch. Steiner, Geschichte und Beschreibung der Städte Seligenstadt und Aschaffenburg (1820) S. 55f.; Draudt, Das Kloster Michelstadt, Steinbach im Odenwald, im Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde XIII (1874) 392.

[2]) Bei Teulet a. a. O. I S. CVI; vgl. O. Abel, Kaiser Karls Leben von Einhard. [Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. IX. Jahrhundert I. Bd.] Berlin 1850, S 60.

[3]) S. K. Morneweg bei Volk, Der Odenwald 302.

[4]) Darüber s. unten Abschnitt XIV.

[5]) Draudt a. a. O. 396f.

[6]) Vgl. H. Varnhagen, Eginhard und Emma. Eine deutsche Sage und ihre Geschichte, im Archiv für Literaturgeschichte XV (1887) 1ff.; ich wurde auf diesen Aufsatz durch einen meiner Schüler, Herrn cand. phil. Karl Wildstake, hingewiesen.

auf hinweisen, daß wohl der tatsächliche Aufenthalt Einhards im Odenwald und damit seine zeitweilige Trennung von dem Aachener Hofe und dessen Genüssen zur Ausgestaltung jener Anekdote Anlaß bot; hiernach ziehen Einhard und Imma, von Kaiser Karls Hoflager verbannt, in die Wildnis und in einen tiefen Wald, der sich in der Maingegend ausdehnt; hier bauen sie sich eine Hütte, und der einst so viel gefeierte Hofmann wird zum Jäger, der sich und seiner Familie durch die Jagd seinen Unterhalt verschafft. Aber Karl selber wird die Strafe, die er über das Paar verhängt hat, leid; allzusehr ist er an seinen Geheimschreiber und an seine geliebte Tochter gewöhnt. Überall vermißt er die beiden; Jahre verrinnen, bis er sich gelegentlich einer Jagd in den Odenwald verirrt. Unter einem Baum schläft da der Kaiser ein. Als er erwacht, erblickt er einen blonden Knaben vor sich, der mit Karls Schwert herumhantiert. Erstaunt frägt der Kaiser, was denn da der Junge mache. Der entgegnet nur er wolle ihm die Waffe wegtragen, damit der fremde Mann nicht die Hirsche und Rehe des Waldes totstechen könne. Nun kommt der Kaiser auch zur Mutter des aufgeweckten Knaben, die ein weiteres Kind an der Brust hält. Erstaunt betrachtet der Kaiser die Frau, erkennt aber in ihr seine Tochter nicht gleich wieder, wie auch diese ihn zweifelnd ansieht. Als dann der Gatte der jungen Frau in sein einfaches Heim zurückgekehrt kommt und reiche Jagdbeute mit sich bringt, richtet man ein frugales Mahl zurecht. Wie es ans Essen geht, erkennt der Kaiser an der Art, wie das Wildbret zubereitet ist und wie man es ihm darbietet, daß die Frau, die ihn da bewirtet, niemand anders sein könne als seine Tochter. Natürlich kommt es jetzt zur Versöhnung zwischen dem gestrengen Vater und seinem Töchterchen und Schwiegersohn. Da erscheint gerade zur rechten Zeit auch das Jagdgefolge des Kaisers, und alles endet in Glück und Freude. Beim Scheiden aus dem Odenwald ruft Imma, der die Stätte ihres stillen, bescheidenen

Familienglücks gar lieb geworden ist, wehmutsvoll aus: „Leb' wohl, o du Wald!" — Die Volksetymologie läßt aus dem letzten Teil dieses Ausrufs den Namen „Oden-Wald" entstanden sein, wie sie auch den Namen Seligenstadts, der späteren langjährigen Wirkungsstätte Einhards und Immas, mit jener Begegnung und der hierbei erfolgten Aussöhnung in Zusammenhang bringt und behauptet, Kaiser Karl habe jene Stätte „selig" gepriesen und darum sei sie zu ihrem Namen gekommen.

Manche Anregung bot dieser Stoff und die Art, wie er sich gestalten ließ, der deutschen und der französischen Literatur: in Gedichten und in dramatischen Darstellungen hat man ihn behandelt. Auch eines unserer „Volkslieder" geht auf diese Einhardspoesie zurück, worauf Felix Schreiber[1]) aufmerksam gemacht hat: es ist das sog. „Thüringer Volkslied" „Ach, wie wär's möglich dann . . ." Es begegnet nämlich in dem Schauspiel „Emma und Eginhard", das Helmina von Chézy († 1856) zur Verfasserin hat und das im Jahrer 1812 über die Dalbergsche Bühne in Aschaffenburg ging und auch auf Schloß Amorbach aufgeführt wurde[2]); hier singt Einhards Tochter Sieglinde jenes Lied[3]), das nun durch die deutschen Lande gedrungen ist und in dessen Weise noch etwas wie ein stiller Nachklang von Einhards junger Liebe zu uns spricht. —

Wie schon gesagt, weiß uns die nüchterne Geschichte nicht entfernt so vieles und genaues wie die Sage von Einhards und Immas Liebe und Ehe zu berichten; der historische Einhard ist wohl auch auf eine weniger außergewöhnliche Weise, als die Sage es will, zu seiner Lebensgefährtin

---

[1]) Die Mark Michelstadt (Schleusinger Gymnasial-Programm 1896) 20.

[2]) Varnhagen a. a. O. 19.

[3]) S. Schreiber a. a. O.

und zu dem Hausstande gekommen, der sich ihm in Aachen auftat.

Ich möchte gleich hier eine andere Erzählung anfügen, die auch Einhard betrifft und die gleichfalls historisch wenig beglaubigt und vielleicht nur als Anekdote zu betrachten ist: als der Statthalter von Jerusalem, Azan mit Namen, so wird des langen und breiten von einem Mönch des Klosters Reichenau am Anfang des zehnten Jahrhunderts erzählt, um jeden Preis mit Kaiser Karl zusammentreffen und sich zu diesem Zwecke in das Frankenreich begeben wollte, erkrankte Azan auf Korsika schwer und trachtete nun danach, daß der Frankenkaiser zu ihm nach Korsika käme. Aber Karl, der große Kriegsheld, fürchtet die Seefahrt; er selbst will sich keinesfalls dem Meere anvertrauen. Da denkt er an Einhard: dieser hat sich ja zu allem, wozu immer man ihn gebraucht hatte, geschickt und fähig erwiesen. So tritt man auch jetzt an ihn heran; aber Einhard will von dieser Mission beileibe nichts wissen: zu Lande, so entgegnet er Karl, möge man ihn überall hinschicken, auch wenn er zu fremden Völkerschaften gehen müsse, wolle er es tun und in Treuen Karls Befehl erfüllen. Aber von Wasserwegen will er nichts hören. — Wenn demnach Einhard von der Tatsache, daß das Wasser keine Balken hat, zu tiefst durchdrungen gewesen sein soll und aus ihr für seine Person angeblich die nötigen Folgerungen gezogen hat, so schiene, wie mich dünkt, dieser Charakterzug ganz gut zu dem Porträt des historischen Einhard zu passen; aber immerhin mag es dahingestellt bleiben, ob dieser Erzählung ein geschichtlicher Kern zugrunde liegt[1]).

---

[1]) Teulet a. a. O. I S. XXXVIIf. betrachtet sie bloß als Sage; vgl. H. Hoffmann, Karl der Große im Bilde der Geschichtsschreibung des frühen Mittelalters (800—1250), in E. Eberings Histor. Studien CXXXVII (Berlin 1919) 101ff.

VI.

Der „Beseleel“ des Aachener Kaiserhofes.

Schon in den ersten Jahren, da Einhard dem Hoflager Karls d. Gr. angehörte, vollzog sich mit dem fränkischen Königshofe selber eine wesentliche Veränderung: in den neunziger Jahren des achten Jahrhunderts erhielt das fränkische Hofleben einen festen, dauernden Sitz; bisher war der Frankenkönig in der Regel von Ort zu Ort, von Pfalz zu Pfalz gezogen, ohne daß es einen bestimmten Platz gegeben hätte, der als ständiger Regierungssitz, als die Residenz des Frankenkönigs schlechthin gegolten hätte. Das alte Wanderkönigtum der Germanen hatte bisher fast unumschränkt geherrscht. Karl hat damit gebrochen und Aachen als seinen vorzüglichen Aufenthaltsort erwählt. Aachen wurde zur Residenz des Reiches, in der künftig der Herrscher zwar nicht ununterbrochen, aber doch regelmäßig verweilte, wenn anders ihn nicht Kriegszüge und sonstige Geschäfte in die Ferne riefen; namentlich den Winter brachte man meist in Aachen zu.

So wurde damals Aachens Bedeutung im Mittelalter begründet. Kirchliche und weltliche Bauten entstanden jetzt hier. Die weiträumige Pfalz des fränkischen Königs und das zu ihr gehörige herrliche Marienmünster, wie es noch heute unser Auge entzückt, wurden damals errichtet. Eine Reihe von Gebäuden für die einzelnen Hofbeamten mußten hergestellt werden; und ebenso brauchte man in Aachen Unterkünfte für das übrige zahlreiche Gefolge, für die Scharen von Leibeigenen, welche zur Aachener Pfalz gehörten und

hier Frondienste verrichteten. Desgleichen ließen sich vermutlich so manche auswärtige Herren, reiche Äbte und Bischöfe, welche zwar nicht dauernd in Aachen wohnhaft waren, aber doch des öfteren bei Hofe erscheinen mußten, in Aachen ihre Absteigequartiere erbauen — gewissermaßen Vorläufer jener Palais und Prälaturen, die sich in späteren Jahrhunderten der auf dem Lande ansässige hohe Adel und angesehene geistliche Herren in den Residenzstädten ihrer Fürsten errichten ließen. Und ebenso brauchte man in Aachen Unterkünfte für die übrigen Fremden, die durch ihre gelegentlichen Geschäfte in großer Zahl zur neuen Königspfalz geführt wurden, für die Bittsteller, welche hier persönlich ihre Sache dem Herrscher vortragen wollten, für die Kläger und Beklagten, welche vor dem Hofgericht ihres Königs Gerechtigkeit zu finden hofften. Es entwickelte sich also ein reger Verkehr in Aachen, der seinerseits wieder die Entstehung von Verkaufshäusern und die Niederlassung von Handwerkern begünstigen mußte.

In der Tat war es eine großzügige, glänzende Anlage, die sich seit der Wende des achten zum neunten Jahrhundert an der Stätte des alten „Aquisgranum" erhob. Von weither mußte so manches geschickt werden, was man zum Schmuck dieser Residenz des mächtigen Frankenherrschers verwendet sehen wollte; nur die bedeutendsten Kunststätten Italiens schienen gut genug zu sein, um das ihre beizusteuern zur Erhöhung des Glanzes des karlingischen Hofes: Rom und Ravenna mußten Baumaterial für das „neue Rom" jenseits der Alpen liefern, marmorne Säulen und Bildwerke und musivische Arbeiten, die nunmehr unter der nordischen Sonne ihre Schönheit erstrahlen lassen sollten. Bald thronte der goldene Apfel am First des Aachener Münsters — das Vorbild vielleicht des späteren „Reichsapfels", das Sinnbild der Weltherrschaft! —, und schon bewunderte der Besucher des Aachener Palatiums auf dem geräumigen

Platze, der sich vor diesem weitete, die Reiterstatue des Theodorich, des berühmten Ostgotenkönigs, von dem die alten deutschen Heldenlieder, die ja gerade Karl d. Gr. sammeln ließ, so vieles zu singen und zu sagen wußten; auch dieses Kunstwerk war von Ravenna, der letzten Metropole des weströmischen Reiches, über die Alpen gewandert — ein Symbol gleichsam für den Anbruch der neuen Zeit, da alle Herrschaft und Macht und alles Heldentum von des fränkischen Volkskönigs Hof wie von einem Magneten angezogen ward. —

Inmitten der Bauten, die in jenen Jahren in Aachen neu erstanden, hat auch Einhard lange, lange Zeit hindurch sein Heim besessen. Es war jenes Häuschen, für dessen Türe die erwähnten Verse Alkuins[1]) bestimmt waren. Hier hat Einhard, sofern er nicht seinen Herrscher auf seinen Fahrten begleiten mußte, manche Jahre seines Lebens an der Seite seiner geliebten Gattin verbracht; und hier in diesem Aachener Häuschen hat er manches Mal ausgeruht von des Tages Mühen und Sorgen, die ihm sein Beruf und seine vielseitige Tätigkeit in reichem Maße brachten.

Denn nicht nur als Lehrer und Bibliothekar, als Gelehrter und Dichter wirkte Einhard; nicht nur einen Mann der Wissenschaft und der Feder haben wir in ihm zu sehen — Einhard war auch Künstler. Ja in seinem Naturell trat das Künstlerblut stark hervor gegenüber seiner Gelehrtenart. —

Woher wir das wissen? — Zunächst schon von Einhards „Pseudonym", wenn man's so nennen kann. — Wie gesagt[2]), führten in dem Kreise Karls d. Gr. die einzelnen dieser Runde angehörigen Persönlichkeiten Namen von berühmten Männern der Vergangenheit. Wenn

[1]) S. oben S. 26.
[2]) Oben S. 22.

hierbei Einhard den Namen „Beseleel“ erhielt, so geschah dies nur, weil er auf jenem Gebiete Meister war, auf dem einstens auch der Beseleel der Bibel gewirkt hatte: auf dem Gebiete der Kunst. Beseleel war nämlich — ich mache diese Bemerkung mit Rücksicht auf diejenigen meiner verehrten Leser, welche mit der Bibel nicht ganz auf vertrautem Fuße stehen — der im zweiten Buche Mosis (Kap. 31, V. 2 ff.) erwähnte, mit besonderer Kunstfertigkeit auf so mancherlei Gebieten begabte Mann, der kunstgewerbliche Gegenstände aus Gold und Silber und Erz, aus Marmor und Edelgestein für die alttestamentliche Stiftshütte hergestellt hat. Gleich diesem Beseleel im Alten Testament war also auch Einhard in jenen Kunstzweigen ein Meister. Man hat auch schon seit langem erkannt, daß Einhard Künstler gewesen sein müsse. Doch suchte man hierbei meist das besondere Gebiet seiner Kunstbetätigung auf dem Felde der Architektur. Das war ein Irrtum. Er führte die Forschung auf eine um so abschüssigere Bahn, als man geneigt war, Einhard, dem vermeintlichen Architekten, nun auch sogleich das bedeutendste Bauwerk seiner Zeit, das Aachener Münster, zuzuteilen. Fast ohne jeden positiven Grund! Wir haben im Gegenteil die ausdrückliche Nachricht, daß der Erbauer des Aachener Münsters ein gewisser Odo von Metz, also nicht Einhard, war. Hat somit Einhards Name mit diesem berühmten Bauwerk als solchem nichts zu tun, so doch mit der inneren Ausstattung und Ausschmückung des Münsters: wie der Beseleel des Alten Testaments das Nationalheiligtum des israelitischen Volkes, die Stiftshütte, mit den verschiedensten kunstgewerblichen Gegenständen ausstattete, wie er ein Meister des Kunsthandwerks, insbesondere der Metallarbeiten und des Erzgusses war, so lag auch Einhards künstlerische Domäne im Erzgusse und in der Metallplastik, so hat auch er für die Inneneinrichtung des Nationalheiligtums seines Volkes, für die Aus-

schmückung der „Stiftshütte" seiner Zeit gearbeitet; das aber war die Marienkirche, die eben damals in Aachen entstand.

Doch hören wir zunächst näheres von Einhards Werdegang als bildender Künstler! — Als Einhard seine Lehrjahre in der Fuldaer Klosterschule verbrachte, da wird er nicht selten auch in der Klosterkirche daselbst an der Stätte gestanden haben, wo St. Bonifatius' Leib ruhte; und wenn er so beim Schein der Öllampen oder der Wachskerzen, die man vor den Gräbern von Heiligen brannte[1]), vor der Ruhestätte des großen Apostels der Deutschen stand, dann schaute er hier jenen noch neuen, gar kunstreich gearbeiteten Bogen über dem Grabe dieses Heiligen, den Abt Sturmi von Fulda, der Schüler und Nachfolger des hl. Bonifatius und der Vorgänger Baugulfs, des eigenen Abtes Einhards, mit Gold- und Silberplatten hatte belegen lassen[2]). Auch so manch anderes Werk der kirchlichen Kleinkunst jener Tage wie etwa Kronleuchter oder fein gearbeitete Aquamanilien sah der junge Einhard mit bewunderndem Blick in der Fuldaer Klosterkirche. In jenen Lehrjahren zu Fulda mag er auch schon die erste Kunde vernommen haben von dem liebenswürdigen heiligen Meister der Goldschmiedekunst, der gleichfalls im Frankenreiche gelebt und gewirkt hatte: vom einstigen Bischof von Noyon, St. Eligius (588 bis 659), dem Hofgoldschmied der Merowingerzeit, dessen Gestalt uns in der Legende so recht als eine Künstlerfigur gezeichnet wird: als Persönlichkeit mit ausgesuchtem Äußern

---

[1]) St. Beissel, Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland bis zum Beginn des dreizehnten Jahrhunderts (17. Ergänzungsheft zu den Stimmen aus Maria-Laach, Freiburg i. B. 1890) 15.

[2]) S. P. Clemen, Merowingische und karolingische Plastik, in den (Bonner) Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande LXXXXII (1892) 47.

— sein sorgfältig gekämmter Bart und seine weißen, zarten Hände werden an ihm gerühmt —, mit ausgesprochener Vorliebe für schöne, hübsche Gewandung und mit einer stark hervortretenden Feinnervigkeit[1]), als Persönlichkeit, die vom Heiligentyp jener Periode gar sehr absticht. In dem jugendlichen Einhard mag, als er zu Fulda von dieser Persönlichkeit hörte, der Wunsch sich geregt haben, selber dereinst auf dem Gebiete der bildenden Kunst, und zwar gleich St. Eligius gerade auf dem der Plastik zu schaffen, wenn er einst „groß geworden" sei. Freilich: entscheidend auch für den Werdegang des Künstlers Einhard scheinen erst die Jahre geworden zu sein, da er dem Aachener Hoflager angehörte und da ihm hier so recht Augen und Herz aufgingen für den Glanz und für die Schönheit der Form, die er hier zu schauen bekam: am Aachener Hofe und in den andern Pfalzen des Frankenkönigs hatte er ja Gelegenheit, so manche Zier- und Schmuckstücke zu sehen, an welchen bereits die Väter und Großväter seiner Zeitgenossen sich erfreut hatten: da bewunderte er die kunstvoll gearbeiteten Schwertgriffe und die schönen Schildbuckel, die mit roten Granaten verzierten Gürtelschnallen und die geschmackvollen Fibeln, an denen die Freude am Schönen schon früh ein Betätigungsfeld gefunden hatte; er sah jene Prunkstücke, deren Herstellung man — gleichviel ob mit Recht oder Unrecht — gerade mit dem hl. Eligius in Zusammenhang brachte, wie etwa den Thronsessel König Dagoberts, der bis heute im Cabinet des antiques der Pariser Nationalbibliothek sich befindet. Seit der Periode der Völkerwanderung hatte ein brennendes Goldfieber die nordischen Völker ergriffen; in den Schätzen, welche im Römerreiche aufgehäuft waren, konnte es seine Befriedigung suchen; Könige legten sich seitdem ihre Schatzkammern an und Prinzessinnen bekamen bei ihrer Verheiratung zuweilen

[1]) Clemen a. a. O. 34.

einen ganzen Zug von Lastwagen mit Schätzen mit; es waren die Tage, da die Sage vom Nibelungenhort Wurzel im Denken des Volkes schlagen konnte[1]). Wie prunkliebend schon die Zeit vor der fränkischen Reichsgründung Chlodwigs am Ende des 5. Jahrhunderts war, davon können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir des reichen Schatzes gedenken, den das 1653 zu Tournai aufgedeckte Grab König Childerichs († 481), des Vaters Chlodwigs, einschloß: die Unmenge von Kostbarkeiten, die man hier vorfand, deuten auf den reichen Schmuck des Gewandes und der Rüstung des alten Merowingerkönigs hin. Im Laufe der folgenden Generationen war die Freude an Schmuck und Prunk sicher nicht geringer geworden. Für die Ausbildung namentlich der Gold- und Silberschmiedekunst war die Vorliebe des männlichen wie des weiblichen Geschlechtes für Schmuckgegenstände, für goldene Ketten, für reiche Armbänder und ähnliches, von Bedeutung.

So konnte also Einhard am karlingischen Hofe und bei den Versammlungen der Großen seines Königs oft genug gleißende Zier schauen. Und wenn er dann in Karls Gefolge in so manche Bischofstadt und in manche altehrwürdige Abteikirche kam, da wird er gleichfalls nicht selten Kunstwerke der Vergangenheit haben anstaunen können: da sah er jene kostbaren gottesdienstlichen Gefäße und kirchlichen Kunstdenkmäler, die herrlich gearbeiteten Kreuze und Kelche, die Tragaltärchen und Leuchter, die Altartafeln und Antependien, die Reliquienkästchen und Säulenbaldachine, wie etwa den Kelch, den eine Merowingerkönigin dem Kloster Chelles bei Paris geschenkt hatte, oder die Tumba für den Leib des hl. Martin in Tours, welche Bischof Perpetuus von Tours (461—491) hatte herstellen lassen, oder auch die Grabmäler der französischen National-

[1]) S. J. von Falke, Geschichte des deutschen Kunstgewerbes (Berlin 1888) 25.

heiligen, das des hl. Martin in Tours, das der hl. Genofeva in Paris und das des hl. Dionyſius in St. Denis, Werke, welche durch die Menge der auserleſenen Edelſteine, die ſie ſchmückten, und durch die Koſtbarkeit des Edelmetalls, mit dem ihr hölzerner oder ſteinerner Kern verkleidet war, weithin berühmt waren. Nicht minder werden Einhard die größeren Gußwerke, welche bereits vor ſeiner Zeit entſtanden waren, intereſſiert haben, Arbeiten wie jener Adler aus vergoldeter Bronze, der der Kirche von St. Hilaire in Poitiers gehörte, und der hier, auf einem Piedeſtal ſtehend, offenbar als Leſepult diente. — Dem Auge Einhards werden die meiſten dieſer Schätze des älteſten fränkiſchen Kunſthandwerks ſicher erreichbar geweſen ſein, während ſie dann zum guten Teil ſchon wenige Jahrhunderte nach ſeinem Tode in den Stürmen der Normannennot zugrunde gingen und ihren Reſt der Vandalismus der franzöſiſchen Revolution dem Schmelztiegel überantwortete. Nur die erhaltenen merowingiſchen Reliquienkäſtchen laſſen uns den einſtigen Reichtum an verloren gegangenen Schätzen ahnen. Wie oft mag da Einhards Blick in ſeinen Lehrjahren auf ſolchen Reliquienkäſtchen geweilt und es liebevoll ſtudiert haben, wie ihre Künſtler mit Goldblech oder mit Rotkupferblech, manchmal auch mit getriebenen Arbeiten ſie überzogen und den ungeſchliffenen Steinen, die ſie trugen, eine ſo eigentümliche Faſſung verliehen hatten[1]). Die fränkiſche Metallurgie hatte ja zur Zeit der erſten Karlinger bereits einen hohen Stand erreicht, ſie umfaßte ſowohl die Kunſt des Metallgießens wie die des Treibens. Der Boden war alſo, wie wir ſehen, ſchon gut beſtellt, als gegen Ende des achten Jahrhunderts die Renaiſſance der Kunſt unter Karl dem Großen einſetzte.

Der Mittelpunkt, von dem dieſe karlingiſche Renaiſſance ausging, war das als Karls ſtändige Reſidenz

[1]) Über all das ſ. Clemen a. a. O. 39.

gedachte Aachen; schon das brachte es mit sich, daß hier mehr als an irgendeiner andern Stätte des Reiches die Kunst und das Kunsthandwerk gepflegt werden mußte. Dazu kam, daß Aachen auch zum kirchlichen Mittelpunkt des fränkischen Reiches bestimmt war: in Aachen hatte das Haupt der fränkischen Hofgeistlichkeit, der sog. capella, der oberste Kaplan oder Erzkaplan, seinen Sitz; hier sollte sich nach den Plänen Karls und seiner gelehrten Umgebung auch das Zentralheiligtum für das gesamte Frankenreich erheben; die Pfalz Karls und die Gesamtheit der an ihr fungierenden Hofgeistlichkeit, die „capella" im persönlichen Sinne des Wortes, sollte hier ihr besonderes Heiligtum, ihre „capella" im örtlichen Sinn[1]), erhalten. Das war der Gedanke, durch den die Aachener Pfalzkapelle, die Marienkirche daselbst, entstand.

Bekanntlich griffen die Maßnahmen Karls in mehrfacher Hinsicht zurück auf die Vorbilder großer Vergangenheit. Namentlich die Gestalten der alttestamentlichen Könige scheint Karl vor Augen gehabt zu haben — nach einem alttestamentlichen Herrscher führte er ja auch selbst sein „Pseudonym" in seiner gelehrten Tafelrunde; und ebenso pflegte man in dem Vorstand der Hofgeistlichkeit Karls einen neuen alttestamentlichen Hohenpriester, einen neuen Aaron, zu sehen; als „Aaron" wurde daher der oberste Kaplan, sowohl der unter Karl, der kölnische Erzbischof Hildebald, wie auch dessen Nachfolger, der Erzkaplan Ludwigs d. Fr., Abt Hilduin von St. Denis, bezeichnet.

Überhaupt war ja der Einfluß des Alten Testaments auf die Anschauung und die Denkungsart der karlingischen Zeit nicht gering. Das Bewußtsein war hierbei maßgebend, daß das Christentum die Erfüllung dessen gebracht habe,

---

[1]) Vgl. W. Lüders, Capella. Die Hofkapelle der Karolinger bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts [Archiv für Urkundenforschung II, Leipzig 1909] 17ff., 52ff.

was längst vorher verheißen und vorbedeutet worden war, so daß man den Inhalt der Geschichte des Alten Testaments zu dem des Neuen Bundes wie Vorbild und Symbol gegenüber Urbild und Erfüllung auffaßte[1]). Daher hat sich auch die christliche Kunst schon früh an den Gedanken- und Ideenkreis des Alten Testaments angeschlossen; bekannt ist ja, wie sie es liebte Szenen aus dem Alten Bunde den entsprechenden Szenen aus dem Neuen Testament gegenüberzustellen. Aber nicht bloß solche Vergleiche zwischen alt- und neutestamentlichen Szenen liebte man in jener Periode — man schuf auch für den christlichen Gottesdienst Geräte unmittelbar nach den Vorbildern, die man in der Bibel als Ausstattungsgegenstände des mosaischen Heiligtums angegeben fand. So ließ ein Zeitgenosse Einhards, der schon wiederholt genannte Hraban von Fulda, wie uns ausdrücklich bezeugt wird, „nach dem Vorbilde der mosaischen Bundeslade" einen Tragaltar herstellen[2]).

Lebhaftem Interesse begegnete schon in den Tagen des frühen Mittelalters die alttestamentliche Stiftshütte und der Salomonische Tempel zu Jerusalem; man erblickte in der Stiftshütte und in ihren heiligen Geräten das Vorbild für den Gottesdienst der christlichen Kirche. Unter diesen Verhältnissen lag der Gedanke nicht fern, eine Art von Wiedererneuerung der alttestamentlichen Stiftshütte bzw. des Salomonischen Tempels zwar nicht im architektonischen Sinne, wohl aber dem Gedanken, der Idee nach vorzunehmen, als man daran ging, in Aachen ein Zentralheiligtum für das neue Gottesreich, für die neue „civitas Dei" zu errichten. In der Tat hat man sich bei der Erbauung der Aachener

[1]) Vgl. C. Bock, Die Reiterstatue des Ostgotenkönigs Theodorichs von dem Palaste Karl d. Gr. zu Aachen, in den Bonner Jahrbüchern V (1844) 44f.

[2]) Zu all dem s. Buchner, Einhard als Künstler 30ff.

Marienkirche in mancher Hinsicht an das Vorbild des alttestamentlichen Heiligtums angelehnt[1]): nicht bloß, daß man eine dem alttestamentlichen Heiligtum entsprechende Gliederung des Aachener Gotteshauses vorgenommen zu haben scheint — man griff auch auf die Maßverhältnisse, die man in der Bibel für die Stiftshütte bzw. für den Salomonischen Tempel angegeben fand, zurück; auch in einer Reihe von Einzelheiten, wie z. B. in dem Aachener Königsstuhl, der dem Thron Salomos nachgebildet war, ahmte man Angaben des Alten Testaments nach. Und wenn man für die Aachener Pfalzkirche nicht einen Langhausbau, sondern einen Zentralbau wählte, so war der Grund hiervon kein anderer, als daß auf dem Platz des Salomonischen Tempels zu Jerusalem in der Zeit Karls d. Gr. gleichfalls ein solcher Zentralbau stand, die sog. Felsenmoschee („Omarmoschee"), die bis zu einem gewissen Grad als das bauliche Vorbild des Aachener Heiligtums bezeichnet werden darf.[2]) — mag immerhin der Architekt des Münsters in mancher Hinsicht von San Vitale in Ravenna beeinflußt worden sein und die Maße des Baues, die Zahl der Mittelpfeiler und ähnliches davon übernommen haben. Der bewußte Anschluß des Aachener Münsters an das alttestamentliche Zentralheiligtum macht es auch erklärlich, daß Alkuin noch während dessen Bauzeit in einem Briefe an Karl vom Juni 798 davon spricht, daß gegenwärtig im heimischen Jerusalem d. h. in Aachen, wo er den König bald zu sehen hoffe, „der Tempel des weisesten Salomo kunstvoll für Gott erbaut" werde.

Jetzt erst, da wir den bewußten Anschluß des karlingischen Gotteshauses an das Bundesheiligtum Israels erkannt haben, werden wir es auch so recht verstehen, inwie-

---

[1]) Den Nachweis hierfür im einzelnen s. ebd. 34ff.

[2]) Den Nachweis s. ebd. 50ff.

fern auch ein „Beseleel" am Hofe Karls nicht fehlen durfte, ein Meister, dessen kunstgeübte Hand Werke aus Gold und Silber und Erz und sonstigem edlen Metall für die neue Stiftshütte der Karlingerzeit schuf. Daß Einhard dieser „Beseleel" war, daß er dieses „Pseudonym" erhielt, eröffnet uns einen tiefen Blick in sein Schaffen für König Karl: nicht auf dem Gebiet der Dichtkunst, nicht auf dem der Wissenschaft, auch nicht auf dem Felde der Geschichtschreibung, sondern auf dem Gebiete der bildenden Kunst und hier wiederum nicht auf dem Boden der Architektur, sondern vielmehr auf dem der plastischen Kleinkünste liegt seine besondere Bedeutung. Die Werke, die seine Hand schuf, waren vor allem für die neue Stiftshütte seiner Zeit, für das Aachener Münster, bestimmt.

Zu diesen Werken des karlingischen Beseleel für die Aachener Marienkirche dürfen wir wahrscheinlich auch jene Aachener Metallarbeiten rechnen, welche sich bis zum heutigen Tage im Aachener Münster befinden: ich meine die bekannten, von Einhard in seiner Vita Karoli besonders erwähnten prächtigen acht Bronzegitter sowie die beiden größeren und die sechs kleineren Flügel von Erztüren, welche Karl für sein Aachener Münster anfertigen ließ[1]).

Diese Aachener Erzarbeiten sind wohl eines besonderen Wortes auch in einer Darstellung des Lebens Einhards wert: die Forschung, die sich mit jenen Aachener Gittern beschäftigt hat, ging zeitweise wohl in die Irre, indem sie — allerdings mit bestechenden Gründen — eine Herkunft unserer Gitter vom Grabmal des Theodorich in Ravenna annahm und vermutete, es seien auch die Aachener Erztüren aus Oberitalien ins Frankenreich gekommen. Indes darf

[1]) S. Buchner, Einhard als Künstler 40ff.

heute diese Meinung als überwunden gelten[1]); durch die Auffindung der Überreste einer Gußwerkstätte in Aachen ist zudem nun die Übung des Bronzegusses daselbst gesichert; ein Aachener Kunstwerk, jedenfalls unter der Oberleitung Einhards gegossen, vielleicht auch von ihm entworfen, darf m. E. in jenen Erzarbeiten gesehen werden.

Jene acht, aus je einem Stück gegossenen Gitter dienen als Schranken für den oberen Umgang des Gotteshauses nach dem mittleren Kuppelraum zu; die entsprechenden Gitter des unteren Achteckes, welche wahrscheinlich aus Stein waren, sind uns nicht erhalten[2]). Als Verzierung jener acht Bronzegitter finden sich vier verschiedene Muster; namentlich einige davon sind interessant; das für die Ostseite des Oktogons bestimmte Gitter ist in drei Felder zwischen vier Rahmen gegliedert, während das ihm gegenüber liegende Gitter zwischen sechs Rahmen in fünf Felder geteilt ist, von denen das mittlere Feld jedoch offen war und einst ein Türchen bildete; durch die Öffnung dieses Türchens sollte dem auf dem Königsstuhl sitzenden Herrscher die Möglichkeit geboten werden, unbehinderten Blickes dem im Oktogon sich abspielenden Gottesdienste folgen zu können. Die beiden erwähnten Gitter waren durch das schöne Rahmenwerk, das sie zierte, und durch den kunstvollen Guß besonders ausgezeichnet — sie sollten eben vor dem Königsstuhl zur Aufstellung kommen! Im Gegensatz zu den übrigen sechs, in flachem und massivem Guß hergestellten Gittern waren jene beiden Gitter hohl gegossen; freilich weist dieser Hohlguß noch starke technische Mängel auf.

Bei zweien der Brüstungspaare lassen sich deutlich noch überlieferte Formen, wie sie der römischen, spätklassischen

---

[1]) Namentlich Durm, Ricci und andere Forscher haben sich dagegen ausgesprochen.

[2]) S. A. Haupt, die Pfalzkapelle Kaiser Karls des Großen zu Aachen [Monumenta Germaniae architectonica I], Leipzig 1913, S. 25.

Kunst zu eigen waren, nachweisen. Zahlreiche Elemente der römischen Verzierungsweise, wie die Pilaster mit ihren Kannelierungen und mit den korinthischen Kapitellen, zierlich geschwungenes Laubornament, Rundstäbe, mit welchen die Kannelierungen der Pilaster bis zur halben Höhe ausgefüllt sind, finden sich hier. — Im Gegensatz zu diesen beiden Gitterpaaren zeigen die zwei anderen Paare größere Unabhängigkeit von antiken Vorlagen. Ihr Meister war hier offenbar bestrebt, selbständige Verzierungsmotive in harmonischer Weise mit dem römischen Stil der Umrahmung in Verbindung zu bringen; in den Streben, die symmetrisch angeordnet sind, kommt dieser selbständige Formtrieb kräftig zum Durchbruch. — Das Ringen der beiden am Hofe Karls waltenden Strömungen, der germanischen und der antiken, spricht sich so in diesen acht Gittern klar und deutlich aus.

Aber auch die Aachener Erztüren veranschaulichen die enge Verbindung, welche in den künstlerischen Schöpfungen Einhards die spätrömische Formenwelt mit den dem Meister dieser Türen angeborenen und ererbten Gebilden fränkischer Kunstübung eingegangen hat[1]). Einfach und schlicht muten uns heute noch die beiden Türflügel an, aus denen das Haupttor, die sog. „Wolfstüre", besteht; noch stärker tritt diese Einfachheit bei den sechs kleineren Türflügeln hervor. In acht rechteckige, glatte Spiegel sind die Flächen der „Wolfstüre" eingeteilt; ihre ornamentale Ausstattung liegt fast ausschließlich in der Umrahmung der vertieften Felder. Eierstäbe und gelappte Blätter und Perlenschnüre sind reichlich zum Schmuck verwandt. Der Künstler lehnt sich bei den Profelierungen der Türen stark an die Antike an. Aus den Spiegeln der Türen treten die Löwenköpfe — eine Reminiszenz an den „Leo de tribu Juda"!

[1]) Zu all dem s. K. Faymonville, Der Dom zu Aachen und seine liturgische Ausstattung vom 9. bis 20. Jahrhundert, München 1909, S. 54ff., 70.

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
ST. MICHAEL'S COLLEGE

— scharf hervor, die ehedem Türringe im Maule hielten und die von einer Rundscheibe mit Akanthusblatt eingefaßt sind. Während diese Löwenköpfe an der Haupttüre nach antiker Art streng stilisiert sind, weisen die kleineren Löwenköpfe an den Nebentüren fast keine antiken Elemente auf, die Mähnen des Löwen sind hier weit mehr naturalistisch behandelt, das Ganze erscheint wohl etwas unbeholfen und hart, aber doch recht kräftig und selbständig. Der Künstler offenbart eben bei den kleineren Löwenköpfen deutlich das Bestreben, ohne allzu große Anlehnung an die Antike selbständig und in freien, lebendigen Formen sein Werk zu schaffen.

Die kleineren Aachener Türflügel sind denn auch hinsichtlich dieses naturalistischen Zuges, der ihnen innewohnt, zum Ausgangspunkt geworden für die naturwahr gebildeten Gestalten späterer Werke wie für die Gestalten der Domtüren zu Mainz. Manche berühmte Erzeugnisse des mittelalterlichen Erzgusses, so die Hildesheimer Domtüren oder die Türen des Augsburger Doms, stehen unter der mittelbaren oder unmittelbaren Einwirkung unserer Aachener Erztüren und somit eines vermutlich vom „Beseleel" der Karlingerzeit herrührenden Werkes.

Die Bedeutung dieser Schöpfung im Rahmen der kunstgeschichtlichen Entwicklung scheint gerade darin zu liegen, daß hier Altes und Neues so stark ineinander übergeht, daß man kaum entscheiden kann, ob dieses Werk mehr nach dieser oder nach jener Seite hin Beachtung verdient. Noch ist allerdings das Alte der Träger größeren Glanzes, der sich gegenüber dem unscheinbaren Neuen anspruchsvoll geltend macht. Aber es sollte doch dieses bescheidene neue Element für die weitere Entwicklung das Entscheidende werden[1]). —

---

[1]) S. R. Dohme, Einhart bei Dohme, Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit (Leipzig 1877) 5.

Doch ich bin mit der Behandlung dieser Kunstwerke im Aachener Münster der Darstellung des Lebenslaufes unseres Einhard vorausgeeilt; denn die Herstellung dieser prächtigen Aachener Metallarbeiten wird erst dem gereiften Einhard, der seine 806 unternommene Italienreise[1]) schon hinter sich hatte, zuzuschreiben sein, nicht dem jugendlichen „Beseleel", als den wir bisher Einhard kennen gelernt haben. Immerhin scheint Einhard schon bald nach seiner Ankunft am Aachener Hof Kunstgegenstände für das neu erstehende Aachener Gotteshaus angefertigt zu haben; denn bereits in Schriftstücken, die noch dem Ende des achten Jahrhunderts angehören, führt er die vielsagende Bezeichnung „Beseleel". An kunstgewerblichen Arbeiten war der Bedarf des Aachener Hofes in jenen Jahren wahrhaftig nicht gering; in Aachen, wo sich der Glanz des karlingischen Hofstaates vereinte mit der Pracht des fränkischen Zentralheiligtums und der an ihm fungierenden Geistlichkeit, ward, wie erst jüngst Alfons Dopsch in seinem prächtigen Werke über die „Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit"[2]) bemerkt hat, ein außerordentlicher Aufwand und Luxus gerade mit Gegenständen des Kunstgewerbes getrieben.

Vielleicht rührt von den freilich recht spärlichen kunstgewerblichen Arbeiten jener Jahrzehnte, die uns erhalten geblieben sind, oder von denen uns wenigstens durch diese oder jene literarische Quelle eine Nachricht überliefert ist, ein oder das andere von Einhard selber her — ich denke an Werke wie an den aus der römischen Kapelle Sancta Sanctorum stammenden, mit Reliefs geschmückten Silberbehälter, der dem Schutze eines Gemmenkreuzes dienen sollte und den Papst Paschal I. (817—824) hatte anfertigen lassen; ausgeschlossen ist es jedenfalls nicht, daß dieses

---

[1]) Über dieselbe s. unten Abschnitt VII.

[2]) Bd. II (Weimar 1913) 138f.

prächtige Stück von Einhard, in dessen Wirkungszeit es jedenfalls entstand, hergestellt worden ist; denn schon P. H. Grisar[1]), der uns den Schatz der Sancta Sanctorum erschlossen hat, hat als Meister dieses Reliefs einen fränkischen Künstler vermutet.

Es ist, wenn nicht sicher, so doch recht wahrscheinlich, daß der geschichtliche Einhard und die Erinnerung an ihn den Kern abgegeben hat für die Figur jenes Künstlers, von dem uns reichlich ein halbes Jahrhundert später der gesprächige Mund eines Mönches von St. Gallen zu künden weiß und der nach dieser Quelle unter Karl d. Gr. gelebt und gewirkt haben soll; als „praestantissimus . . . in aere magister", als vorzüglichster Meister der Erztechnik bezeichnet jener St. Gallener Mönch diesen Künstler. Wohl ist dessen Gestalt in dieser Schrift schon mit unglaubhaften, anekdotenhaften Zügen umkleidet — ein Geschick, das mit ihr bekanntlich auch Kaiser Karl selber teilen mußte, dessen Persönlichkeit in der erwähnten St. Gallener Quelle ja auch von den wilden Ranken der Phantasie erfaßt ist. Wie aber bei der Schilderung Karls seitens jenes Chronisten doch die Erinnerung an seine Größe und Herrlichkeit durch all das Anekdotenhafte klar hindurchleuchtet, so klingt auch in seiner Erzählung über jenen hochberühmten Meister des Erzgusses das Gedächtnis an die ungemein hohe Bedeutung nach, welche tatsächlich einige Jahrzehnte früher ein Künstler des Karlingerhofes — Einhard — eingenommen hatte; kein zweiter ist ihm zu seinen Lebzeiten in der Kunst des Erzgusses gleichgekommen.

So manchen lieben Tag wird also Einhard in seiner Aachener Werkstätte gestanden sein und sich hier mit der Anfertigung von Gegenständen der Edelmetallplastik und mit

[1]) Die römische Kapelle Sancta Sanctorum und ihr Schatz. (Freiburg i. Br 1908) 97f.

Erzeugnissen des Erzgusses abgemüht haben, um mit derartigen kunstgewerblichen Arbeiten das Auge seines Königs zu entzücken. Mit welcher Freude konnte er dann aber auch, wenn er ein besonderes Glanzstück vollendet hatte, es vor seinen „David" bringen! Das waren jene Augenblicke, von denen uns einen Theodulf von Orleans geschildert hat, wenn er Einhard als den gelehrten Bibliothekar und großen Künstler in einer Person darstellt, wie er, Bücher unter dem Arm und Kunstgegenstände in der Hand tragend, eilig dahintrippelt.

Dürfen wir nach all dem auf dem Gebiete der Metallplastik und des Erzgusses die eigentliche Domäne der künstlerischen Betätigung Einhards sehen, so war seine Kunstübung doch nicht allein auf dieses Gebiet beschränkt; zu seiner Zeit gab es ja im Leben des Künstlers ebensowenig eine Differentierung nach den einzelnen Kunstzweigen, wie in der gelehrten Welt eine solche nach den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen üblich war; die Betätigung eines Meisters auf verschiedenen Kunstgebieten hatte also für die damalige Zeit nichts Auffälliges an sich. Wenn trotzdem Einhards Zeitgenossen die Vielseitigkeit seiner Begabung anstaunen und rühmen zu müssen glaubten — der eine nennt ihn den „erfahrensten Meister in den verschiedenen Künsten", ein anderer charakterisiert ihn als einen auf allen Gebieten gar gelehrten Herrn —, so zeigt dies, wie weitverzweigt in der Tat Einhards künstlerische Begabung gewesen sein muß.

Vermutlich hat seine kleine Hand auch das Schnitzmesser geschickt geführt, vielleicht hat sie sogar ein oder das andere Werk der Elfenbeinplastik, das noch heute unsere Bewunderung erregt, selbst geschaffen. Zur Zeit Karls d. Gr. hatte ja die Elfenbeinplastik[1]) schon eine erste

[1]) S. Clemen, in den Bonner Jahrbüchern LXXXXII (1892) 108ff.

Blüte erreicht, um dann gegen Ende des neunten und am Beginn des zehnten Jahrhunderts ihrem Höhepunkt entgegenzugehen. Schon im siebenten Jahrhundert gab es im Westfrankenreich eine Elfenbeinschnitzerschule; gar köstliche Werke, namentlich die große Gruppe der Elfenbeinkämme, sind schon in früher Zeit entstanden. Vor allem war das Elfenbein für die Anfertigung von kunstvollen Buchdeckeln und von Reliquienschreinen ein beliebtes Material. Daß auch Einhard mit der Anfertigung solcher Gegenstände, in deren Herstellung die mittelalterliche Kleinkunst bekanntlich wahre Meisterstücke lieferte, umzugehen verstand, können wir aus einer Stelle in einer seiner eigenen Schriften schließen; denn hier sagt Einhard, daß ihm ein Kästchen, welches die von ihm hochverehrten Überreste seiner Lieblingsheiligen Marzellinus und Petrus barg, wegen der Geringfügigkeit des Materials, aus dem dieser Schrein bestand, als zu minderwertig erschienen sei und daß er sich nun die Maße dieses Kästchens habe geben lassen — um eben ein neues Reliquiar anzufertigen.

Wie diese Stelle, so bieten uns einzelne andere zeitgenössische Schriftstücke eine willkommene Ergänzung zu Einhards Pseudonym als Beseleel, indem sie uns interessante Blicke auf sein Schalten und Walten als bildender Künstler werfen lassen: die Stelle bei Theodulf von Orleans habe ich schon erwähnt[1]). Rhabanus Maurus bezeugt in der von ihm gedichteten Grabschrift Einhards ausdrücklich, daß dieser vielen Menschen durch seine Kunstübung dienlich gewesen sei und daß Kaiser Karl durch seine Hand gar manche Werke geschaffen habe. Ein anderer Zeitgenosse Einhards, der uns auch schon bekannte Walahfried Strabo, erwähnt einmal, daß der Beseleel Karls die Entwürfe zu jeglichen Kunstwerken, wie sie für Aachen seitens der dortigen Kunst-

[1]) Oben S. 28.

handwerker angefertigt worden waren, sich vor der Ausfertigung dieser Entwürfe ansah[1]).

Einhards Stellung als Künstler in Aachen war eben weit bedeutungsvoller und weiterreichend als es etwa die Tätigkeit eines selbständigen Baumeisters gewesen wäre; er war ja auch der große Organisator, der *oberste Leiter der Kunstwerkstätten*, die in Aachen eingerichtet worden waren. Das bezeugt uns der Verfasser der „Taten der Äbte von Fontanelle", indem er uns Einhard als das Haupt der sog. „opera regalia in Aquisgrani palatio regio" d. h. der königlichen Werkstätten in der Aachener Pfalz[2]) vorstellt, unter dem der damalige Abt des Klosters Fontanelle, Ansegis, als Werkmeister tätig gewesen sei. Gerade Einhards Bedeutung als Organisator, verbunden mit seiner Wirksamkeit als ausübender Künstler, erklärt die *zentrale Stellung Aachens in der weiteren Entwicklung* des mittelalterlichen Kunsthandwerks: es ist mehr als ein bloßer Zufall, wenn dasselbe Aachen, das die langjährige Wirkungsstätte Einhards war, zu einem Mittelpunkt für die Anfertigung kunstgewerblicher Kleinodien geworden ist: hier in Aachen haben in späterer Zeit Meister wie jener Wibert von Aachen, als dessen bedeutendste Leistung der von ihm im Auftrag Friedrich Barbarossas gearbeitete kupferne Kronleuchter des Aachener Münsters gilt, ihre Tätigkeit ausgeübt; auf dem von Einhard bestellten Aachener Boden entstanden Werke wie der prächtige Aachener Karlsschrein von 1215 mit seinen Silber-

---

[1]) S. zu all dem Buchner, Einhard als Künstler 3ff., 15f.

[2]) Nicht königliche Bauwerke, wie man meist liest, sondern die (Kunst-) Werkstätten, die im Anschluß an die Aachener Pfalz entstanden sind und welche möchlicherweise in dem Verbindungsbau zwischen Palast und Kapelle untergebracht waren, hat man unter diesen „opera regalia" zu verstehen; man spricht ja auch heute noch von „Werken" im Sinne von Werkstätten, besonders bei der Eisenindustrie; vgl. Buchner a. a. O. 7—20.

figuren, Karl d. Gr., die hl. Maria und eine Mehrzahl von deutschen Königen und Kaisern darstellend, oder auch Schöpfungen wie der einige Jahrzehnte später hergestellte Marienschrein; die Sakristei des Aachener Münsters konnte zu einem Sammelplatz der vorzüglichsten mittelalterlichen Goldschmiedearbeiten werden, so daß nach dem Urteil eines Fachgelehrten, des verstorbenen P. Stephan Beissel S. J.[1]), es kaum einen zweiten Ort gibt, der für das Studium des abendländischen Kunstgewerbes eine reichere Ausbeute gewährte. — Doch hören wir nun Näheres von Einhards Tätigkeit als Leiter jener Aachener Kunstwerkstätten.

Gar rege und munter ging es in diesen Kunstwerkstätten in der Aachener Pfalz in der Regel her. Da sieht man jene Handwerksleute und Kunsthandwerker, welche in dem Capitulare de villis, der berühmten Wirtschaftsordnung, und in anderen Quellen dieser Zeit gelegentlich erwähnt werden: die Drechsler und Schreiner und Schnitzer, vor allem aber die verschiedenen Arten der Metallarbeiter, die es gab: die Eisenschmiede und die Gold- und Silberarbeiter, die Toreutiker und die Ziseleure und wie sie alle heißen. Da wird das Ackergerät hergestellt, das der fränkische Großgrundbesitzer auf seinen Gutshöfen braucht, werden die Waffen geschmiedet, mit denen die Kriegsscharen des Frankenkaisers ausgerüstet werden, die gleißenden Beinschienen und die scharfen Schwerter, mit denen man gegen Sarazenen und Normannen und Sachsen ficht; hier werden die Werkzeuge angefertigt, die man bei der Errichtung des Aachener Münsters und der andern großen Bauten braucht; hier fabriziert man auch die Kunstgegenstände, deren Glanz dann in Kirche und Palast widerstrahlen soll. Auch eine Gußhütte fehlt innerhalb der Aachener Werke nicht. Gerade die Metallindustrie

[1]) Der Reliquienschrein des Aachener Münsters, in der Zeitschrift des Aachener Geschichtvereins V (1882) 2.

war schon in der Karlingerzeit reich entfaltet; die Erfahrungen waren nicht in Vergessenheit geraten, welche man im Bergbau und in der Metallurgie zur Römerzeit in den linksrheinischen Gebieten gemacht hatte[1]); Eisenbergwerke gab es in der Zeit Einhards bereits in den verschiedensten Gegenden Deutschlands; ja man kann behaupten, daß damals schon die rheinische Eisenindustrie in ihrem Keime vorhanden war; in der Umgebung von Xanten waren jedenfalls Hochöfen keine Seltenheit[2]); daß in Aachen eine Gußhütte gestanden hat, ist seit den Ausgrabungen, welche man vor wenigen Jahren in der Nähe des Münsters vorgenommen hat, und bei denen die hier verwendeten Gußwerkzeuge sowie Stücke des Bronzegusses vorgefunden wurden, völlig gesichert[3]).

Wie die Metalltechnik, so mußten aber auch andere Zweige der bildenden Kunst zur Verschönerung der neu erstehenden Bauten Karls d. Gr. beitragen; auch die Mosaikkunst und die Malerei wurden in den Dienst des großzügigen Wirkens gestellt, das unter Karl in Aachen entfaltet wurde. Von manchen Werken der Großmalerei haben wir, wenn sie auch selbst längst zugrunde gegangen sind, wenigstens durch schriftliche Überlieferung Kunde erhalten; so von der Ausschmückung der Ingelheimer Pfalz mit Darstellungen aus der Weltgeschichte, insbesondere mit Schilderungen aus der eigenen inhaltsreichen Regierung Karls, desgleichen von der großen Folge von alt- und neutestamentlichen Bildern, mit welchen die Wände der Ingelheimer Palastkirche verziert wurden, von den Gemälden in der Aachener Kaiserpfalz, welche die allegorischen Gestalten

[1]) S. dazu Peltzer, Geschichte der Messinginduſtrie und der künſtleriſchen Arbeiten in Meſſing, in der Zeitſchrift d. Aachener Geſch. Ver. XXX (1908) 24*f.

[2]) S. Dopſch, Wirtſchaftsentwicklung II. Teil. S. 174 ff.

[3]) S. Zeitſchrift d. Aachener Geſch. Ver. XXXV 399.

der sieben Freien Künste sowie die Kämpfe Karls in Spanien zur Darstellung brachten; freilich sind diese Malereien erst etwas nach Karls Tod entstanden[1]). — Daß Einhard der Malerei nahestand und mit dieser Kunst zu tun hatte, können wir nicht bloß aus einem seiner Briefe schließen, in welchem er seinem Nachfolger in der Leitung der Aachener Kunstwerkstätten, Gerward[2]), einen Maler empfahl. Auch daraus ergeben sich für uns gewisse Beziehungen Einhards zur Malerei, daß durch den Abt Ratgar von Fulda (802 bis 817) in Einhards Lehre ein Priester namens Brun gesandt wurde, der dann, wie uns eine Quelle berichtet, die Kirche von Fulda mit Gemälden ausgeschmückt hat. Allerdings wird Einhard auf dem Gebiete der Malerei wohl kaum im gleichen Maße wie auf dem des Erzgusses und der Metallplastik ausübender Meister gewesen sein; aber die Oberaufsicht auch über das Schaffen der Maler, welche am Aachener Hofe und in den andern Pfalzen des Frankenkaisers ihre Kunst entfalteten, führte Einhard allem Anschein nach; vermutlich wird er die Stoffe, die Gedanken und Gegenstände, welche in den Gemälden dargestellt werden sollten, bestimmt haben; überall konnte man eben seine anregende und fördernde Tätigkeit auf dem Gebiete der Kunst verspüren.

Zur Seite aber stand unserem Einhard bei seiner verantwortungsvollen Leitung der Aachener Werkstätten sein getreuer Ansegis, der später heilig gesprochene Abt des Klosters Fontanelle, eine Persönlichkeit, die selbst einen berühmten Namen besitzt im Buche der bildenden Künste sowohl wie auch in wissenschaftlicher Hinsicht, in der Rechtsgeschichte: von ihm rührt eine Sammlung der fränkischen „Kapitularien" her, jener unter den Karlingern erlassenen Ge-

[1]) K. Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker [2] (Leipzig-Wien 1918) 132.

[2]) S. dazu Buchner a. a. O. 47ff.

setze und Verordnungen, die man wegen ihrer Einteilung in einzelne Kapitel mit dem erwähnten Namen zu bezeichnen pflegt; derselbe Ansegis hat auch mit seiner Künstlerhand einen der hl. Maria geweihten Altar im Kloster Luxeuil mit einer silbernen Tafel geschmückt, die sich durch ihre getriebenen bildnerischen Darstellungen auszeichnete. Mit Meister Ansegis zusammen hat Einhard wohl so manches Jahr hindurch treu und redlich an der Ausgestaltung und Vergrößerung der Aachener Kunstwerkstätten geschaffen und mit ihm Beratungen darüber gepflogen, wie man diese oder jene Frage, die sich bei der Entstehung vieler Kunstwerke ergab, lösen sollte, um den Blick des Herrschers und seiner höfischen Umgebung zu erfreuen und ihm Anerkennung und Bewunderung abzuringen.

Einhard mußte ja den ganzen umfangreichen Betrieb der Kunstwerkstätten am Aachener Hofe nach jeglicher Richtung hin überwachen; da galt es immer die Augen offen zu halten; ich habe ja schon erwähnt, daß uns ein Gedicht Walahfrid Strabos die interessante Tatsache bezeugt, daß von Einhard die Entwürfe zu den in Aachen neu entstehenden Kunstwerken, die Modelle und Pläne für dieselben, zu besichtigen und gutzuheißen waren, ehe man an die Ausführung dieser Projekte gehen durfte.

Natürlich hatte Einhard auch mit den öffentlichen Bauten, welche damals im Frankenreiche entweder neu errichtet wurden, oder welche doch instandzuhalten oder zu erneuern waren, zu schaffen. Die Forscher sind über *Einhards Stellung zur Architektur* zwar recht verschiedener Meinung: die einen Gelehrten wollen in ihm geradezu einen Architekten vom Fach, einen selbständig ausübenden Baukünstler erblicken, während andere Einhard nur als einen Minister für öffentliche Bauten, der allerdings mehr oder minder große Fachkenntnisse in der Baukunst habe besitzen müssen, als „Generalintendanten der kaiserlichen

Schlösser . . ., zu dessen Ressort auch die oberste Leitung der Bauten gehörte[1])", in dessen Händen die Regelung der gesamten Bautätigkeit gelegen und der an Karls Hofe überhaupt die Rolle eines „ministre des beaux-arts" eingenommen habe[2]), gelten lassen wollen. Wenn ich mich mehr dieser letzteren Auffassung anschließen möchte, so geschieht dies nicht in dem Sinne, als ob ich etwa die Betätigung Einhards auf dem Gebiete der Architektur leugnen und es in Abrede stellen will, daß er auch praktisch mit der Konstruktion und mit der Ausführung weltlicher und kirchlicher Bauten zu tun gehabt haben wird; wohl aber glaube ich, daß diese Betätigung Einhards auf dem Felde der Baukunst eben nur eine Seite seines künstlerischen Schaffens und nicht einmal die bedeutendste Seite davon war; infolgedessen werden auch Einhard bei der Bewältigung der architektonischen Aufgaben, vor die er gestellt war, praktische Werkmeister zur Seite gestanden haben; daß aber Einhard auch mit den Gesetzen der Baukunst wohlvertraut war, daß er vor allem den klassischen Lehrmeister der Architektur, Vitruv, zu schätzen wußte und mehr als einmal nach dessen Lehrbuch dieser Kunst gegriffen hat, wird kaum zu bezweifeln sein. Sicher hatte er ja oft genug Gelegenheit, die Anlage und Ausgestaltung neuer Bauten im fränkischen Reiche zu bestimmen und ihre Ausführung zu überwachen; denn dafür, daß Einhard zuweilen auch genötigt war, mit der Kleinarbeit des Baumeisters, wenn ich so sagen darf, sich zu befassen, haben wir ein vollwertiges Zeugnis in einem seiner Schreiben, das sich mit einer Bestellung von Zie-

[1]) So Dohme in seiner Skizze über Einhard, bei R. Dohme, Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit (Leipzig 1877) 7.

[2]) Auch P Clemen in seinem prächtigen Werke über „Die romanische Malerei in den Rheinlanden" (Düsseldorf 1916) 11f. vertritt diese Meinung.

geln befaßt, die genau nach römischen Maßen hergestellt sein sollten; ich werde auf dieses Schreiben noch in anderem Zusammenhang zurückkommen[1]).

In Einhards Hand liefen eben gleichsam all die Fäden zusammen, welche das gesamte Kunstleben und namentlich die einzelnen Zweige des Kunstgewerbes, das in Aachen betrieben und — gleichzeitig hiermit — auch gelehrt wurde, miteinander verbanden. Kunstübung und Kunstlehre fielen noch in eins zusammen: der Meister, dessen Hand die hier entstehenden Kunstwerke anfertigte oder dessen Auge doch ihre Herstellung überwachte, ward zugleich auch zum Lehrer für die „juniores", für die Jünger der Kunst. So erhielten die Aachener Werkstätten die Bedeutung einer großen Kunstgewerbeschule für das ganze Frankenreich; Meister Einhard selber aber ward hierdurch zum geborenen Leiter dieser fränkischen Kunstakademie; gerade auf diesem Wege wurde er zum geistigen Vater des französischen wie des deutschen Kunstgewerbes im Mittelalter, besonders der frühmittelalterlichen Plastik und des Erzgusses.

Auch für diese Wirksamkeit Einhards als Leiter der fränkischen Kunstwerkstätten bieten uns die Quellen dankenswerte Einzelnachrichten: wir hören z. B., wie schon gesagt, von jenem Brun, der sich später als Maler betätigt hat, daß er zu Einhard, „dem hocherfahrenen Lehrer der verschiedenen Kunstgattungen", geschickt worden sei. Ein anderes Schriftstück läßt uns einen interessanten Blick hineinwerfen in den Lehrsaal, wenn ich so sagen darf, der Aachener Kunstgewerbeschule: da steht vor unseren Augen ein Modell, das der „Herr E(inhard)"[2]) zu Studienzwecken

[1]) Unten im Abschnitt X.

[2]) Daß nicht Eigil von Fulda unter dem in der Handschrift genannten „domnus E." zu verstehen ist, hat bereits Hampe in seiner Untersuchung „Zur Lebensgeschichte Einhards" im Neuen

angefertigt hatte; an ihm konnte man schwierige technische Ausdrücke aus Vitruv studieren; es war mit elfenbeinernen Säulen geschmückt, war nach antikem Vorbild angelegt und stellte vermutlich den Bau eines griechischen Tempels, etwa von der Art, wie ihn die Kanonestafel des Evangeliars von Gandersheim aufweist, dar[1]). Wir hören von diesem Modell in einem Briefe, den das besorgte Herz eines väterlichen Freundes an seinen bisherigen Zögling, einen jungen Mann namens „Bussin" oder vielmehr Bulfin, wie der Name richtig gelesen gelautet haben dürfte[2]), gerichtet hatte; Bulfin hatte nämlich kurz vorher seine bisherige Aufenthaltsstätte, das Kloster, das ihn bis dahin umhegt hatte, verlassen und war als Kunststudierender nach Aachen gezogen; der Gedanke daran machte dem Schreiber unseres Briefes schwere Sorge; denn am Aachener Hofe ging's zuweilen recht locker her; es war ein gefährlicher Boden für einen jungen Mann, der aus klösterlicher Abgeschiedenheit zum erstenmal in die große Welt hinausgetreten war; das weiß der Briefschreiber nur allzu gut; darum bedenkt er seinen Bulfin auch reichlich mit guten Ermahnungen zu einem sittlichen Lebenswandel und zum tüchtigen Studium. Denn der Schreiber fürchtet, der junge Bulfin möchte jetzt, da er seine bisher gewohnte Hürde verlassen hat, dessen nicht mehr gedenken, was er seiner eigenen Person sowie seinem bisherigen Mentor schuldig sei. Denn unreife Jugend, so sagt er, verläßt gar leicht die Pfade des Rechtes, wenn man sie nicht mit dem Zügel der Zucht leitet. Und nun kommt die dringende Bitte gute Vorbilder nachzuahmen und dem Mann immer zu folgen, der dem Bulfin

---

Archiv XXI (1896) 630f. gezeigt; in meinem erwähnten Buche suchte ich überdies nachzuweisen, daß als jener „Herr E." Einhard selbst anzusehen ist; s. Buchner, Einhard als Künstler 5f.

[1]) S. ebd. 47.

[2]) S. hierüber ebd. 71f. — S. nun auch im Nachtrag.

seitens des Briefschreibers als stetiges Vorbild vorgestellt wird; durch die Weisungen dieses Mannes solle sich Vulfin belehren lassen und er solle sich an die Befolgung der Befehle seines Meisters gewöhnen; dann werde er keinen der Vorteile entbehren, die menschliches Wissen bieten könne. Wie er ihm schon mündlich immer wieder gesagt habe, solle sich Vulfin im Lerneifer üben; und alles, was er „von dem gar glanzvollen und gar überreichen Genie des großen Lehrers" selber an edlem Wissen gewinnen könnte, sollte er sich zunutze machen. Ganz besonders aber soll er im Charakter jenem ausgezeichneten Mann nachzustreben suchen; eitel seien ja die Studien von Grammatik und Rhetorik und von all den anderen freien Künsten, ja sie brächten den Dienern Gottes sogar Schaden, wenn sie nicht mit Hilfe der göttlichen Gnade auch dem Charakter nutzbar würden; denn Wissen blähe auf, die Liebe aber erbaue. Lieber wolle er, so versichert der Absender unseres Briefes, seinen Vulfin tot wiederfinden, als ihn als einen eitlen und sündhaften Menschen schauen. Der Erlöser habe nicht befohlen, daß man von ihm seine Wundertaten, sondern vielmehr seine Güte und Herzenseinfalt lerne. — Solches und noch manch anderes hat jener treu besorgte Mentor damals an seinen bisherigen Zögling geschrieben; das Ideal aber, das er diesem vor Augen rückt und an das sich Vulfin getreulich anschließen soll, ist, wie mir scheint, niemand anders als Einhard[1]). Für die außerordentlich hohe Bewertung, deren sich dessen geistige und sittliche Eigenschaften bei seinen Zeitgenossen erfreuten,

---

[1]) S. hierzu Buchner ebd. 45ff. — Wie ich nachträglich der 1820 zu Aschaffenburg erschienenen „Geschichte und Beschreibung der Stadt und ehemaligen Abtei Seligenstadt" von Joh. W Ch. Steiner S. 64 (vgl. 53) entnehme, hat schon K. R. Dahl (Jubelfest zu Seligenstadt am 18. 10. 1817, Darmstadt 1817) die Meinung vertreten, daß Einhard unter jenem E. zu verstehen ist.

ist unser Brief daher von besonderem Interesse; denn Einhards Geist ist das „außerordentlich glanzvolle und überreiche Genie" des großen Lehrers, dem man nachstreben müsse, wenn man keines der menschlichen Wissenszweige bar sein wolle; seine Charaktervorzüge sind die „guten Sitten", von welchen der Schreiber spricht, und deren Wert er noch über die geistigen Gaben jenes vorbildlichen Lehrers stellt.

Der Kunstjünger, der damals nach Aachen gekommen und hier in Einhards Schule eingetreten war, scheint jene Ermahnungen voll beherzigt zu haben; denn etwa ein Jahrzehnt später begegnet er uns, wenn ich nicht irre, wieder fern im Süden, im Dienste des kunstsinnigen, prunkliebenden Mailänder Erzbischofs Angilbert II.; für ihn hat jener ehemalige Aachener Kunststudierende Vulfin oder Wulfin, wie derselbe Name auch lautet, ein Denkmal geschaffen, das ein gütiges Geschick uns bis heute erhalten hat: ich meine jene kostbare Edelmetallverkleidung des Hauptaltars von Sant' Ambrogio in Mailand, den berühmten „Paliotto" daselbst[1]). — So hat ein Schüler Einhards das stolze und alte Mailand mit einem Kunstwerke bereichert, das noch heute das Auge des Italienbesuchers entzückt.

Dieses Schaffen eines Jüngers Einhards im Dienste eines italienischen Kirchenfürsten ist bezeichnend für die Erweiterung und Steigerung aller Verhältnisse im Frankenreiche, das damals längst sich zum christlichen Weltreiche ausgedehnt hatte. Am Weihnachtstage des Jahres 800 war dem Frankenherrscher zu Rom von Papst Leo III. die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt worden — das Abendland hatte wieder ein Oberhaupt, einen christlichen Kaiser! Der

---

[1]) Über die Identität des erwähnten „Vussin" mit dem Meister des Paliotto s. Buchner a. a. O. 71ff.

Vertraute des neuen Kaisers aber, der so manche Stunde von weltgeschichtlicher Bedeutung in der Umgebung des großen Karls miterlebte, war unser Einhard. Als „Getreuesten der Getreuen" seines kaiserlichen Herrn mag man ihn ansprechen.

VII.

Unter Kaiser Karls Paladinen.

In einem Gemälde, das im Maximilianeum zu München sich befindet, hat uns Friedrich Kaulbach jene weltgeschichtliche Szene vom 25. Dezember 800 dargestellt; er hat den Augenblick zu schildern versucht, da drinnen in der von Kerzenglanz erhellten und von Weihrauchwolken erfüllten alten Petersbasilika Leo III., umgeben von Kirchenfürsten in golddurchwirkten Gewändern, vor den am Altar knieenden Karl d. Gr. hintritt, um ihm die Kaiserkrone, die der Papst hoch erhoben trägt, aufs Haupt zu setzen; die Angehörigen der Familie Karls, seine Gattin, seine Schwester und sein Söhnlein, stehen dicht hinter ihm, während ihn in einem weiteren Umkreis die Großen seines Hofes umgeben: Alkuin, der Denker, steht sinnenden Auges da, gewissermaßen als der Vertreter der karlingischen Geisteswelt; neben ihm sehen wir einen jugendlichen Krieger, den Roland der Karlssage. Den Hintergrund des Bildes füllt das römische Volk, das den neuen Kaiser mit begeistertem Heilruf begrüßt. Rechts vorn aber schauen wir einen schmächtigen Mann mit einem Knebelbärtchen, der in den Pergamentband, welchen ihm ein Edelknabe hinhält, die Worte einträgt: „Karolo Augusto Leo papa . . .“ Es ist Einhard, den Kaulbach hier als Zeugen jenes weltgeschichtlichen Vorgangs vom Jahre 800 und als Berichterstatter darüber uns vorgeführt hat.

Die Phantasie des bildenden Künstlers durfte gewiß Einhard als Augenzeugen der Kaiserkrönung

Karls darstellen; der Historiker freilich muß eingestehen, daß es sich nicht mit Bestimmtheit behaupten läßt, daß Einhard wirklich damals persönlich mit Karl in Rom war und seiner Kaiserkrönung beiwohnte; für wahrscheinlich mag man solches immerhin halten[1]). Jedenfalls hat uns Einhard in seiner Karlsbiographie jenes Ereignis von säkularer Bedeutung selber berichtet. Er hat dabei eine Äußerung Karls wiedergegeben, die er vielleicht in Rom aus dem eigenen Munde des Kaisers vernahm: Karl sei, so erzählt Einhard, über das Vorgehen des Papstes anfänglich alles weniger als erfreut gewesen und habe erklärt, er wäre gar nicht zur Kirche gegangen — und es war doch ein hoher Feiertag, das Weihnachtsfest! —, wenn er von Leos Absicht im voraus etwas gewußt hätte. — Einhard hat mit dieser knappen Mitteilung eigentlich recht Böses verschuldet; denn die Gelehrten haben sich bis in unsere Tage die Köpfe darüber zerbrochen und so manches Buch Papier mit Erörterungen über die Frage beschrieben, warum denn Karl anfänglich von seiner Kaiserkrönung so wenig entzückt gewesen sei[2]). Bis heute konnte man sich über den Grund von Karls Erregung über das Vorgehen des Papstes nicht einig werden. Das hat Einhard auf dem Gewissen, da er mit seinen knappen Worten der Forschung ein Problem gestellt hat, ohne auch seine Lösung zu geben.

Wenn man berücksichtigt, daß Karl d. Gr. nach Einhards ausdrücklichem Zeugnis sich nie von seiner Familie

---

[1]) Einhard scheint nicht nur einmal, im Jahre 806 (s. darüber im nächsten Abschnitt), sondern mehrmals in Italien gewesen zu sein; man darf sich die Italienreisen in jener Zeit überhaupt nicht als eine so große Seltenheit vorstellen, wie man dies in der Regel zu tun geneigt ist. Berichtet uns doch Einhard selber in seiner Vita Caroli, daß Karl d. Gr. während seiner 47jährigen Regierung „nur" viermal nach Rom gekommen sei.

[2]) S. neuestens P. L. Himmelreich, Die Kaiserkrönung Karls des Großen, N. D. de Zuid-Limburger — Kerkrada 1920.

trennen wollte, daß vielmehr Karls engere Umgebung in der Regel die Züge des Herrschers mitgemacht haben wird, dann wird man kaum Bedenken tragen anzunehmen, daß auch Einhard an einer Reihe der wichtigsten politischen und kirchlichen Ereignisse seiner Zeit persönlich und unmittelbar teilgenommen habe; denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß er zum intimsten Kreise Kaiser Karls gehörte; nicht bloß die schon angeführten[1]) Worte Walahfrid Strabos bezeugen uns dies; auch Einhard selbst versichert uns in der Vorrede seiner Karlsbiographie, daß er in unwandelbarer Freundschaft sowohl dem großen Herrscher selber wie auch dessen Kindern verbunden war. Und auch das sagt Einhard, der alles weniger als ein eitler Prahlhans war, in diesem Prolog zur Vita Karoli nicht ohne einen gewissen Stolz auf den eigenen Lebenslauf, der ihn zum Zeugen weltgeschichtlicher Vorgänge werden ließ: er glaube zur Abfassung der Lebensgeschichte Karls schon um dessentwillen verpflichtet zu sein, weil niemand wahrheitsgetreuer als er das aufzeichnen könne, was er selber miterlebt, was er mit eigenen Augen geschaut habe.

Nur als fast ständiger Begleiter Karls konnte Einhard all die kleinen Züge an seinem Helden beobachten, die er in Karls Biographie aus dessen Alltagsleben wiedergibt: manchmal mag er sich ganz heimlich und verstohlen über seinen großen König gefreut haben, wenn dieser — ein Muster der Mäßigkeit im Trinken und auch im Essen nicht gerade maßlos! — dennoch beim Mahle nur schwer sich Abbruch tun konnte und zuweilen zu jammern begann, daß die kirchlichen Fasten seinem mächtigen Körper schon gar nicht gut bekämen! Und wie oft mag er schmunzelnd es wahrgenommen haben, wenn die Jäger in feierlichem Aufzug mit dem Bratspieß zum Saal hereinkamen

[1]) Oben S. 2.

und das prächtige Gericht dann vor dem Herrscher niedersetzten! Auch an den Bädern Karls d. Gr. nahm Einhard zweifellos mehr als einmal teil: nicht umsonst erzählt er uns, wie der Kaiser, ein Liebhaber der Aachener warmen Quellen und ein Meister im Schwimmen, nicht bloß seine Söhne, sondern auch seine Großen und seine Vertrauten, ja manchmal sogar die ganze Schar seines Gefolges und seiner Leibgarden einlud mit ihm zusammen zu baden, so daß zuweilen hundert Menschen und mehr badeten. Der Kaiser gab sich überhaupt vor den Seinen immer rein menschlich. Einhard selbst war wohl damals bei Karl, als diesen die Kunde vom Tode des Papstes Hadrian I. erreichte und als Karl auf diese Nachricht hin in so bittere Tränen ausbrach, wie wenn er einen Sohn oder einen vielliebenden Bruder verloren hätte. „Denn er hatte," — so sagt Einhard, der diese schöne Seite an dem Menschen Karl wohl selber empfunden und erfahren hatte — „ein für Freundschaft äußerst empfängliches Gemüt, leicht war er für sie empfänglich, unverbrüchlich hielt er sie fest und bewies gegen alle diejenigen heilige Treue, zu denen er in solch ein Verhältnis getreten war."

Wie Einhards Name mit den meisten bedeutenden Ereignissen im letzten Drittel der Regierung Karls d. Gr. in irgendeiner Weise verknüpft gewesen zu sein scheint, so hatte er auch mit jener einschneidenden Maßregel Karls, welche die Verpflanzung von tausenden von sächsischen Familien in außersächsische Gebiete bedeutete, zu tun; nach Einhards eigener Angabe in seiner Vita Karoli betrug die Zahl der von den Elbufern verpflanzten Sachsen nicht weniger als 10 000. Wir lesen nun in einem aus dem Jahre 805 herrührenden Erlaß, daß Einhard[1]) sich unter den

[1]) Freilich, ob dieser Einhard wirklich mit unserem Einhard — oder vielleicht auch mit dessen Vater? — identisch ist, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. E. Bacha in seiner Étude biographique sur Eginhard (Liége 1888) 35 bestreitet es.

Großen befand, deren Obhut sächsische Geiseln überwiesen worden waren; wie es in jenem Schriftstück heißt, hatte er aus dem Stamm der Engern einen gewissen Fridamund, den Sohn eines Warmund, sowie einen Makrinus, den Sohn Megitods, anvertraut erhalten; zu Mittfasten sollten diese sächsischen Geiseln und noch 35 andere Sachsen nach Mainz kommen.

Die Beschwerden des Feldlagers, die Einhard als Begleiter seines Herrschers wohl auch so manches Mal kosten mußte, wird er oft genug recht unangenehm empfunden haben; auch er mag sich — gleich einem andern Gelehrten jener Tage —, wenn er so mit seinem König im unwirtlichen Sachsenlande, das ja bekanntlich immer von neuem durch Waffengewalt niedergehalten werden mußte, bis es endlich (seit 804) als völlig bezwungen gelten konnte, weilte, „wie ein Häslein zwischen den Ebern, wie ein im Frieden gesäugtes und schlachtungewohntes Lämmchen zwischen Löwen" vorgekommen sein. Karl aber wollte auch im Kriege den Verkehr mit seinen gelehrten Freunden nicht missen. Als der König beispielsweise 797/8 zu „Heristelli" überwinterte, das, zwischen Höxter und Karlshafen gelegen, seinen bis heute beibehaltenen Namen (Herstelle) von dem fränkischen Heere erhielt, das damals dort sein Lager aufgeschlagen hatte, da wurden hier nicht bloß wichtige Reichsangelegenheiten erledigt und Gesandtschaften von weither wie die des Königs von Asturien und Galizien empfangen — auch an geistigen Anregungen fehlte es nicht. Da mochte dann der Frankenherrscher seinen „Beseleel" sicher auch nicht dauernd entbehren. — Vermutlich wird dieser auch in Karls Umgebung gewesen sein, als zu Paderborn im Jahre 799 vor dem Könige ein hoher Flüchtling aus dem Süden erschien: Papst Leo III. war es. Kurz vorher, bei der am Markustage (25. April) in Rom stattfindenden Prozession, hatten ihn seine Gegner vom Pferde gerissen, mißhandelt

und ausgeplündert; nur mit genauer Not war Leo der Gewalt seiner Widersacher damals entkommen. Dann aber war der gerettete Papst ins Frankenreich geeilt, das er wie im Triumphzug durchqueren konnte. In Paderborn wollte ihn der fränkische Herrscher, umgeben von seinem Hofstaate, in festlicher, glänzender Weise empfangen. Die farbenreichen Bilder, die uns in dem schon oben[1]) behandelten Gedicht von jener Zusammenkunft entrollt werden, lassen uns zurückblicken auf das weite, baumlose Gefilde um Paderborn, wo sich weithin die Lagerzelte ausbreiten; von einem Hügel aus überblickt man die von bewaffneten Scharen belebte Ebene; wir schauen die wohlgeordneten Reitergeschwader dahersprengen, unter deren Galopp die Staubwolken aufwirbeln, sehen die blitzenden Waffen, die flatternden Fahnen, wie sie in festlichem Aufzug dem hohen Fremdling entgegengetragen werden; auf starkem Schlachtroß reitet mitten im Zug König Karl einher, mit schimmerndem Waffenschmuck angetan, den goldenen Helm auf dem energischen Haupte. Die Geistlichen und große Volksmengen stehen vor dem Lager und erwarten den Papst, dem des Königs Sohn Pippin entgegengezogen war. Schon nähert sich das geistliche Haupt der Christenheit; Karl eilt ihm jetzt selber entgegen, umarmt den Papst und gibt ihm den Freundeskuß. Hand in Hand schreiten nun die Repräsentanten von Kirche und Reich zum Gotteshause von Paderborn, wo der Klerus seine Loblieder anstimmt. Ein feierlicher Gottesdienst wird abgehalten. Nach seiner Beendigung zieht man zur Tafel in die reichgeschmückte Festhalle, wo das Auge die herrlich gestickten Teppiche, die von Gold strotzenden Gerätschaften, die prächtigen Stoffe und den Glanz des Purpurs, der hier erstrahlt, bewundert. Da schäumt der edle Traubensaft in Bechern aus Edelmetall; und auch der

[1]) S. 39 ff.

Schmaus, der hier der hohen Festgenossen wartet, erhöht die allgemeine Festesfreude[1]).

Mit den Vorbereitungen solcher Feste, mit ihrer „Regie", wenn ich es so nennen darf, d. h. mit der Ausstattung und Ausschmückung der Räume, in denen sie stattfanden, mit der Auswahl des Tafelgeschirrs, das man verwandte, mit all diesen unscheinbaren und doch bedeutungsvollen Kleinigkeiten hatte im Verein mit anderen Hofwürdenträgern wie dem königlichen Kämmerer, dem Seneschall und dem Obertürwart gewiß auch Einhard schon auf Grund des Ressorts, das er am karlingischen Hofe innehatte, genug zu tun. Da ist es denn auch selbstverständlich, daß er derartige denkwürdige Vorgänge miterlebt und mit eigenen Augen geschaut hat. Wie dem Empfange Leos III. im Feldlager zu Paderborn, so hat Einhard wohl auch dem Besuch beigewohnt, den derselbe Papst fünf Jahre hernach (804) dem Kaiser abstattete; zu Reims wurde damals Leo von Karl empfangen und dann von hier aus nach Quierzy und schließlich nach Aachen geleitet, wo die Feier des Weihnachtsfestes, der Jahrestag der ersten mittelalterlichen Kaiserkrönung zugleich, von den beiden Häuptern der Christenheit gemeinsam begangen ward.

Aber auch auf die Leitung des Weltreiches Karls dürfte Einhard nicht ohne Einfluß geblieben sein; manchmal mochte sich Karl in der Politik, die er einschlug, von seinem allzeit getreuen, klugen Vertrauten bestimmen lassen, namentlich soweit kulturpolitische Angelegenheiten in Frage standen. Wie weit freilich Einhards Rat die gewaltige Reformtätigkeit beeinflußt hat, welche Karl namentlich seit seiner Kaiserkrönung auf politischem, kirchlichem, rechtlichem, sozialem, wirtschaftlichem und geistigem Gebiete entfaltete, ob etwa Maßnah-

[1]) Vgl. E. Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern (Stuttgart 1896) 198.

men, die der Kaiser auf diesen Gebieten traf um die Lehre Christi und die Autorität der Kirche bei seinem Volke zu stärken und zu vertiefen, um die Interessen des Staates und aller seiner Untertanen unter Vermeidung jeder willkürlichen Beamtenherrschaft überall zu wahren, um den Frieden zu sichern und das Recht zu gewährleisten — das läßt sich im einzelnen nicht nachweisen; denkbar aber wäre es jedenfalls, daß Einhard beispielsweise auf Institutionen wie die Einrichtung der Missi dominici (Königsboten), auf die in zahlreichen Kapitularien getroffenen wirtschaftlichen Maßnahmen, auf die Aufzeichnung bisher ungeschriebener Volksrechte den Blick des alternden Kaisers hingelenkt hat.

Vor allem aber wird Einhard in Angelegenheiten, welche das geistige Leben seiner Zeit und die von seinem Herrscher zu dessen Förderung getroffenen Maßnahmen betrafen, ein in der Regel zwar bescheidenes, aber doch oft auch recht entschiedenes Wort mitgesprochen haben.

Besonders gilt das hinsichtlich der Fürsorge, welche Karl der Erhaltung der Bauwerke zuwandte; wenn Karl eingehende Verordnungen über die Verpflichtungen zur Instandhaltung und Herstellung der Kirchengebäude ergehen ließ, wenn seine Sendboten darauf achten mußten, daß die zu Lehn vergabten Gebäulichkeiten nicht in Verfall gerieten, wenn Anordnungen über die Instandhaltung der Dächer, der Wände, der Malereien u. s. f. ergingen, so ist bei diesen zahlreichen und frühen Äußerungen staatlichen Denkmalschutzes sicher auch Einhard mit Pate gestanden.

Einhard im Gelehrtenkreise Karls d. Gr.! — Hier, unter den geistigen Paladinen des Kaisers, war sein Platz. Hier war auch er, der kleine, unscheinbare Nardulus, gleichgestellt seinem Kaiser, ein Fürst in der Geisteswelt, wie all die andern Teilnehmer an dieser Tafel-

runde! Hier wird, wie wir schon gehört haben[1]), die große Vergangenheit wieder lebendig, die stolzen Gestalten der Antike und die ehrwürdigen Männer des Alten Testaments erstehen zu neuem Leben und die klassischen Dichter und Schriftsteller lassen ihre Stimmen hier wieder hören. Vor allem aber liest und bespricht man in diesem Kreise die Schrift jenes Gottesmannes, der durch sie nach Einhards Zeugnis die nachhaltigste Wirkung auf Karls empfänglichen Geist ausübte: die Schrift St. Augustins „De civitate Dei"; so manchmal mag man sich hier über die Verwirklichung der hohen Gedanken des großen Kirchenlehrers ausgesprochen haben. — Nicht selten auch ertönte Gesang und Harfenspiel in dieser Tafelrunde des großen Karl. Und wenn eine besondere Feierstunde angebrochen ist, dann tritt einer der Hofdichter hervor und bringt seine neue Dichtung als literarische Gabe seinem „David" dar. Da werden dann zuerst die Verse eines Alkuin oder jene Gedichte eines Angilbert und eines Theodulf vorgetragen, welche uns durch ein freundliches Geschick bis heute erhalten sind und die uns so farbenreiche Gemälde vom Leben jener Tage darbieten. Als denkwürdiges Ereignis seines Lebens wird es Einhard betrachtet haben, wenn auch ihn sein Herrscher aufforderte eine jener Dichtungen zum Vortrag zu bringen, um derentwillen ihn Alkuin als „gelehrt in Hilaischen Gesängen" rühmt[2]), und wenn nun Einhard, zwar etwas ängstlich, aber doch mit klarer und lauter Stimme, sein Gedicht wie etwa jenes Preislied auf den Frankenherrscher vortrug und darin auch von der Jagd im Aachener Tiergarten erzählte, bei deren Gedenken es wohl manchem in der Runde wieder so froh und heiter ums Herz geworden ist, wie an jenem Tage selber, da er an dem hier geschilderten fröhlichen Waidwerk teilgenommen hatte.

---

[1]) Oben S. 22.
[2]) S. oben S. 37.

Hier in diesem gelehrten Kreise wird Karl wohl zuerst auch von jenen national-fränkischen Bestrebungen gesprochen haben, von denen sein Herz erfüllt war, wie uns solches auch wieder Einhard selber verrät: hier wird man zuerst sich darüber unterhalten haben, daß es eigentlich doch recht widersinnig sei jenen Monat, der gemäß dem in karlingischer Zeit üblichen, mit dem Weihnachtsfest einsetzenden Jahresanfang nicht der siebente Monat war, doch noch immer nach dem römischen Sprachgebrauch als „September" und die folgenden Monate dann als „Oktober", „November" und „Dezember" zu bezeichnen. Und Karl machte da den Vorschlag anstelle der römischen Monatsbezeichnungen deutsche und christliche Monatsnamen einzuführen und künftig von einem Wintarmanoth (Wintermonat), von einem Hornung, einem Lentzinmanoth, einem Ostarmanoth, einem Winnemanoth (Wonnemonat), einem Brachmanoth, einem Heuvimanoth (Heumonat), einem Aranmanoth (Ährenmonat), einem Witumanoth (witu = Holz, Holzmonat), einem Windumemanoth (windumôn = vindemiare = die Arbeit des Winzers treiben), einem Harbistmanoth, einem Heilagmanoth (nach dem heiligen Weihnachtsfest) zu reden. Und ebenso — all das erzählt uns ja Einhard in seiner Biographie Karls! — wollte Karl für die Winde deutsche Bezeichnungen gebraucht und durch Zusammensetzungen die Namen der vier Hauptwinde auf zwölf vermehrt wissen. Ja Karl trug sich sogar mit dem Plane eine deutsche Grammatik abzufassen. — Aber freilich: recht viel Verständnis und Gegenliebe scheint Karl für diese seine national-fränkischen Bestrebungen auch bei seinen geistigen Paladinen nicht gefunden zu haben; und gerade unser Einhard mag sein Näschen hin und wieder gerümpft haben über diese Hochschätzung der deutschen Volkssprache gegenüber seinem klassischen Latein seitens seines großen Königs — er, der ja im Vorwort zu seiner Vita Karoli fast wehmütig bemerkt, daß er selber bloß ein „Barbar" sei!

Ob Einhard, der Dichter und Epiker, auch dafür kein Verständnis hatte, daß sein König — auch das berichtet er uns wieder selbst — die alten deutschen Heldengesänge aufzeichnen ließ, jene „barbarischen Lieder, in denen die Taten und Kriege der alten Könige besungen wurden", auf daß diese Lieder nicht in Vergessenheit gerieten? — Vielleicht doch! Möglicherweise verdanken wir es diesem Gebot Karls und vielleicht gerade der Sorge Einhards für seine Ausführung, daß uns ein einziges Denkmal aus der Blütezeit uralten deutschen Heldengesanges im Hildebrandslied erhalten ist — in jenem Sang von Hildebrand und seinem Sohne Hadubrand, der in ergreifenden Tönen uns von seelischen Konflikten zu erzählen weiß, von denen das Menschenleben auch der ältesten Vorzeit nicht frei war; ist uns doch dieses Hildebrandslied durch die um 800 geschriebene Umschlagseite einer heute in der Landesbibliothek zu Kassel befindlichen Handschrift überliefert, die gerade aus dem Kloster stammt, in welchem Einhard seine Jugenderziehung genossen hatte und mit dem er auch in späteren Jahren in Verbindung blieb: aus dem Kloster Fulda.

Manchmal waren es auch theologische Streitfragen, welche den Kreis um Karl beschäftigten; hier mochten mitunter zuerst von Karl Gedanken und Fragen ausgesprochen werden, über welche seine Theologen dann ihre umfangreichen und gelehrten Abhandlungen schrieben. Oder man beschäftigte sich mit Problemen der Sternkunde: da will der König einmal über den Lauf der am Horizont herumirrenden Sterne, ein andermal über das ungewohnte Auftreten des Mars im Bilde des Krebses unterrichtet sein. Oder man spricht über grammatische Feinheiten, über die größere Richtigkeit, welche diese oder jene Wortform für sich habe, über die Vorteile der Interpunktion u. s. f. Wie schon erwähnt[1]), fehlten auch Frohsinn und Laune und Witz in

[1]) Oben S. 21, 25.

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

diesem Gelehrtenkreise niemals, und gar manchmal wurde der Humor recht derb und die Ausdrücke kräftig genug.

Der Hofdichter Ermoldus Nigellus berichtet uns ausdrücklich, daß Einhard es war, der im Jahre 813 den greisen Kaiser dazu veranlaßte nun, nachdem kurz vorher Karls älteste Söhne Karlmann und Pippin gestorben waren, seinen jüngsten Sohn Ludwig zum Mitkaiser und Nachfolger im Reiche zu bestimmen; auf einem Reichstag zu Aachen erhob Einhard seine Stimme zugunsten Ludwigs. Auf einer neuen Versammlung, welche im September des nämlichen Jahres 813 gleichfalls zu Aachen zusammentrat, wurde das ganze karlingische Reich, mit Ausnahme Italiens, das einem Enkel des alten Kaisers, Bernhard, dem Sohn des verstorbenen Pippin, zugesprochen wurde, Ludwig als Erbe zuerkannt und dieser gleichzeitig im Aachener Münster in feierlicher Weise zum Mitkaiser Karls gekrönt. Es war die erste Kaiserkrönung, welche damals das Aachener Gotteshaus sah — jene ehrwürdige Stätte, an der in der Folgezeit dann so viele deutsche Herrscher ihren feierlichen Regierungsantritt begehen sollten; zum erstenmal wurden damals in der Aachener Marienkirche die feierlichen Versprechungen und Zusagen abgelegt, welche seitdem der neue Herrscher hier an heiliger Stätte vor Gott und im Angesicht seines Volkes zu geben pflegte. Und zum erstenmal scholl damals im Münster zu Aachen der jubelnde Zuruf des Volkes, das „Vollwort des Umstandes", dem künftigen Oberhaupte des Reiches entgegen. Wieviel Segenswünsche und wieviel inbrünstige Gebete für eine starke, glückliche Regierung sind seit dieser Stunde des Jahres 813 an derselben ehrwürdigen Stätte zum Himmel emporgestiegen!

Wohl nicht ohne Grund hat man[1]) die Vermutung ausgesprochen, daß die testamentarischen Verfügungen, welche

[1]) Bacha, Etude biographique sur Eginhard 34.

Karl anfangs 811 über die in der kaiserlichen Schatzkammer befindlichen Gegenstände getroffen hatte, von Einhard als dem besonderen Vertrauten des alten Kaisers redigiert worden seien; Einhard hat uns ja auch dieses Testament Karls vom Jahre 811 in seinem vollen Wortlaut überliefert.

Aber auch noch mit einem andern Testament seines Kaisers hatte Einhard zu tun: mit dem berühmten Hausgesetz vom Jahre 806, das man meist als „Divisio imperii" („Reichsteilung") bezeichnet; in ihm hatte Kaiser Karl die Verfügungen niedergelegt, welche auf einer Versammlung zu Diedenhofen über die Zukunft seines Reiches ergangen waren, und wonach die Teilung des ganzen Reiches zugunsten seiner damals noch lebenden drei ehelichen Söhne Karl, Pippin und Ludwig in Aussicht genommen war. Es war ein politisch außerordentlich wichtiges Aktenstück, in welchem jene Reichsteilung festgelegt wurde; dem Papste als dem kirchlichen Oberhaupt der Christenheit sollte dieses Schriftstück vorgelegt werden, damit er seinen Namen darunter setze und so zum Garanten seiner Ausführung würde. Mit der Überbringung dieses Testaments an den Papst aber betraute Karl niemanden sonst als unsern Einhard.

VIII.

Italienische Reise und Mission in Rom.

Was den großen Karl wohl dazu bestimmte, unter all seinen Würdeträgern und Vornehmen gerade Einhard zur Überbringung seines inhaltsschweren Testamentes nach Rom auszuwählen — Einhard, der zwar zu den engsten Vertrauten Karls zählte und daher auch oft genug als politischer Ratgeber diente, der aber doch eigentlich kein Staatsmann, sondern vielmehr Künstler und Gelehrter war? — Wenn trotzdem Karl gerade ihn mit dieser Mission zu beauftragen sich entschloß, so mag ihn hierbei neben anderen Beweggründen die Überzeugung geleitet haben, daß eine Reise an die vom Geist der Antike umhauchten Stätten Italiens, zu der sich für seinen „Beseleel" auf diese Weise eine Gelegenheit bot, bei Einhard nicht ohne Frucht bleiben werde, daß so manches, was Einhard anläßlich dieser Sendung im Süden Neues zu schauen bekam, nutzbringend werden möchte für seine eigene künstlerische Fortbildung und damit auch für die Entwicklung der Kunst in seinem nordischen Heimatlande.

Mit welchen Augen mag Einhard Italien und seine Schätze betrachtet haben! — Als er, wahrscheinlich über den Großen St. Bernhard, über den in jenen Zeiten der Hauptverkehr auf einer der bedeutendsten Welthandelsstraßen ging, die Alpen überschritt, da wird er für die Schönheiten des Hochgebirges sicher ebenso wenig wie seine übrigen Zeitgenossen Verständnis gehabt, vielmehr in ihm

nur das „schreckliche Gebirge" gesehen haben, über dessen rauhes Klima und schwierige Straßenverhältnisse man bloß zu klagen wußte. Auch in seiner Karlsbiographie erwähnt ja Einhard bei der Schilderung von Karls Alpenübergang i. J. 776 nur die Schwierigkeiten dieses Marsches, die Mühseligkeiten, welche die „unwegsamen Gebirgszüge", die „zum Himmel anstoßenden Bergkuppen" und die „rauhen Felsen" verursachten. Aber nach der Übersteigung der Alpen und der Überwindung der Schrecken, die diese bargen, kamen die lachenden Gefilde der oberitalienischen Tiefebene, die alten Städte daselbst, in denen sich reiche Überreste früherer Kultur erhalten hatten! Wahrscheinlich hat Einhard in Pavia verweilt. Wenigstens wissen wir, daß er hier in späterer Zeit eine Kirche, die Basilika St. Johannes des Täufers, besaß. Zur Zeit von Einhards Italienreise war es erst wenige Jahrzehnte her, seitdem Pavia, die alte Residenzstadt der Langobardenkönige, i. J. 774 vom Frankenherrscher belagert und erobert worden war und seitdem die stolze Stadt die Gefangennahme ihres eigenen Königs Desiderius gesehen hatte. Aus den „Reichsannalen" und durch mündliche Berichte, vielleicht aus dem Munde Karls selber waren solche Ereignisse der jüngsten Vergangenheit Einhard zweifellos geläufig; mehr als einmal mögen derartige historische Erinnerungen ihn, der ja selber zeitweise als Reichsannalist tätig war, beschäftigt haben. Aber noch größere Beachtung wird Einhard den Kunstwerken, denen er hier begegnete, geschenkt haben. In den oberitalienischen Städten schaute er manche Überreste der spätrömischen Kunst, vor allem auch Werke des Erzgusses, der in diesen Gebieten damals gut bekannt war und gepflegt wurde. In Pavia selbst sah er u. a. ein altes Reiterstandbild, dessen Benennung nur in verderbter Form als „Regisol" — wahrscheinlich trug es seine Bezeichnung nach dem Namen des in ihm dargestellten Fürsten, etwa

eines Ragnegisel oder ähnlich[1]) — überliefert ist. Es ist denkbar, daß dieses Reiterstandbild von Einfluß wurde auf ein anderes Kunstwerk, in dem vielleicht eine eigene Schöpfung Einhards, auf die wir noch zurückkommen werden, zu sehen ist: auf die Karl d. Gr. darstellende Reiterstatuette.

Auch Ravenna wird Einhard im Jahre 806 aufgesucht und hier die gewaltigen Denkmäler der Völkerwanderungsperiode bewundert haben, welche diese Stadt als Erinnerungszeichen ihrer Blüte gerade in jener Periode des allgemeinen Verfalls in sich schloß.[2]) In S. Apollinare Nuovo in Ravenna mag Einhard geweilt und hier die Ausstattung dieser Basilika, insbesondere den glänzenden Mosaikenschmuck ihres Mittelschiffes, angestaunt haben; nicht minder mag er sich der Herrlichkeiten erfreut haben, welche der Zentralbau von S. Vitale mit seiner hohen Kuppel über dem achteckigen Innenraum sowie die altchristliche Basilika S. Apollinare in Classe darboten; vor allem aber werden die reichen Überbleibsel der einstigen Blüte des Kunstgewerbes, welche Ravenna in sich barg, Werke wie die phantasievollen Altarschranken von S. Apollinare Nuovo und S. Vitale, die Kanzel der ersteren Kirche oder der Ambo des Erzbischofs Agnellus im Dom von Ravenna, Einhard angezogen haben. Bildete doch Ravenna für die Zeit Karls d. Gr. gewissermaßen ein wertvolles Lager von Altertümern, aus dessen Schätzen man unbedenklich schöpfte, wenn man sie für Kunstwerke der eigenen Zeit verwenden konnte; schon einige Jahrzehnte vor Einhards Italienreise hatte König Karl mit Erlaubnis des Papstes Hadrian I. Säulen und Marmorstücke aus dem damals bereits verfallenden Palaste Theodorichs für die Bauten, die Karl selber in Angriff genommen hatte, über die Alpen befördern lassen; und kurz vor 806

---

[1]) S. darüber Buchner, Einhard als Künstler S. 129 A. 4.

[2]) Vgl. Walter Goetz, Ravenna (Berühmte Kunststätten Bd. X) Leipzig-Berlin 1901 S. 15ff.

war ein anderes Schmuckstück der alten Ostgotenstadt in das Frankenreich verbracht worden: das Reiterstandbild des sagenberühmten Theodorich war im Jahre 801 nach Aachen gelangt und erhob sich seitdem hier vor dem Palaste Karls, wohl als das erste große Erzdenkmal auf deutschem Boden. — Jedenfalls konnte also Einhard gerade in Ravenna manche Anregungen gewinnen, die er dann bei seiner Rückkehr ins Frankenreich in seinen eigenen Werken redlich und erfolgreich verwertete. Zeigen doch die schon erwähnten Aachener Metallarbeiten spätrömische Stilisierung, so daß man die Hypothese hatte verfechten können, es seien diese Aachener Gitter selbst vom Grabmal des Theodorich genommen worden.[1])

Doch begleiten wir Einhard weiter auf seiner Italienreise! Folgen wir ihm, dem Gesandten des abendländischen Kaisers, in die Ewige Stadt!

Leo III. saß damals auf dem Stuhle Petri; er ist für die bauliche Entwicklung des Roms der Karlingerzeit etwa dasselbe, was Julius II. für das Rom der Renaissance bedeutete. Schon Leos unmittelbarer Vorgänger, Hadrian I., hatte das Seine dazu beigetragen, daß seit dem Ende des achten Jahrhunderts für das kirchliche Rom eine neue Entwicklung in baulicher Hinsicht, eine zweite monumentale Periode — (nach der ersten großen Bauzeit unter Kaiser Konstantin d. Gr. (306—337) — angebrochen war. Allerdings ging mit dem Baueifer der damaligen Päpste Hand in Hand die Zerstörung des antiken Roms; die alten römischen Bauten mußten zum guten Teil das Material abgeben für die neuen Kirchen, die jetzt in Rom entstanden. Die Paläste der römischen Cäsaren, welche sich einst auf dem Palatin erhoben hatten, erstrahlten zur Zeit Einhards längst nicht mehr in ihrem früheren Glanze, und die Tempel der antiken Gottheiten lagen in Schutt und Trümmer. Aber

[1]) S. oben S. 71.

neue Gotteshäuser, über die alten Götterstatuen triumphierend, erhoben sich nun an ihrer Stelle. In Einhards Tagen waren die bedeutendsten kirchlichen Bauwerke Roms: S. Giovanni in Laterano, S. Pietro und S. Paolo und andere Gotteshäuser schon Jahrhunderte alt. Das christliche Rom war es nun, das die Völker aus allen Himmelsrichtungen anzog und so in neuer Form die antiken Triumphzüge wieder erstehen ließ, die einstmals auf der Via sacra hinauf zum Tempel des kapitolinischen Juppiters geschritten waren.[1]) Wie stark mußten diese römischen Gotteshäuser auf den fränkischen Pilger einwirken, der doch in seiner Heimat in der Regel nur kleine, oft bloß roh aus Balken, Reisig und Holz gezimmerte Kirchlein zu sehen gewohnt war! Wie mußte auf ihn das glänzende Rom überhaupt wirken, die Stadt, welche die ehemaligen Beherrscher der Welt mit Aufwendung ihrer Reichtümer verschönt hatten! Welchen Eindruck mußten auf ihn die Ruinen des antiken Roms machen, deren Trümmerhaftigkeit der Ewigen Stadt eine gar eigenartige Anziehungskraft verlieh![2]) — Auch für Einhards Zeitgenossen war also Rom die durch ihren kirchlichen Nimbus, aber auch durch ihre große weltliche Vergangenheit einzig dastehende Weltstadt, war immer noch die „aurea Roma", das „goldene Rom", wie sie in einem Schriftstück aus jener Zeit genannt wird.

In diese römische Welt trat im Jahre 806 Einhard ein. Wir wissen leider nichts davon, wie gerade auf seine Persönlichkeit diese „aurea Roma" und der päpstliche Hof, den er nun kennen lernte, eingewirkt haben. Aber eine lebhafte Vorstellung können wir uns, denke ich, doch davon machen, wie das „Nardelchen", geschäftig wie immer, durch

---

[1]) J. Zettinger, Die Berichte über Rompilger aus dem Frankenreiche bis zum Jahre 800 (Römische Quartalschrift, XI. Supplementheft, Rom 1900) S. 5.

[2]) C. Beissel, Verehrung der Heiligen 69.

die römischen Gassen geeilt, wie es, getragen vom stolzen Bewußtsein als Gesandter des allgewaltigen Frankenkaisers zu kommen in den glänzenden Palast der Päpste, in den Lateran, der damals kurz vorher durch einen neuen, prächtigen Speisesaal geschmückt worden war, eingetreten ist, wie es, vorbei an den Türstehern, den Kammerdienern und Leibwachen des Papstes vor dem kirchlichen Oberhaupt der Christenheit selber erschien, um diesem die letztwillige Verfügung des höchsten weltlichen Herrn des christlichen Abendlandes vorzulegen! Die Stunde, da Einhard so vor Leo III. stand und seine wichtige politische Mission erfüllte, rechnete er gewiß zu den denkwürdigsten seines Lebens. Ebenso unvergeßlich wird ihm aber auch der Besuch der Peterskirche in Rom und der Grabstätte des Apostelfürsten daselbst geblieben sein. Da erblickte er, die Stufen zur Plattform des Vorhofes von St. Peter emporsteigend, zunächst die malerische Gruppe, zu welcher sich an der Vorderseite der alten Peterskirche eine Reihe von Palästen, Torbauten und Loggien vereinigt hatten und zu deren besonderem Gepräge nicht zuletzt der Glockenturm Stephans II. beitrug.

Als von hier aus Einhard die Peterskirche selbst betrat, tat sich ihm ein Bild auf, das auf ihn, den Künstler, überwältigend gewirkt haben muß durch die Großzügigkeit der Raumanlage wie auch durch die Pracht der Ausstattung: der lange, breite Raum, durch 88 Säulen in fünf Schiffe geteilt, die aus Marmor und aus Granit hergestellten Schäfte dieser Säulen, die herrlichen Kapitäle, alten Prachtbauten entnommen, der strahlende Mosaikenschmuck, die goldenen Leuchter und Lampen, die hier aufgehängten Kronen und die kostbaren Weihegeschenke von frommen Gläubigen, an deren Stiftung altehrwürdige Erinnerungen hafteten — kurz: all die Schätze, welche St. Peter für den Künstler wie für den Gelehrten in sich schloß! Dazu die Eigenschaft

dieser Kirche als Ruhestätte der Gebeine des Apostelfürsten, die ihr für den gläubigen Christen eine besondere Weihe gab! — Und alle die andern Kirchen und heiligen Stätten in Rom, nicht zuletzt die größte und glanzvollste der altchristlichen Basiliken: St. Paolo. Draußen aber, wo sich Einhards Auge der entzückende Ausblick auf die Campagna und auf die Sabiner- und Albanerberge darbot, dehnten sich weithin die ehrwürdigen Katakomben aus, über die schon damals der Verfall hereingebrochen war; namentlich unter den Verwüstungen der Langobarden hatten die Katakomben schwer gelitten; in bitterem Schmerze war ein Papst jener Tage in den Klageruf ausgebrochen, daß die Hirten der Campagna ihre Herden nächtlicherweile in die unterirdischen Grabkammern trieben und die Heiligtümer der Märtyrer als Ställe für ihre Tiere benützten. Eben dieser Papst — es war Paul I. (758—67) — entschloß sich dazu, viele Überreste der bisher in den Katakomben bestatteten Heiligen in römische Kirchen übertragen zu lassen; seinem Beispiele folgten einige seiner Nachfolger; auch war man jetzt seitens mancher Päpste bestrebt die verwüsteten Katakomben wiederherzustellen und auf sie die Beachtung der Gläubigen stärker als vordem hinzulenken; namentlich die großen an der Via Appia gelegenen Katakomben scheinen damals häufig besucht worden zu sein; Einhards Zeitgenosse Leo III. hat solche Erneuerungen an den beiden Hauptkrypten des Cömeteriums von S. Callistus, an der Papstgruft und an dem Grabe des hl. Cornelius, vorgenommen.[1]) Die Katakomben, welche wenigstens der Phantasie der damaligen Zeit ungeheuere Grabstätten der christlichen Blutzeugen mit geradezu unerschöpflichen Reliquienmassen zu sein schienen, wurden nun gewissermaßen als die große Schatzkammer Roms betrachtet, der das christliche Abend-

[1]) S. J. Guiraud, La commerce des reliques an commencement du IX. siècle, in den Mélanges G. B. Rossi. (Paris-Rom 1892) 84.

land sein reges Interesse zuwandte und aus der man sich die Reliquien holte, deren Besitz nun die Sehnsucht weiter Kreise war. Auch in Einhards späterem Lebenslauf sollten, wie wir noch hören werden, die Katakomben eine große Rolle spielen.

Aber nicht bloß für das christliche — auch für das antike Rom und seine Überreste wird Einhard begeisterte Blicke gehabt haben. Insbesondere mögen ihn die antiken Skulpturen, wie er sie auf alten Marmorsarkophagen und auf anderen Denkmälern der Vorzeit noch in großer Zahl in Rom vorfand, aufs regste interessiert haben. Manches von solchen antiken Überresten mag auf seine Anregung hin damals in das Frankenreich geschafft worden sein, darunter vielleicht auch jener antik-römische Marmorsarkophag, dessen Seitenwände lebensvolle Reliefs einer mythologischen Darstellung, des Raubes der Proserpina, schmückten und der vermutlich gerade auf Einhards Veranlassung wenige Jahre hernach (814) Kaiser Karls Leiche aufnehmen sollte. Vielleicht waren es die Studien an antiken Denkmälern, die in Einhards Künstlerseele ein besonderes Interesse für die menschliche Gestalt, für das Aussehen der einzelnen Persönlichkeit erweckten.

Als Einhard von seiner Romreise in das Frankenreich und nach Aachen zurückgekehrt war, da wird er mit neuer Schaffenslust und Schaffenskraft und mit manch reichem Gewinn von seiner Italienfahrt an die Aufgaben gegangen sein, die hier seiner warteten. Schon allein die oberste Leitung der kaiserlichen Werkstätten in der Aachener Pfalz erforderte Mühe und Sorge genug: wie oft konnte man da das „Nardelchen" aus seinem Aachener Hause treten und eiligen Schrittes durch die Höfe und Werkstätten und Arbeitsräume eilen sehen, die um die Aachener Pfalz herum neu entstanden waren und in denen meist lautes Leben und reges Getriebe herrschten: Da schallt

Hammerschlag und Amboßklang, die Axt des Zimmermanns wird geschwungen und das Schnitzmesser von geübter Hand geführt; hier sehen wir die roten Flammen aus einem Gußofen herauszüngeln, dort beobachten wir, wie eben Metallgegenstände in kunstvoller Arbeit getrieben werden; wieder an einer andern Stelle kann man die Elfenbeinschnitzer, über ihr kostbares Material gebeugt, die Gegenstände herstellen sehen, deren Anblick noch der fernsten Nachwelt Achtung vor dem Können dieser Zeit abringen muß. Lang hin dehnen sich die Werkstätten der Eisenschmiede. Klein nur ist dagegen die Zahl der Gold- und Silberarbeiter; aber eine um so sorgfältigere Auswahl der Arbeitskräfte hat man bei ihnen getroffen. Unter ihrer Hand wandelt sich das wertvolle Edelmetall, das man ihnen anvertraut hat, in die erlesensten Schmuckstücke für geistliche und weltliche Große. — Bei diesen Handwerkern sehen wir im Geiste Einhard, begleitet von seinem verlässigen Werkmeister Ansegis von Fontanelle, so manches Mal stehen, die Entwürfe und Modelle, ehe sie ausgeführt werden, musternd oder auch kritischen Blickes prüfend, wie sich die hier hergestellten Arbeiten zu seinem klassischen Kunstideal, zu den Überresten der Antike, die er namentlich in Italien geschaut und an denen er selber seinen Blick geschult hatte, verhielten. Manchen Ärger wird da Einhard gehabt haben, wenn das Geschaffene zuweilen nur allzu weit hinter dem Erstrebten zurückblieb. Aber auch hohe Befriedigung wird der „Beseleel" Karls empfunden haben, wenn er betrachtete, wie hier im deutschen Norden ein neues Kunstzentrum gleichsam aus dem Boden gestampft worden war, wenn er die Pläne ausreifen sah, die in Kaiser Karls Kreise ausgesponnen worden waren, und wenn er beobachtete, wie das Aachener Münster immer mehr dem Gedankenkreise des alttestamentlichen Zentralheiligtums, der Stiftshütte oder des Tempels Salomos, angeglichen wurde.

In Einhard war diesem in Aachen wiedererstandenen Heiligtum des Alten Testamentes ein würdiger „Beseleel" geschenkt, der seine Ausstattung in ebenso künstlerischer wie glanzvoller Weise zu verwirklichen wußte. Noch zu Lebzeiten Karls erhielt sein Münster jene schon wiederholt erwähnten Bronzegitter und Erztüren, als deren Meister Einhard zu betrachten ist und in denen wir bereits Früchte seiner Studien in Italien erkennen dürfen; nicht allzu lange dauerte es, bis das Aachener Münster auch in herrlichem Mosaikenschmuck erstrahlte.

IX.

Unter dem neuen Herrn, Ludwig dem Frommen.

Der 28. Januar 814 war ein Tag der Trauer für das weite Frankenreich, ein Tag des bittersten Schmerzes sicher auch für Kaiser Karls allertreuesten Diener Einhard: Karl, der große König und gewaltige Kaiser, hatte für immer seine Augen geschlossen. In ergreifenden, ungeheuchelten Tönen hat ein Zeitgenosse dem tiefen Schmerze Ausdruck gegeben, der die weitesten Kreise des hohen und niederen Volkes beseelte. Nicht ohne Sorge hatte man den körperlichen Verfall des alten Kaisers — Karl hatte ja die Grenze des Siebenzigers schon überschritten — und seine Erkrankung in den kalten Januartagen des Jahres 814 verfolgt. Und gerade Einhards ängstliches und von Aberglauben nicht ganz freies Gemüt wird schon seit langem schweren Herzens die Vorzeichen beobachtet haben, die den Zeitgenossen auf ein kommendes großes Unglück, wie es der Tod des mächtigsten Herrschers der Christenheit allerdings für die Gesamtheit bedeutete, hinzuweisen schienen, und von denen Einhard ja auch selber in seiner Karlsbiographie uns aufs genaueste Kunde gibt: Sonnen- und Mondfinsternisse waren eingetreten, an der Sonne hatte man tagelang schwarze Flecken beobachtet; dazu Erdbeben, die man in Aachen feststellte; das Einstürzen des Säulenganges, der die Aachener Pfalzkapelle mit dem Palaste verband; der Brand der Mainzer Rheinbrücke, die für eine Ewigkeit gebaut zu sein schien, und deren Zerstörung doch das Werk

von nur drei Stunden war; ein Sturz des Kaisers vom Pferd gelegentlich des Dänenfeldzuges (810) in einem Augenblick, da sich seinem Auge gerade eine ungewöhnliche Himmelserscheinung gezeigt hatte; ein Blitzschlag, der Karls Lieblingsschöpfung, sein Aachener Münster, traf und dessen Bekrönung, den goldenen Apfel, herunterschlug; endlich das Erlöschen der in roter Farbe ausgeführten Worte „Karolus princeps" („Karl, der Herrscher"), mit welchen eine im Aachener Münster angebrachten Inschrift, die Karl als den Stifter des Gotteshauses nannte, endete. All diese Geschehnisse hatten furchtsame Naturen wie Einhard als Vorzeichen für das nahe Ende des Kaisers aufgefaßt.

Und nun war dieses Ereignis, vor dem man schon lange gebangt hatte, wirklich eingetreten! Schon am siebenten Tage nach seiner Erkrankung im Januar 814 war Karl eine Leiche. Da lag er nun, der gewaltige Held, zu dem Einhard zwei Jahrzehnte hindurch voll aufrichtiger Ehrfurcht und in kindlicher Dankbarkeit emporgeblickt hatte! — Wie uns Einhard in seiner Vita Karoli berichtet, konnte man sich anfangs nicht darüber einigen, wo man den toten Kaiser bestatten sollte: in St. Denis lagen Karls Vater Pippin, seine Mutter Bertrada, sein Großvater Karl Martell. Aber auch das St. Arnulfskloster in Metz, wo seit 643 der Ahnherr des karlingischen Hauses, Arnulf, der spätere Bischof von Metz, bestattet war und das zeitweise gleichsam als karlingische Familienstiftung galt, wird man als Begräbnisstätte Karls ins Auge gefaßt haben; denn auch hier ruhte so manches Glied der Karlinger: neben St. Arnulf selbst und neben dem Sohn Pippins des Mittleren und Plektrudens, Drogo mit Namen, haben dort auch Karls eigene Gemahlin Hildegard sowie drei seiner Söhne ihr Grab gefunden.[1])

[1]) S. E. Müsebeck, Die Benediktinerabtei St. Arnulf vor Metz in der ersten Hälfte des Mittelalters, im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde XIII (1901) 167 ff.

Vor allem aber schien doch die eigentliche Palastkapelle Karls zu Aachen, seine Marienkirche, dazu berufen zu sein, zur Kaisergruft zu werden; für sie hat man sich auch schließlich entschieden. Man einigte sich, wie uns Einhard sagt, in der Auffassung, daß es eine würdigere Grabstätte als die Kirche, welche Karl auf eigene Kosten aus Liebe zu Gott und zu unserm Herrn Jesus Christus und zu Ehren der Gottesmutter erbaut hatte, nicht geben könne. — Schade, daß uns Einhard keine genaueren Angaben über Karls Begräbnisstätte macht. Er sagt uns nur, daß Karl in der Aachener Marienkirche noch an dem Tage beigesetzt wurde, an dem er gestorben war, und daß man über seinem Grabe einen vergoldeten Bogen mit seinem Bilde und mit einer Inschrift, deren Wortlaut uns Einhard getreulich wiedergibt, errichtet habe. So kommt es — wieder durch eine bedauerliche Schweigsamkeit Einhards —, daß in der wissenschaftlichen Forschung der Ort des Karlsgrabes im Aachener Münster gar viel besprochen wurde und doch noch heute ein umstrittenes Problem darstellt, das erst allmählich von manchem Gestrüpp von Sage und Dichtung gesäubert worden ist. Soviel aber ist wohl sicher, daß bis zum Jahre 1165, da der begeisterte Nachfolger und Nachahmer Karls, Kaiser Friedrich I., sein Grab öffnen und seine Gebeine erheben ließ, die Leiche des großen Kaisers in einem noch heute erhaltenen, von Napoleon I. nach Paris geschafften, aber dann wieder nach Aachen zurückgebrachten antik-römischen Marmorsarkophag sich befand, dessen Seitenwände mit der plastischen Darstellung des Raubes Proserpinens geschmückt waren. Einhard, der große Freund der Antike und der Liebhaber plastischer Kunstwerke, wird es wohl gewesen sein, der diesen Sarg als Ruheplätzchen für den entseelten Leib seines Kaisers ausgesucht hat. Es war eine letzte Liebestat, die Einhard dem Entschlafenen damit erwies.

Und nun mußte sich Einhard mit seinem neuen

Herrn, mit Ludwig dem Frommen, der Karl ja als einziger unter dessen ehelichen Söhnen überlebte, zurechtfinden. Es wird ihm dies nicht allzu schwer geworden sein. Denn Einhard war ja nach seiner eigenen Angabe mit den Kindern Karls aufgezogen worden; alte Freundschaftsbande müssen ihn und Ludwig daher verbunden haben; Einhard war es auch gewesen, auf dessen Veranlassung im Jahre 813 Ludwig zum Mitkaiser Karls angenommen worden war. Es ist daher innerlich recht wohl begreiflich, wenn Einhard im Gegensatz zu den meisten anderen Hofbeamten und Hofwürdenträgern, die nun neuen Männern Platz machen mußten, seine bisherige Stellung am Kaiserhofe beibehielt, wenn er nach wie vor an der Spitze des Kunstwesens im Frankenreiche stand und die Hofbücherei verwaltete sowie all die anderen Pflichten erfüllte, mit denen man ihn betraut hatte; sein Naturell zeigte keine so scharfen Ecken und Kanten, daß sie es dem jungen Herrscher erschwert hätten den vertrautesten Ratgeber seines Vaters beizubehalten. So blieb er denn auch bei Ludwig eine persona gratissima.

Freilich: das Bild, welches das Aachener Hofleben in den Tagen Karls d. Gr. geboten hatte, änderte sich jetzt gründlich; die Leichtigkeit und Ungebundenheit, welche unter Karl in Aachen geherrscht hatten und die zuweilen in starke Sinnlichkeit ausgeartet waren, mußten unter Ludwig einem strengen Tone weichen. Es war eine der ersten Maßnahmen des neuen Herrschers, daß er eine Verordnung über die strenge Zucht, die fortan in der Aachener Königspfalz walten sollte, erließ. Karls zahlreiche Töchter, die dem leichtlebigen Treiben am Hofe des Vaters nicht zum wenigsten ihren Stempel aufgedrückt hatten, mußten den Glanz des Hofes mit Klostermauern vertauschen. — Der Etikette und dem Hofzeremoniell wurde jetzt unter Ludwig ein breiterer Raum gewährt als bisher. Das geistige Leben und die Pflege der schönen Künste am Hofe ging indes nicht etwa

zurück, der äußere Glanz und Prunk steigerte sich sogar noch gegenüber den Tagen Karls. Aber der gleißenden Form entsprach in mancher Hinsicht nicht mehr der gediegene Inhalt. Der Kaiser, voll redlicher Absichten, voll des guten Willens, war nicht fähig das Steuer eines Weltreiches, wie es das Frankenreich geworden war, mit sicherer, fester Hand zu lenken. Er selbst ward mehr und mehr gelenkt und geschoben von trefflichen, aber auch von schlimmen Ratgebern. Es waren die Tage, da am fränkischen Hofe Ehrgeiz und Selbstsucht, Lüge und Machenschaften Wurzel faßten und schon wenige Jahre hernach mächtig ins Kraut schossen. Ich werde auf diese Entwickelung, unter der eine anima candida wie Einhard nicht selten zu leiden hatte, noch zurückkommen.

Unter den Vornehmen und Großen, welche am 27. Februar 814 den von Aquitanien kommenden Thronfolger in Aachen als neuen Herrscher begrüßten, wird sicher auch Einhard gewesen sein. Vielleicht, daß er damals mit einem Willkommsgedicht den Sohn des großen Vaters bedachte und über ihn in solcher Form das Füllhorn guter Wünsche ausschüttete. Aber schon bald wird Einhard es nicht ohne ein gewisses Mißbehagen empfunden haben, daß ein anderer Geist nunmehr in den Hallen der Aachener Kaiserpfalz walten sollte als vordem, daß hier jetzt strenge Kirchlichkeit und herbes Aszetentum an die Stelle der leichtgeschürzten Muse traten. Der heilige Benedikt von Aniane, der an die ernsten Gestalten altchristlichen Anachoretentums gemahnt und der kurz vorher schon das Klosterwesen in Aquitanien reformiert hatte, ward nunmehr die angesehenste Persönlichkeit im Aachener Kaiserpalaste. In einer Lichtung des Aachener Wildparkes, wo wenige Jahre vorher noch Kaiser Karl dem lustigen Weidwerk obgelegen hatte, ward jetzt von Kaiser Ludwig für Benedikt ein neues Kloster, Inden (Cornelimünster) mit Namen, er-

baut; hier konnte Benedikt die Ideale seines mönchischen Lebens zu verwirklichen suchen. Bei manchem Besuch, den hier Ludwig seinem vertrauten geistlichen Ratgeber zu machen pflegte — Ludwig selbst erhielt wegen seines engen Verhältnisses zu Benedikt die Bezeichnung „der Mönch" — wird sich auch Einhard in des Kaisers Gefolge befunden haben; man darf mit gutem Grunde annehmen, daß auch er durch diese Beziehungen zum hl. Benedikt von Aniane mehr und mehr von dem Reize klösterlichen Lebens angezogen und schließlich selber für den Ordensstand gewonnen ward, dem er am Ende seines Lebens tatsächlich angehört zu haben scheint, wie wir noch hören werden.

Zunächst freilich nahm Einhard als Laie am Leben des Aachener Hofes vollen Anteil. Mit den neuen Männern, die jetzt die Stelle von Karls verdienten, altvertrauten Paladinen einnahmen, wird er sich nicht allzu schwer zurechtgefunden haben. Namentlich mag ihn eine geistige Interessengemeinschaft mit dem gelehrten und kunstsinnigen neuen Kanzler Ludwigs, Elisachar, dem Abt von St. Riquier, verbunden haben, der einer der bedeutendsten Persönlichkeiten am Hofe Ludwigs war; ein Orientale, vermutlich ein Semite (Syrer) von Geburt, wie uns sein Name sagt, hatte Elisachar Ludwig dem Frommen schon zu der Zeit, da dieser als Unterkönig Aquitanien regierte, als Kanzler gedient. Als Haupt der kaiserlichen Kanzlei hat Elisachar einen bedeutsamen Einfluß auf die Weiterentwicklung der karlingischen Miniaturmalerei, insbesondere auf das Eindringen syrischer Elemente in diesen Kunstzweig, ausgeübt; für ihn scheint eine der prächtigsten uns noch erhaltenen Handschriften dieser Zeit, das aus St. Riquier stammende Evangeliar der Stadtbibliothek von Abbéville, hergestellt worden zu sein. Neben einem andern Hofwürdenträger, der gleichfalls erst unter Ludwig eine bedeutsame Rolle spielen sollte, galt Elisachar seinen Zeitgenossen

gleichsam als eine der beiden Hauptstützen Kaiser Ludwigs. — Dieser zweite Hofwürdenträger, mit dem nun Einhard auf Grund seines Amtes ebenfalls in engen Verkehr treten mußte, war Hilduin, der oberste Kaplan (Erzkaplan) Kaiser Ludwigs, der durch sein Amt einmal die Stellung gewissermaßen eines Oberhofpredigers oder eines kaiserlichen Stiftspropstes, daneben auch die eines Ministers für Kultus und Unterricht innehatte; auch er darf als kunstbegeisterter, prunkliebender Kirchenfürst gelten, für den m. E. gleichfalls eine bis heute erhaltene kostbare Handschrift bestimmt war: das sog. Evangeliar von Soissons, das Ludwig d. Fr. i. J. 827 dem Medarduskloster in Soissons, dessen Abt Hilduin war, geschenkt haben soll; wie das Evangeliar von Abbéville so scheint also auch dieses Evangeliar am Kaiserhofe in Aachen entstanden zu sein und als ein Werk der dortigen Schola palatina betrachtet werden zu müssen.[1])

Daß Einhard an der Herstellung solch köstlicher, kunstvoller Handschriften im Aachener Skriptorium reges Interesse bekundete, darf als gewiß gelten; im Skriptorium der Aachener Pfalz wird er in so mancher Stunde über einem dieser Bände gebeugt gesessen sein. — Wie Einhard schon unter Karl d. Gr., wenigstens in dessen letzten Jahren als Vertrauter des Kaisers geschaltet und diesem so manchmal durch seinen Rat und wohl noch öfter durch seine gewandte Feder gedient hatte — manches Schriftstück Karls, so z. B. sein Testament, dürfte im Auftrag des alten Kaisers von Einhard entworfen worden sein —, so hat Einhard auch Kaiser Ludwig dieselben Dienste geleistet und in gewissem Sinne zuweilen auch als sein Sekretarius fungiert. Denn eine Mehrzahl von Schreiben, die uns in der noch zu erwähnenden Sammlung

---

[1]) S. über all das Buchner, Einhard als Künstler 58 ff.

der Briefe Einhards überliefert sind, hat Einhard offenbar auf eine besondere Weisung seines kaiserlichen Herrn hin geschrieben. Einen „kaiserlichen Sekretär" in dem Sinne freilich, als ob Einhard grundsätzlich und von Amts wegen mit der einlaufenden und auslaufenden Korrespondenz des Herrschers sich zu beschäftigen gehabt hätte, darf man nicht in ihm sehen. Denn wenn Einhard beispielsweise dem berühmten Liturgiker Amalar von Metz auf das ausdrückliche Geheiß seines Kaisers eine Mitteilung hinsichtlich einer bevorstehenden Audienz Amalars zukommen ließ, so war dies allein schon dadurch veranlaßt, daß sich Amalar in dieser Sache zuerst an Einhard persönlich gewandt, und daß demgemäß Einhard die fragliche Angelegenheit auch dem Kaiser vorgetragen hatte; es war also nur ganz natürlich, wenn daraufhin Ludwig gerade Einhard anwies, den Befehl, den er diesem in Amalars Sache mündlich gab, Amalar auch schriftlich mitzuteilen. — Ähnlich ist es auch in einem andern Fall: man darf nicht allzu viel daraus schließen, daß am Ende eines längeren, an den Kaiser gerichteten Schreibens theologischen Inhalts, dessen unbekannter Verfasser sich in einer Art von Nachschrift zu diesem Briefe noch an Einhard wendet und dabei meint, wenn Einhard diese Zeilen lese, so möge er sich nicht wundern, falls er Fehler darin finde; vielmehr solle er über das Richtige staunen, das der Verfasser vielleicht geschrieben habe. — Es ist ganz verfehlt, wenn man hieraus den Schluß ziehen wollte, daß Einhard die an den Kaiser gerichteten Briefe grundsätzlich in Empfang zu nehmen oder doch zu Gesicht zu bekommen pflegte; denn wenn jener Unbekannte erwartete, daß sein an den Kaiser adressiertes Schreiben auch Einhard zu sehen bekäme, so war dies durch die Natur des fraglichen Schreibens, durch den gelehrten Charakter desselben, der es nicht bloß für den Kaiser selbst, sondern

auch für dessen gelehrte Umgebung interessant und lesenswert zu machen schien, ganz erklärlich.[1])

Darf man also Einhard auch nicht die Würde eines kaiserlichen Sekretärs im offiziellen Sinne des Wortes zuteilen, so scheint sich, wie gesagt, doch zuweilen Kaiser Ludwig seiner geschulten Feder bedient zu haben, wenn es sich um die Abfassung wichtiger Schriftstücke handelte; auf solche Weise mag in der Tat jenes interessante, im Namen Ludwigs ausgefertigte Schreiben, das sich an die Bewohner der alten spanischen Stadt Merida am Guadiana wandte und das uns unter den Briefen Einhards überkommen ist, von diesem selbst entworfen worden sein. Es sucht die Emeritaner — noch heute künden die aus Granit erbauten Überreste der Römerzeit daselbst von der ehemaligen Größe und Bedeutung ihrer Stadt, des „iberischen Roms", — von der Interessengemeinschaft zu überzeugen, welche diese bei ihrem Kampfe gegen den Emir von Cordova, Abd-ar-Rahman II. (822—52), mit dem fränkischen Herrscher hätten; die Leiden werden drastisch geschildert, welche die armen Emeritaner von dem tyrannischen Emir und schon von seinem Vater hätten erdulden müssen. „Aber ihr," so heißt es in diesem wahrscheinlich von Einhard entworfenen Schreiben, „habt, wie wir hörten, stets als tapfere Männer die Ungerechtigkeiten, die euch von ruchlosen Fürsten zugefügt worden sind, tapfer zurückgewiesen und ihrer Grausamkeit und Habgier euch mannhaft entgegengestemmt. Durch den Bericht von vielen Leuten hören wir, daß ihr dies auch jetzt tut." Und nun werden die Emeritaner ermahnt, in dieser wackeren Haltung standhaft zu bleiben und gegen den grausamen Herrscher zu streiten und nicht seiner Wut zu weichen. Gemeinsam will der Frankenkaiser mit den Emeritanern vorgehen; im nächsten Sommer soll ein fränkisches Heer in die spanische Mark

[1]) S. Bondois, Translation des saints Marcellin et Pierre 32.

gesandt werden und auf Wunsch der Emeritaner gegen den Emir von Cordova losschlagen. Am Ende des Briefes wird den Emeritanern die Erhaltung ihrer alten Freiheiten sowie die Freiheit von jeder Abgabe und Steuer verheißen; unter ihrem eigenen Gesetze sollten sie leben und als Freunde und Verbündete des fränkischen Herrschers behandelt werden.

Wie es bei einem der ersten Hofwürdenträger und Vertrauten eines Herrschers ja ganz selbstverständlich ist, stand Einhard mit Kaiser Ludwig in ständigem persönlichem Verkehr; tagtäglich pflegte er in der Regel, sofern sich der Kaiser sowohl wie er selber in Aachen aufhielt, vor dem Kaiser zu erscheinen; wenn wir uns auch den Verkehr am Hofe Ludwigs d. Fr. keineswegs allzu formlos vorstellen dürfen, so scheint doch der Umgang Einhards mit seinem kaiserlichen Herrn, der ja auch sein alter Jugendgespiele war, nicht in zu starke zeremonielle Fesseln geschlagen gewesen zu sein. Durch Einhards eigenen Bericht hören wir davon, wie er zu einer Zeit, da er schon sein Hofamt niedergelegt hatte, und da Gerward sein Nachfolger in demselben geworden war, eines schönen Tages vor den Kaiser getreten sei, wie dies so der Gepflogenheit entsprochen habe. Da habe ihm nun der Kaiser eine Geschichte erzählt, die Ludwig selbst von jenem Gerward gehört hatte und die Einhards größtes Interesse wachrief. Betraf sie doch die Heiligen Marzellin und Peter, die wir bald noch als die Lieblingsheiligen Einhards, der ihre Leiber von Rom in das Frankenreich übertragen hatte lassen, kennen lernen werden. In Gangelt, südlich von Roeremont im Maasgau, so hatte an jenem Tage Kaiser Ludwig Einhard berichtet, sei eine Frau gewesen, die ein ungefähr achtjähriges Töchterlein hatte, das an einer furchtbaren Lähmung litt, und zwar in solchem Grade, daß es schon seit längerem kein Glied mehr bewegen konnte. Die Mutter hörte die Kunde von den

Wundern, die — wir werden darauf zurückkommen — in Aachen bei der Anwesenheit der Gebeine des hl. Marzellin in der Privatkapelle Einhards vorgekommen waren. Und Mutterliebe und frommes Vertrauen zeitigten nun in jener Frau den Entschluß, ihr Töchterlein mit eigenen Armen in das Oratorium nach Aachen, in dem sich die Reliquien befanden, zu tragen, wiewohl von Gangelt aus dorthin immerhin etwa acht Meilen Weges waren. Die Frau kam nach diesem beschwerlichen Marsche an ihrem Ziele vor der Mittagszeit, da man eben zu frühstücken pflegte, an; daher war auch gerade keiner der Geistlichen in dem Gebetsraum anwesend; sie hatten ihn kurz zuvor zur Erholung verlassen. Die Frau betrat gleichwohl die Kapelle und legte ihr Mädchen vor sich auf das Pflaster, dann zündete sie ein ganz kleines Kerzlein, das sie mit sich gebracht hatte, an und stellte es vor dem kranken Kinde auf, während sie selbst sich voller Ehrfurcht zur Erde warf. Kaum war das geschehen, da erlangte die Kleine durch Gottes Gnade sogleich die Gesundheit an allen Gliedern wieder: sie stand, ohne daß es die Mutter merkte, vom Boden auf, ergriff das vor ihr brennende Kerzlein und blieb damit dann hinter ihrer zu Boden geworfenen Mutter stehen. Als die Mutter ihr Gebet vollendet und ihr Haupt wieder vom Boden erhoben hatte, sah sie weder die Kerze noch ihre Tochter an der Stelle, wo sie dieselbe hingelegt hatte; erst als sie aufgestanden ist und sich umdreht, schaut sie voll Freude und Dank die Kleine hinter sich mit ihrem Kerzlein stehen. Allerdings findet die Frau niemanden, dem sie das Wunder sogleich berichten könnte; denn es sind nur Bettler, keine andern Leute, in der Kirche. So kehrte denn die Frau wieder nach Hause zurück. Als sie nun nach Gangelt zurückgekommen war, da wurde dieses Wunder natürlich sogleich zum allgemeinen Tagesgespräch. Ein paar Tage hernach wird der Frau plötzlich gesagt, sie möchte nur

rasch sich zurecht machen, ein großer Herr wünsche sie zu sprechen. Man kann sich die Überraschung der Frau vorstellen! Der große Herr, der sie zu sprechen wünschte, war der kaiserliche Hofbibliothekar und Minister für Kunstangelegenheiten Gerward, der gerade von der Kaiserpfalz zu Ingelheim kam und nach Aachen zog, hierbei aber im kleinen Gangelt zu übernachten sich entschlossen hatte; dort hatte er mit dem Wirte, der ihn beherbergte, eine Unterhaltung anzuknüpfen gesucht: ob dieser nichts neues von der Kaiserpfalz zu Aachen wisse, frägt Gerward. Der Wirt antwortet darauf, daß derzeit bei den Hofleuten über nichts so viel gesprochen würde als über die Zeichen und Wunder, die sich zu Aachen „durch gewisse Heilige" im Hause Einhards, der angeblich deren Reliquien besitze, ereigneten. „Zu ihrer Verehrung — so erzählte der gesprächige Herbergsvater seinem hohen Gaste sicher in sehr devoter Haltung — eilen Tag für Tag alle unsere Nachbarsleute; und wer nur immer krank dorthin geführt worden ist, wird dort gesund." Und so kommt er auch auf jene Frau und ihr geheiltes Töchterlein zu sprechen. Den Herrn Hofbibliothekarius und Minister für Kunstangelegenheiten interessiert dieser Fall offenbar sehr. Aber war es nicht nur ein wildes Gerücht, das er da hört? Ehe er es nicht von jener Frau selbst vernommen hätte, wollte er nicht so recht an die Kunde glauben. So läßt man denn jene Frau rufen, deren Erzählung von dem großen Wunder, das sie an ihrem Kinde erlebt hatte, ihr vor dem hohen Herrn wohl recht wenig geläufig, aber gerade darum um so eindrucksvoller und um so größeres Vertrauen erweckend aus dem Munde kam. Gerward aber hatte diese Geschichte nun verbürgt und konnte sie schon am nächsten Tage seinem kaiserlichen Herrn berichten. Aus Ludwigs Munde endlich erfuhr sie Einhard. „So ging es zu," erzählt dieser uns, „daß wir von einem Wunderzeichen, das sich ohne unser

Wissen in unserem Hause abgespielt, erst auf diese Weise erfahren haben."

Ich wollte diese Erzählung wiedergeben, weil durch sie Einhards Verkehr mit dem Kaiser einigermaßen beleuchtet wird. — Auch sonst erfahren wir aus den Quellen manches über den persönlichen Umgang Einhards mit seinem Herrscher. Wir hören z. B. in einem Briefe Einhards davon, wie er einmal zusammen mit den Pfalzgrafen Adalhard und Geboin vor Kaiser Ludwig getreten ist, um diesem den ganzen Rechtshandel, der einen von Einhards Leuten, einen gewissen Alahfrid, betraf, nach den Ergebnissen des Inquisitionsverfahrens, das vom Grafen Hruotbert angestellt worden war, vorzutragen. Dabei tat der Kaiser die nicht uninteressante Bemerkung: es erscheine ihm sonderbar, daß diese Sache noch nicht zum Austrag gelangt sei. — Einhard hat daraufhin dem Grafen Hruotbert in sehr diplomatischer, höfischer Form von dieser Audienz und von der hierbei geäußerten Kritik des Kaisers Mitteilung gemacht — zweifellos in der Absicht eine beschleunigte Beendigung des Handels zu gunsten seines Alahfrid zu bewirken; Hruotbert, so bittet Einhard, möge ihm Mitteilung zukommen lassen, was Alahfrid jetzt zu tun habe, und wie überhaupt Hruotbert den Fall auffasse, ob er denke, daß etwa der ganze Handel fallen zu lassen sei, oder daß Alahfrid noch etwas für sich erhoffen dürfe.

Natürlich war angesichts des Einflusses, den Einhard beim Kaiser hatte, seine Persönlichkeit von allen seinen Bekannten immer und immer wieder, wenn man bei der kaiserlichen Regierung etwas durchsetzen wollte, als Vermittler in Anspruch genommen. Da ist z. B. der Stuhl des Erzbistums Sens unbesetzt; Klerus und Volk dieses Metropolitansitzes hatten eine Wahl vorgenommen, wie dies nach den kirchlichen Vorschriften notwendig war; aber die Person des Gewählten

hatte nicht den Beifall der kaiserlichen Regierung, nicht die Bestätigung des Kaisers erhalten; so fand eine zweite Wahl gleichfalls nach den kanonischen Geboten statt; doch auch der hier Erkorene war den Vertretern des Kaisers, den Königsboten, nicht genehm. Um dennoch die kaiserliche Anerkennung des Erwählten durchzusetzen, wandten sich die Wähler jetzt an verschiedene Persönlichkeiten am kaiserlichen Hof, von denen man annahm, daß ihr Wort bei der Entscheidung des Kaisers schwer in die Wagschale falle: man wendet sich vor allem an den kaiserlichen Erzkaplan, in dessen Ressort ja kirchenpolitische Dinge und namentlich die Besetzung der Bischofsstühle fielen; man wendet sich auch an Ludwigs schöne und einflußreiche Gemahlin Judith; und man wendet sich nicht zuletzt an Einhard, da man auch von ihm nicht ohne Grund zu glauben geneigt ist, daß seine Fürsprache viel vermöge. — Oder: ein unserem Einhard besonders nahestehender Kirchenfürst, der Bischof Bernhari von Worms, dem Einhard schon am 2. September 820 als Zeuge bei einem zu Quierzy vollzogenen Gütertausche, den Bernhari mit einem Grafen Hug vorgenommen, gedient hatte,[1]) will noch auf dem Totenbette in den Sorgen um seine Kirche, die seine Seele belasten, Einhards Vermittlung beim Kaiser erbitten: er tut dies in einem Briefe, der uns glücklich überkommen ist und aus dessen Inhalt das schwerbedrückte Gemüt eines Sterbenden zu uns redet: schon beschwert die Todesangst, wie der Schreiber selber in jenem Briefe meint, ihm nur allzu beklemmend Leib und Geist, um noch viel sagen zu können; aber dennoch glaubt er sich an seinen „teuersten Einhard" wenden zu sollen; nicht allein dessen fürbittendes Gebet ist es, was er sich erwünscht, sondern auch Einhards Vermittlung am Hofe; die Sorge um seine bisherige Bischofskirche Worms und auch um die Abtei

[1]) Jaffé, Bibliotheca rer. Germanicarum IV (Berolini 1867) 474.

Weißenburg im Elsaß, welche Bernhari gleichfalls besessen hatte, legt der sterbende Bischof und Abt seinem Freunde Einhard wärmstens ans Herz; denn ganz schrecklich will ihm der Gedanke scheinen, daß nach seinem Hinscheiden reißende Wölfe in das Heiligtum, das bisher er so treulich zu verwalten gesucht hatte, eindringen möchten und daß sie dann seine Herde in alle Winde zerstreuen könnten. Das will er verhindern; deshalb hat Bernharis Blick denn auch schon Ausschau gehalten nach einem geeigneten Nachfolger, der ein gottesfürchtiger Mann und der auch den Seinen ein wahrer Hirte sein würde; und er hat auch einen solchen bereits gefunden; freilich ist dieser Bischofskandidat noch jung an Jahren, aber gereift ist er in seinem Charakter; ein Mönch des Klosters Weißenburg sei es, schreibt Bernhari an Einhard, und Folkwin heiße er; Einhard selber kenne ja doch die Familie Folkwins, den Vater und ebenso den Bruder desselben; einer ganzen Reihe von vornehmen Geschlechtern stünde Folkwin nahe; man habe diesen nun nach Worms an das Krankenlager Bernharis gebracht, als der letztere gerade den Besuch eines hohen Herrn hatte; wahrscheinlich haben wir unter diesem hohen Herrn den Abt Hilduin von St. Denis[1]) zu verstehen, der ja neben dieser Abtei auch das Amt eines kaiserlichen Erzkaplans innehatte; als solchem aber oblagen ihm, wie gesagt, auch die Aufgaben eines modernen Kultusministers; daher war seine Person vor allem bei Wünschen für eine Bischofskandidatur zu gewinnen; es war daher ganz natürlich, wenn

[1]) Jaffé IV 442 N. 1 glaubte unter dem N., der in dem Briefe Bernharis als sein Besucher erwähnt ist, Kaiser Ludwig d. Fr. selber verstehen zu sollen; Hampe hat dies in den Mon. Germ. Epistolae V 110 A. 5 (vgl. Neues Archiv XXI 628 A. 1) nicht bestritten, wenn er auch selber lieber an Hilduin denkt; ich halte es für geradezu ausgeschlossen, daß der Kaiser unter dem ohne jedes Standesprädikat erwähnten N. zu verstehen ist und glaube aus inneren Gründen bestimmt, daß Hampes Annahme vorzuziehen ist.

Bernhari gerade Hilduins Einverständnis mit seinen Wünschen erstrebt hatte. — Als man nun bei jenem Besuch Bernharis durch Hilduin diesem den Folkwin empfohlen hätte, da habe Hilduin dem Kranken und dessen Leuten in Gegenwart des Grafen (von Worms) die Zusage gemacht, daß Folkwin und kein anderer Bernharis Nachfolger werden sollte.[1]) Trotzdem glaubte aber nun der sterbende Bernhari doch auch noch die Unterstützung Einhards — nicht ohne Grund mag sie ihm als verlässiger erschienen sein als die Zusage Hilduins! — anrufen zu sollen. Gleichzeitig mit dieser Bitte übersandte er Einhard und diesem nahestehenden Leuten einige Gaben als Erinnerungszeichen. Die Brüder vom St. Servatiuskloster in Maastricht, dem Einhard als Laienabt vorstand, sollten ein Pallium erhalten mit der Bestimmung, daß sie des toten Bernhari im Gebete gedenken möchten. Einhard selbst aber bekam Bernharis Maultier geschenkt; zur Ausführung und Verwirklichung dieser seiner letztwilligen Wünsche bestellt Bernhari noch besonders Einhards Gemahlin Imma.

Einhard hat sich gewiß der Sache Bernharis pflichtgetreu angenommen und hat sicherlich beim Kaiser und bei Erzkaplan Hilduin darauf gedrungen, daß der ihm so warm empfohlene Folkwin auch wirklich der Nachfolger Bernharis würde. Und auch in zahlreichen anderen Fällen hat Einhard mit Klugheit und mit Erfolg eingegriffen: so hören wir von einer Ehedispens, welche Einhard einem Grafen Poppo erwirkt hatte; er ist in diesem Falle selbstlos genug, um bei der Mitteilung des Erfolges seiner Fürbitte von Poppo nichts anderes als dessen Freundschaft als Gegenleistung zu verlangen.

In den Jahren, da Einhard bereits von seinem Amte als Leiter der Aachener Kunstwerkstätten und der dortigen

[1]) Soweit scheint mir der allerdings dunkle Sinn des Briefes (s. Hampe in den M. G. Ep. V 110 A. 5) klar zu sein.

Kunstgewerbeschule zurückgetreten war, legte er bei seinem Amtsnachfolger Gerward[1]) ein gutes Wort ein für einen jungen Maler, den er als „ergebenen Jünger" Gerwards bezeichnet; Gerward sollte sich für den jungen Künstler auch beim Kaiser verwenden, wenn sich eine passende Gelegenheit hierzu ergeben würde, auf daß er nicht durch die Mißgunst von irgendwelchen Menschen — „ich brauche euch nicht zu sagen, wer die sind, welche er in dieser Beziehung fürchtet, da sie mir und euch in gleicher Weise bekannt sind," fügt Einhard mit geheimnisvoller Miene bei — das Lehn verlieren würde, das er durch treuen Dienst bei seinem Herrn sich erworben habe. Und so bittet denn Einhard den Vorstand der Aachener Kunstgewerbeschule nach Möglichkeit dem jungen Künstler zu helfen.

Allem Anschein nach — Michael Tangl hat dies in einem scharfsinnigen Aufsatz[2]) gezeigt — hat Einhard auch in eine Angelegenheit vermittelnd eingegriffen, welche das Geschick Fuldas, seiner alten Erziehungsstätte, nahe betraf: an die Stelle des friedlichen Lebens, das dort in Einhards Jugendzeit, in den Tagen des Abtes Baugulf, geherrscht hatte, waren jetzt schlimme Zerwürfnisse zwischen dem neuen Abte namens Ratgar und seinen Mönchen getreten; die Mönche wußten bittere Beschwerden über Ratgar vorzubringen; er stelle so ungebührliche Forderungen an Arbeiten für Bauten, die er ausführen ließ. In dem jahrelangen Kampfe, der zwischen Ratgar und den Fuldaer Mönchen geführt ward, hatten sich die Bande der klösterlichen Zucht so stark gelockert, daß schließlich nicht bloß der Abt abgesetzt wurde, sondern daß auch westfränkische Mönche aus der

---

[1]) Dieser, nicht der Pfalzgraf Geboin ist m. E. als der Adressat des Briefes Nr. 18 (in der Ausgabe von Hampe in den M. G. Ep. V 119) zu betrachten; s. Buchner, Einhard als Künstler 47.

[2]) Die Urkunde Ludwigs d. Fr. für Fulda, im Neuen Archiv XXVII (1901) 25, 31 f.

Schule des hl. Benedikt von Aniane zur Reform Fuldas herbeigerufen werden mußten. Da mag denn, wie Tangl vermutet, unser Einhard als gründlicher Kenner der Zustände, wie sie in Fulda in der „guten, alten Zeit" geherrscht hatten, sowohl seitens des jungen Kaisers wie auch seitens der Fuldaer Mönche herangezogen worden sein, um den unerfreulichen Verhältnissen in Fulda ein Ende zu machen; so erklärt es sich wohl, daß Einhard in einer auf diese Dinge bezüglichen kaiserlichen Urkunde vermutlich vom Jahre 817 als Intervenient, als Vermittler, erscheint.

Bei aller Bescheidenheit, die Einhard zeit seines Lebens eigen war, war er sich doch wohl auch dessen bewußt, was sein Wort am Hofe des Kaisers zu bedeuten hatte; das kommt in seinen Briefen an manchen Stellen zum Ausdruck. Und auch das zeigt sich in seiner Korrespondenz, daß er — wenn ich es so nennen darf — genug „Geschäftssinn" besaß, um aus seinem Einfluß und aus der Macht seiner Fürsprache am Hofe für andere gelegentlich selber ein bißchen Gewinn zu ziehen. So ist es sehr köstlich zu lesen, wie Einhard einen seiner Bekannten bittet sein Ersuchen zu erfüllen, und wie er dieser Bitte durch die Worte: „auf daß auch du uns immer dir um so bereitwilliger und um so mehr bestrebt deinen Willen zu erfüllen, finden mögest", einen stärkeren Nachdruck zu geben sucht.

Der Kreis der Bekannten und Freunde, welche sich Einhard durch seinen langjährigen Aufenthalt am Hofe erworben hatte, dehnte sich weit aus. Da waren es vor allem die Angehörigen des Kaiserhauses selbst, mit denen er wenigstens teilweise in vertrautem Umgang stand; durch seine Erziehung stand Einhard in den Tagen Kaiser Ludwigs der damaligen Karlingergeneration — Karl hinterließ neben Ludwig, dem einzigen ehelichen Sohn, der ihn überlebte, auch eine Mehrzahl außerehelicher Kinder — nahe, nicht zuletzt wohl

Drogo, der im Jahre 823 den Bischofsstuhl von Metz bestieg. Aber auch mit der ersten Gemahlin Kaiser Ludwigs, der schon bald verstorbenen Kaiserin Irmingard, sowie mit der schönen Judith, der zweiten Gattin des Kaisers, desgleichen auch mit dessen Söhnen wird Einhard nicht selten zusammengetroffen sein. Namentlich der Erstgeborene Ludwigs, Lothar, ward der besonderen Fürsorge Einhards anvertraut: in einem Briefe, den Einhard im Jahre 830 in kritischer Stunde an Lothar geschrieben hat, nimmt er auf seine ehemalige Mission als Mentor Lothars Bezug und erinnert den jungen Fürsten daran, wie dessen Vater im Jahre 817 ihn (Einhard) beauftragt habe, sich um die Erziehung und Charakterbildung seines ältesten, gerade damals zum Mitregenten erhobenen Sohnes anzunehmen; aber freilich waren Einhards Bestrebungen, wie er in jenen Zeilen vom Jahre 830 schrieb, nicht von dem gewünschten Erfolg begleitet gewesen, wenn es auch ihm selber nicht an gutem Willen gefehlt habe. Wie es scheint, lassen Einhards wohlabgewogene Worte es dahingestellt, ob dieser Mißerfolg ihm, dem Lehrer, oder etwa — seinem hohen Zögling, oder vielleicht auch den äußeren Verhältnissen, durch welche dieser schon bald dem Einfluß Einhards entrückt worden sein dürfte, zuzuschreiben ist. Jedenfalls aber hatte Einhard in seiner Tätigkeit als Erzieher des Kaisersohnes nicht allzu viel Erfolg aufzuweisen.

Eine Anzahl von Hofwürdenträgern und Reichsbeamten, von Bischöfen und Äbten gehörte gleichfalls zu Einhards engerem und weiterem Freundeskreis. Auch in dieser Hinsicht ist sein Briefwechsel recht aufschlußreich, da er uns eine Reihe von hervorragenden Persönlichkeiten als Bekannte und Vertraute Einhards verrät. Manch berühmte Namen sind darunter, wie etwa der des Abtes Hrabanus Maurus von Fulda, des „praeceptor Germaniae", der schon als Knabe gleich dem nur wenig älteren Einhard die

Fuldaer Klosterschule besucht hatte, und den daher auch schon alte Freundschaftsbande mit Einhard verknüpft haben werden; oder der des Servatus Lupus, des durch seine Gelehrsamkeit hochberühmten jüngeren Zeitgenossen Einhards, von dessen Beziehungen zu letzterem noch die Rede sein wird. Auch der schon erwähnte Amalar von Metz, der als Liturgiker einen Namen von gutem Klang hat, gehört hierher. Ebenso auch Ansegis von Fontanelle, der nicht bloß auf dem Gebiete der bildenden Kunst als Meister der Aachener Werkstätten unter der Oberleitung Einhards sich verdient gemacht hat, sondern der durch die Abfassung seiner Kapitularienssammlung auch in der Geschichte der Rechtswissenschaft erwähnenswert ist. Auch mit manchen „Ausländern", nicht zuletzt mit mehreren Griechen, die als Gesandte des byzantinischen Kaisers an den fränkischen Hof gekommen waren, wird Einhard bekannt geworden sein; er selbst erzählt uns einmal von seinen Beziehungen zu dem Abte Georg von St. Salvius bei Valenciennes und fügt, auf diese Bekanntschaft fast ein wenig stolz, dem die Bemerkung bei, daß dies jener Georgios von Venedig sei, der — es war im Jahre 826 gewesen — zu Kaiser Ludwig gekommen sei und dann hier in der Aachener Pfalz eine Orgel, die man in griechischer Sprache als „Hydraulica" bezeichne, in kunstvoller Weise konstruiert habe.

Einhard wird auch an den meisten Empfängen fremder Gesandter, die bei seinem Kaiser von nah und fern eintrafen, persönlich teilgenommen haben. Wie oft mag sich da Einhards Künstlerauge an den malerischen Trachten erfreut haben, welche jene aus aller Herren Länder kommenden Gesandten trugen: da sah er den Sarazenenhäuptling, der aus Spaniens heißen Fluren über die Pyrenäen an den Hof des mächtigen Frankenherrschers gekommen war, angetan mit seinem farbensatten Turban, die mit Edelsteinen verzierte Waffe in der Hand, sah sächsische Edelinge

im langen Linnengewande, sah Grafen aus den Gauen des alten Langobardenreiches, bekleidet mit einem kurzen, mit Pfauenfedern besetzten Purpurmantel, sah Avarenkrieger mit ihren charakteristischen, geflochtenen Haarschöpfen, sah die stolzen, aufgeblähten Würdenträger aus der Stadt am Bosporus, sah die Abgesandten des gewaltigen Herrschers der Perser und sah die dunkeln Mauren[1]). Gewiß hat sich auch Einhard über die lustigen Streiche der drolligen Äfflein und nicht weniger über den ungeschlachten Elephanten gefreut, den schon zu Zeiten Kaiser Karls der Kalif von Bagdad, Harun al Raschid, der sagenberühmte, geschickt hatte. Ganz besonders aber wird sein Interesse jene Wasseruhr aus Metall erregt haben, die einen Zeiger aufwies, und auf welcher der Wechsel der Stunden durch kleine Kugeln festzustellen war, die klingend auf eine Metallplatte fielen, sowie durch Reiter, die an Türen, die sich von selbst öffneten, erschienen. Wie wird solch ein Kunstwerk, das Zeugnis gab von der weit fortgeschrittenen Mechanik der Araber, Einhards Staunen erregt haben! Und wie wird er über den Mechanismus nachgesonnen haben, der einem solchen Werke eigen war!

Nur selten wird Einhard bei wichtigen politischen Zusammenkünften und auf Reichstagen, auf denen es schwerwiegende Entschlüsse zu fassen galt, gefehlt haben. Wahrscheinlich war Einhard auch Augenzeuge jener Begegnung von Kaiser und Papst, die in den Oktobertagen des Jahres 816 in Reims stattfand; mit glänzendem Gepränge war Papst Stephan IV. damals über die Alpen gekommen und hatte von Rom auch einen goldenen, edelsteinbesetzten Stirnreif mitgebracht, in dem man die Krone Kaiser Konstantins sehen wollte; mit ihr krönte damals in der Marienkirche zu Reims der Papst den Kaiser. Auch wichtige Abmachungen, welche das Verhältnis von Kaiser-

[1]) S. die anschauliche Schilderung bei G. Freytag, Aus dem Mittelalter (Leipzig 1867) 343.

tum und Papsttum betrafen, wurden damals in Reims getroffen;[1]) auch Einhard dürfte in sie eingeweiht worden sein. — Vermutlich hat er auch beim Erlaß des wichtigen Reichserbfolgegesetzes mitgewirkt, das auf dem Aachener Reichstage im Jahre 817 erging, und das die Nachfolge im Reiche Ludwigs d. Fr. unter grundsätzlicher Wahrung der Reichseinheit regelte. Auch der Reichsversammlung zu Attigny, die im August 822 abgehalten ward, und dem Bußakte, welchem sich daselbst Ludwig d. Fr. unterzog, um die Blendung seines Neffen Bernhard von Italien und das gewalttätige Vorgehen gegen seine unschuldigen Stiefbrüder und Verwandten zu sühnen, mag Einhard persönlich beigewohnt haben. Kurze Zeit vorher gehörte er wohl auch einem Rate von Großen an, der in Quierzy tagte; denn eine in jenen Tagen ergangene kaiserliche Urkunde, welche einen Tauschvertrag über Güter des Klosters Weißenburg betraf, ist auch von Einhard unterzeichnet.[2])

Es war gewiß mehr als eine hohle Phrase, wenn Ludwig d. Fr. in einer urkundlichen Schenkung für Einhard vom Jahre 815 sagte, daß dieser durch seinen treuen Dienst wie auch durch seinen ergebenen Gehorsam sich um ihn, den Kaiser, gar wohl verdient gemacht und bisher all seine Kraft dem Kaiser gewidmet und dessen Aufträge gar getreulich zu erfüllen gesucht habe; in der Tat hat Einhard,

---

[1]) Damals entstand, wie sich mir bei meinen langjährigen Forschungen über diese Probleme ergab, die berühmte Fiktion der sog. Konstantinischen Schenkung (Constitutum Constantini; dieselbe wurde nicht in Rom, sondern im Frankenreiche hergestellt, wie diese Annahme schon von verschiedenen Forschern, namentlich von Grauert, vertreten worden ist Sie diente aber nicht bloß den kaiserlichen, sondern auch den päpstlichen Interessen. Auf kaiserlicher Seite scheint namentlich der Kanzler Ludwigs d. Fr. Helisachar am Entwurf der Fiktion mitgewirkt zu haben.

[2]) B. Simson, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen I (Leipzig 1874) 157 f.

wie wir schon aus dem Gesagten erkennen und wie uns spätere Abschnitte noch neuerdings zeigen werden. Jahrzehnte hindurch dem karlingischen Kaiserhaus so gedient, wie dies nur immer ein pflichtgetreuer und tüchtiger Beamter vermochte. Es war nicht mehr als billig, daß die Gnade des Kaisers diese langjährigen Dienste Einhard gebührend entlohnte. Und das sollte denn auch geschehen. Hören wir des näheren davon!

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

X.

Der Laienabt.

Vermutlich der Gnade seines Herrschers verdankte es Einhard, wenn er, der Laie, in den Besitz einer Mehrzahl von Abteien und Kirchen kam und als Laienabt an deren Spitze trat.

Das Institut der Laienäbte, auch Abtgrafen (abbacomites) genannt, war im fränkischen Reiche eine alteingewurzelte Erscheinung oder vielmehr, wie man es richtiger nennen muß, eine alteingewurzelte Unsitte. Die Not, unter welcher das Frankenreich z. B. des Großvaters Karls d. Gr., Karls des Hammers (Martells), des Araberstegers von Poitiers, gelitten hatte, hatte diesen veranlaßt, in ausgedehntem Maße die reichen Kirchengüter zu staatlichen Zwecken heranzuziehen, sie gewissermaßen als das Kapital zu betrachten, mit dessen Zinsen man Männer entlohnte, die dem Reiche ihren Dienst im Kampfe gegen die Ungläubigen wie auch im Frieden geweiht hatten. Auch seitens Karls d. Gr. wurde über das Kirchengut oft selbständig verfügt, wurden Kirchengüter als Lehn an die Getreuen des Herrschers vergeben. Die reichen Erträgnisse einzelner Klöster bildeten gewissermaßen den Gehalt oder auch die Pension für Männer, die sich um Fürst und Volk verdient gemacht hatten. Die Ausstattung hervorragender Persönlichkeiten mit einem oder mit mehreren Klöstern war damals durchaus keine seltene Erscheinung. Wie der heutige Staatsbeamte allmählich in eine höhere Gehaltsklasse vorrückt, je älter er

wird, in ähnlicher Weise konnten im neunten Jahrhundert die „Dienstjahre" eines Würdenträgers und die Anerkennung seiner Verdienste dadurch zum Ausdruck kommen, daß ihm seitens seines Herrschers immer reichere Abteien zugewiesen wurden oder auch dadurch, daß er zu seinem bereits erworbenen Kloster noch weitere hinzu erhielt; denn von den Einkünften dieser Abteien hatte natürlich vor allem sein Haupt Gewinn, der Abt des Klosters, auch wenn er selbst kein Mönch, sondern nur Laie war und somit die geistlichen Amtsobliegenheiten nicht selber verrichten konnte, sondern sie einem Stellvertreter übertragen mußte. — Auch Einhard hat im Laufe der Jahre eine Reihe von Abteien als Laienabt zugewiesen erhalten. Zu Maastricht, also nur einige Meilen von seinem regelmäßigen Aufenthaltsort Aachen entfernt, besaß er das Kloster St. Servatius. In Gent, wo der Lys sich in die Wasser der Schelde ergießt, lag eine weitere ihm gehörige Abtei: die des hl. Bavo; in der Nähe dieser Stadt hatte er das Peters- und Paulskloster in Blandigny; auch in der Umgebung von Paris besaß Einhard vielleicht ein Kloster: St. Cloud; i. J. 816 erhielt er auch die berühmte Abtei St. Wandrille (Fontanelle) unfern der Mündung der Seine, die er freilich schon einige Jahre nachher (823) seinem getreuen Gehilfen am Aachener Hofe, Ansegis, überließ; daß Einhard auch in Pavia eine Kirche besaß, habe ich schon erwähnt.

Neben diesen Klöstern hatte Einhard auch eine Mehrzahl von Gutsherrschaften, von Eigengütern und Lehn inne, wie gleich in diesem Zusammenhang erwähnt sein mag. Auf seine große Gutsherrschaft in Steinbach-Michelstadt und ebenso auf sein Hofgut in Obermulinheim (Seligenstadt a. M.) wie auf sein Besitztum im Ahrtal zu Lohrsdorf werde ich noch zurückkommen; hier sei noch das Lehn erwähnt, das er zu Fritzlar in Hessen innehatte.

Einhards Stellung als Laienabt bedeutete für ihn durchaus keine Sinekure; denn wenn er auch die erwähnten Klöster vor allem zu dem Zwecke überwiesen erhielt, um durch ihre Erträgnisse seine Renten zu steigern, so gab es doch auch in jedem der ihm unterstellten Klöster für ihn genug zu sorgen und zu schaffen. Reisen waren zu unternehmen; denn hier wie dort schien oft der persönliche Aufenthalt des Abtes erforderlich zu sein. Bald begegnet uns daher auch Einhard in seinem Kloster zu Maastricht, bald in St. Bavo in Gent; namentlich hier scheint er sich öfters aufgehalten zu haben; dann wieder hat er in Quierzy bei Noyon zu tun und vollzieht hier ein Tauschgeschäft mit dem Bischof Bernhari von Worms. Ein andermal treffen wir ihn in dem bei Paris gelegenen Nonnenkloster Argenteuil, um hier — vermutlich im Interesse seines Klosters St. Cloud — einen Gütertausch abzuschließen mit Theodora, der Äbtissin von Argenteuil, die eine Tochter Karls d. Gr. war und nun hinter den Klostermauern von Argenteuil nach den lebenslustigen Tagen am Aachener Hofe ihre Wirksamkeit entfaltete.

Vor allem galt es für Einhard als Laienabt sich von der staatlichen Gewalt, von seinem Kaiser, die Rechte und Besitzungen seiner Klöster verbriefen zu lassen; das hat er denn auch getan. So ließ er sich am 2. Juni 815 von Ludwig d. Fr. eine Urkunde ausstellen, durch welche Kaiser Ludwig dem Kloster Blandigny im Gau Tournai auf Bitten seines Abtes Einhard und auf Grund der dem Kaiser vorgewiesenen Vorurkunde Karls d. Gr. Immunität mit Königsschutz bestätigte. Ebenso wurde am 13. April 819 durch Ludwig d. Fr. auf Bitten Einhards und unter Vorlegung einer entsprechenden Vorurkunde Kaiser Karls dem Kloster St. Bavo zu Gent dieses Vorrecht der Immunität mit Königsschutz gewährt. Durch solche Privilegien verzichtete der Kaiser zu Gunsten Einhards und seiner

Klöster auf die Geltendmachung seiner richterlichen und finanziellen Autorität über die Bewohner und Gebiete, welche zu den als immun erklärten Abteien gehörten; die Leistungen der Bewohner des „gefreiten" Gebietes konnte nun Einhard in seiner Eigenschaft als Abt des betreffenden Klosters und als „Immunitätsherr" beanspruchen; in seinen „gefreiten" Gebieten hatte der öffentliche Beamte keine Amtshandlungen vorzunehmen.

Freilich: ohne alle Verpflichtung gegenüber der staatlichen Gewalt waren die Angehörigen der immunen Gebiete keineswegs, und Einhard kam manchmal in die Lage seine Leute gegenüber der Staatsgewalt und gegenüber ihren Vertretern in Schutz nehmen zu müssen; so besitzen wir ein Schreiben, das er an einen Stellvertreter des Herrschers, einen Königsboten, richtete; in diesen Zeilen erhob er Einspruch gegen die Forderung des sog. „Heerbanngeldes" von Leuten, die zu seinen Abteien (in Gent und Blandigny) gehörten und die einen Feldzug nicht mitgemacht hatten, an dem sie nach der Auffassung jenes Vertreters der Staatsgewalt hätten teilnehmen müssen; um dieses Versäumnisses willen sollten sie eben jenes Heerbanngeld erlegen; dieser Anschauung gegenüber macht aber Einhard in jenem Schreiben geltend, daß seine Leute ihre Kriegsdienstpflicht in der schuldigen Weise erfüllt hätten, da sie ja statt ihrer Teilnahme am Heerzuge Küstenwacht gehalten hätten; es möchte also der Adressat seines Briefes — jener Königsbote, an den er seine Zeilen richtete — die Erledigung der Angelegenheit wenigstens bis zur Rückkehr des Kaisers aufschieben; Einhard werde dann dem Kaiser den Fall vortragen und Ludwig selbst solle die Entscheidung treffen.

Überhaupt lag Einhard die Sorge für die Angehörigen seiner Abteien, für die „familia" seiner Klöster, sehr am Herzen. — Unter den Schriftstücken, welche einiges Licht auf sein Wirken als Laienabt werfen, ist u. a.

auch eine Urkunde[1]) von Interesse, welche die Freilassung eines Hörigen Einhards zum Inhalt hat. In seiner Eigenschaft als Abt von St. Servatius erklärt hier Einhard einen Unfreien dieser Kirche namens Meginfrid als frei; und zwar war der Grund dieser Freilassung die Tatsache, daß Meginfrid von der Kirchengemeinde einmütig zur geistlichen Weihe bestimmt worden war; nun durfte diese aber nur ein Freier erhalten. Deshalb erklärte Einhard in feierlicher Weise, in Anwesenheit von Priestern und Adeligen den Meginfrid auf Grund von kirchlichen und kaiserlichen Bestimmungen als einen „civis Romanus". Vor dem Altar der Kirche von St. Servatius fand dieser feierliche Akt der Freilassung (manumissio) statt; kraft der Urkunde, welche Einhard darüber ausstellte, sollte der ehemalige Unfreie von allen Banden der Knechtschaft frei sein und dieselben Rechte besitzen, wie wenn er von freien Eltern abstammte. Keinen Knechtsdienst sollte er hinfort mehr zu leisten haben, sondern sein ganzes Leben lang auf Grund der an ihm vorgenommenen Freilassung und der ihm gewährten Freiheit gleich allen andern „römischen Bürgern" frei und sicher sein, wie er auch in vermögensrechtlicher Hinsicht die Zusicherung erhielt, er sollte über sein derzeitiges wie über sein künftiges Vermögen nach den kanonischen Bestimmungen frei verfügen dürfen.

Die Personen, welche zu einem Kloster gehörten, bildeten infolge ihrer gemeinschaftlichen Lebensführung in wirtschaftlicher Hinsicht zusammen eine große, einheitliche Verbrauchswirtschaft; die Zahl der Münder, die

---

[1]) Nach Teulet, Oeuvres complètes d' Éginhard II 419 Anm. 2 besteht kein begründetes Bedenken gegen die Echtheit dieser Urkunde. Über Freilassungsformen im fränkischen Reiche, die dem römischen Rechte entlehnt waren und welche die Ausstellung einer Urkunde zur Voraussetzung hatten, s. H. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte I 2. Aufl. (Leipzig 1906) 359 ff.

hier alltäglich zu stopfen waren, ging in den bedeutenderen fränkischen Abteien an die Hunderte. Die wirtschaftlichen Sorgen, welche auf dem Abte lasteten, waren also nicht gering. So mußte sich die Fürsorge des Abtes von Corbie täglich auch auf die Herstellung von 450 Broten erstrecken, und alljährlich wurden hier nicht weniger als 600 Schweine konsumiert.[1]) Freilich konnten sich die Klöster, die Einhard als Laienabt besaß, an Zahl der Mönche mit solchen altberühmten Abteien im Frankenreiche wie etwa mit St. Denis im Westen oder mit Fulda im Osten kaum messen. Gleichwohl gab es auch in Einhards Klöstern schon allein in wirtschaftlicher Hinsicht genug zu schaffen, da ja natürlich auch hier alle Güter, deren man innerhalb dieser Verbrauchswirtschaft bedurfte, nach Möglichkeit durch Eigenproduktion aus den Erträgnissen des klösterlichen Vermögens gewonnen werden sollten; die Fronhofswirtschaft war ja grundsätzlich Eigenwirtschaft. Die Bauern, welche in dieser oder jener Form zu der „familia" eines Klosters gehörten, mußten einen Teil ihrer landwirtschaftlichen Erträgnisse an den Grundherrn und an dessen Beamten, den „Villicus", den Meier, abliefern. Beim Meier wurden also die Produkte von Feld und Flur, von Stall und Hof, Getreide, Wein, Honig, Lämmer, Schweine, Hühner, Gänse, Enten, Wolle u. s. f. gesammelt, um sodann von hier aus an den Herrenhof, bei Einhards Grundherrschaften somit in sein Aachener Häuschen, abgeführt zu werden und hier zum Verzehr zu gelangen. Aber auch aus der eigenen Gutswirtschaft, wie sie der Abt auf dem Grund und Boden seines Klosters betrieb, stammte ein Teil der Lebensmittel, die man brauchte. Um die Aufgaben, welche sich bei einer derartigen Gutswirtschaft ergaben, zu bewältigen, waren natürlich viele Hände nötig. Teils bestanden diese Arbeitskräfte aus ledi-

[1]) W. Sombart, Der moderne Kapitalismus I², München und Leipzig 1916 S. 63 ff.

gem Gesinde, teils aus verheirateten Gutstagelöhnern, welche ihre Holzhäuschen neben dem Gutshofe hatten; daneben waren auch die Bauern, welche als Pächter zur Gutsherrschaft gehörten, zu Arbeitsleistungen für den Gutsherrn verpflichtet. Solche Arbeitsleistungen auf dem Gutshofe waren immer in großer Zahl vonnöten: die Herstellung des Brotes, des Bieres, des Käses, die Anfertigung der Gewebe aus Leinwand oder Wolle, das Walken der Tücher auf den herrschaftlichen Walkmühlen, ihr Färben, die Schneiderarbeiten, nicht minder die zur Fußbekleidung nötigen Verrichtungen, Gerberei und Schusterei — diese und noch genug andere Arbeitsleistungen gehörten nun einmal zum Alltagsleben in einem Kloster der damaligen Zeit; und wieviele Dienstleistungen mußte erst ein Abt verlangen, der etwa an den Neubau von Klostergebäuden, an die Errichtung einer neuen Kirche, an den Bau klösterlicher Wohn- und Wirtschaftsräume, oder auch nur an die Ausbesserung von schadhaft gewordenen Baulichkeiten heranging! All diese Sorgen blieben auch Einhard bei der Verwaltung und Leitung der ihm übertragenen Klöster nicht erspart.

Eine Reihe von Dokumenten erzählt uns von derartigen Wirtschaftssorgen Einhards und überhaupt von den Beziehungen zu seinen Klöstern; namentlich seine Briefe bieten reiches Material hierfür. So beauftragte Einhard gelegentlich seinen Priester Willibald den Zins, den er von den Leuten seiner Abteien St. Bavo in Gent und im Peter- und Paulskloster zu Blandigny zu beanspruchen hatte, zu erheben; dabei sollte dem Willibald der Priester Liuthard sowie Einhards Viztum Erembert behilflich sein; an Liuthard und Erembert wendet sich Einhard mit entsprechenden Weisungen — nicht ohne ausdrücklich zu bemerken, daß der Zins in vollem Ertrag und in gutem Silber erlegt werden solle; auch sollen die beiden Genannten dem Priester Willibald dazu verhelfen,

daß er die einbezahlte Summe Einhard richtig überbringen konnte. — Zinse, die an St. Servatius in Maastricht zu zahlen sind, werden auch in einem andern Briefe erwähnt, den Einhard an einen Bischof Jakob — vermutlich handelt es sich um einen Chorbischof von Langres — richtete: ein Kleriker namens Otmar hatte Einhard ein Schreiben dieses Kirchenfürsten überreicht; Einhard war darin gebeten worden dem fraglichen Kleriker zu erlauben bei jenem Prälaten zu verbleiben, nachdem er in dessen Gebiete ja auch gebürtig und hier aufgewachsen war. Einhard antwortete darauf, er habe sich den Fall wohl überlegt und erteile dem Ersuchen Jakobs seine Genehmigung: der fragliche Kleriker solle also samt seinen Brüdern und samt seiner Mutter bei Bischof Jakob nach dessen Wunsche bleiben dürfen; alljährlich aber sollen Otmar und die Seinen ihren Zins nach St. Servatius zu bezahlen verpflichtet sein, wie dies von Einhards „Brüdern", d. h. von den Mönchen von St. Servatius, festgesetzt worden sei; hinsichtlich der Weihe jenes Klerikers Otmar bemerkt Einhard, es solle die Verfügung hierüber Jakob überlassen bleiben; denn er nur kenne den Charakter Otmars und dessen Verkehr und wisse, ob er würdig zum Empfang der Weihe sei. — Wieder ein anderes Schreiben Einhards beschäftigt sich mit Wachszinsen: Einhard teilt dem Adressaten dieser Zeilen mit, daß er an seinem derzeitigen Aufenthalt Wachs nötig habe, das er aber in dieser Gegend nicht erhalten könne; denn hier sei der Ertrag an Honig nur sehr gering gewesen; deshalb solle der Adressat zusammen mit einem andern Getreuen Einhards überlegen und Schritte zu Verhandlungen einleiten, wie man an ihn (Einhard) durch seine Vasallen, die nach der am 1. Oktober stattfindenden Messe von St. Bavo in Gent zu ihm heimkehren würden, eine Saumtierladung Wachs schicken könne. — Auf ein anderes Schreiben, das sich gleichfalls mit Wirtschaftssorgen befaßt und das wegen seines ärgerlichen

Tones für die Psychologie Einhards besonders interessant ist, werde ich später zurückkommen. Hier gedenke ich zunächst noch jenes Briefes Einhards, in dem dieser einen seiner Bekannten beauftragt in seinem Namen einen gewissen Egmund[1]) (Egmunel) den Bescheid zu geben, er solle für ihn (Einhard) 60 Stück viereckige Ziegel anfertigen; dieselben sollten auf jeder Seite zwei Spannen lang und vier Finger dick sein; und ebenso braucht Einhard 200 kleinere viereckige Ziegel, welche auf jeder Seite 1½ Spannen und vier Finger, in der Dicke aber drei Finger messen sollen; interessant ist hierbei, daß die größeren von Einhard bestellten Ziegeln hinsichtlich ihrer Maße genau den bei römischen Bauten vorkommenden Ziegeln entsprechen und daß auch die Maße des kleineren Ziegel-Formates römischem Vorbild nachgeahmt zu sein scheinen.[2]) In demselben Brief teilt Einhard dem Adressaten mit, er habe ihm durch seinen Boten einen Pflanzensamen geschickt, den der Empfänger anbauen solle und der zu einem großen Kraute aufgehen werde.

Die Wirksamkeit Einhards in seinen Klöstern war in kultureller Hinsicht sicher segensreich. Die Mönche von St. Bavo in Gent und von St. Peter und Paul in Blandigny besaßen eine Reihe von Gütern, die im Gebiete von Gent und Brabant zerstreut lagen; noch waren hier manche Strecken mit Waldungen und mit Sumpfgebieten, überhaupt mit unkultiviertem Boden bedeckt — gerade hier ist ja in der Folgezeit durch Kultivierung des Moor- und Sumpfbodens viel geleistet worden; und von hier aus wurde in späteren Jahrhunderten von

[1]) S. zum Namen Hampe in den Mon. Germ. Ep. V 139 Nr. 159; vgl. Kurze, Einhard 46 f.

[2]) S. F. Schneider, Über die Gründung Einhart's zu Seligenstadt, in den Annalen des Vereins für nassauische Geschichtsforschung und Altertumskunde XIII 296 f; Hampe a. a. O. 139 Nr. 1.

Holländern und Flämingern diese segensreiche Kulturarbeit in unverdrossener Tätigkeit in die Elblandschaften und bis tief in den Osten hinein vorgetragen.[1]) Der Name „Eynaerdstrieft", der unter den Besitzungen von St. Bavo als Bezeichnung einer großen Gemeindewiese, die ehedem Wildland gewesen zu sein scheint, begegnet, weist noch auf Einhards Tätigkeit in diesem Gebiete hin. Namentlich wegen der Handelsbeziehungen zwischen dem östlichen Franken, Flandern und England waren diese Länder, von wichtigen Wasserstraßen durchzogen, von Bedeutung; die Niederlande und ebenso ein großer Teil des nordöstlichen Frankreich wiesen schon in der Karlingerzeit einen stark entwickelten Handel auf. Gerade Gent und Maastricht, wo Einhard Klöster hatte, waren neben Antwerpen bedeutende Emporen des aufblühenden Handels; in den flandrischen und friesischen Gebieten gab es schon früher eine einheimische Industrie; denn die Bewohner dieser Gebiete fertigten weit über ihre persönlichen Bedürfnisse hinaus aus der Wolle ihrer Schafherden feine Gespinste und Gewebe, so daß die friesische Tuchindustrie bald zu blühen begann. Auf den großen Wasserstraßen des Rheins, der Schelde und der Maas sowie auf den Verkehrslinien zu Lande wurden diese Erzeugnisse in die verschiedenen Teile des Reiches geführt; auch Einhard ist so manches Mal in diesen Gegenden dahingereist, so, als er, wie wir noch hören werden, i. J. 830 in schwer leidendem Zustand, von Milz- und Nierenschmerzen gequält, von Maastricht über Valenciennes nach Gent zog, um dann von hier aus auf dem Wasserweg über Frankfurt nach Obermulinheim (Seligenstadt) am Main zu fahren[2]).

[1]) S. G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit III (Leipzig 1867) 46.

[2]) Vgl. H. Pirenne, Geschichte Belgiens I (Gotha 1899) 31; Dopsch, Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit II 117; W. Matthaei, Einhards Translatio SS. Marcellini et Petri in kulturgeschichtlicher Beziehung I. Teil (Laubacher Programm, Grünberg 1848) 14.

Einhard hat auch die finanziellen und wirtschaftlichen Gerechtsame seiner Abteien wohl zu wahren gesucht; ein Teil der Gebiete, welche zu den einzelnen Klöstern Einhards gehörten, wurde von den Mönchen selbst in Anbau genommen; diese erhielten von dem Abte Ländereien als „terrae dominicatae" in Zinsleihe.

Nicht minder als auf die weltlichen Interessen seiner Klöster war Einhard aber auch auf die Blüte des kirchlichen Lebens daselbst bedacht; das Seelenheil der Angehörigen seiner Klöster hat er sicher nicht vernachlässigt und gewiß oft und oft die goldenen Worte gelesen, die in St. Benedikts Ordensregel über die von einem wahren und guten Abt erforderlichen Eigenschaften geschrieben standen. Gar eindringlich werden zu Einhards Seele jene ernsten Sätze des Heiligen gesprochen haben, welche von den hohen Pflichten und der großen Verantwortung eines rechten Abtes handelten: „Sein Befehl und seine Lehre dringe als ein Sauerteig der göttlichen Gerechtigkeit in die Herzen der Jünger. Immer bedenke der Abt, daß im furchtbaren Gerichte Gottes seine Lehre und seiner Schüler Gehorsam untersucht wird. Der Abt wisse, daß die Schuld den Hirten trifft, wenn der Hausvater an den Schafen zu wenig Nutzen findet."[1])

Von den Klöstern, die Einhard besaß, reformierte er das Peters- und Paulskloster in Blandigny gründlich; aus gänzlicher Verlassenheit brachte er es zu neuer Blüte und überwies ihm Besitzungen, welche zum Leben von 24 Mönchen genügten. Das Andenken, das hier Einhard hinterließ, war gesegnet: aus einer Gründungsgeschichte von Blandigny aus dem zehnten Jahrhundert ersieht man, daß man die Verdienste Einhards um das Kloster auch in dieser Zeit hier noch nicht vergessen hatte.

---

[1]) Bühler, Klosterleben 13.

Rühmt doch der Autor dieses Werkes von ihm, er sei gleich jenem Zorobabel des Alten Testamentes, der nach der babylonischen Verbannung das alte Heiligtum zu Jerusalem wiederhergestellt hat, darauf bedacht gewesen, das Kloster Blandigny aus der völligen Verödung, in welche es verfallen war, zu erheben. Und in einem andern Kloster, das Einhard als Laienabt besaß, in St. Wandrille, ist er später geradezu als Heiliger verehrt worden, wie ja auch zwei andere hohe Hofwürdenträger an Karls Hof in den Klöstern, in denen sie geschaltet hatten, der Nachwelt als Heilige gelten sollten: auch Alkuin wurde zu Tours als Heiliger verehrt und sein Gedächtnistag am 19. Mai gefeiert, während man zu St. Riquier am 18. Februar Angilbert, den Hofpoeten und Abt dieses Klosters, als Heiligen feierte. Einhards Gedächtnistag aber wurde am 18. Mai in St. Wandrille begangen.[1])

Gerade durch seine Fürsorge für die ihm unterstellten Klöster scheint Einhard selber innerlich dem religiösen und klösterlichen Leben immer näher gekommen zu sein. Manchmal mag ihn, den Laienabt, die Mahnung des hl. Benedikt: es solle ein Abt nicht durch die Hingabe an vergängliche, irdische und hinfällige Dinge zur Sorglosigkeit und Geringschätzung des Heiles der ihm anvertrauten Seelen verleitet werden, sondern immer bedenken, daß er Seelen zu leiten auf sich genommen habe und über sie einst werde Rechenschaft ablegen müssen,[2]) bedrückt und mehr und mehr veranlaßt haben sich selbst dem Mönchsstande zuzuwenden. Entscheidend hierfür wurde freilich erst seine Besitzung in Michelstadt bzw. in Seligenstadt und die Überführung römischer Reliquien dorthin.

[1]) S. Beissel, Verehrung 39.
[2]) Bühler, Klosterleben 15.

XI.

Aus Einhards Briefen.

Wir besitzen für das Privatleben des alternden Einhard eine hoch zu schätzende Quelle in Gestalt einer Sammlung zahlreicher von ihm vornehmlich zwischen 825 und 836 geschriebener Briefe. Diese Briefsammlung ist uns durch eine einzige Handschrift überliefert, welche noch am Ende des neunten Jahrhunderts entstanden ist und die sich bis in das erste Drittel des 19. Jahrhunderts in Laon befunden hatte; auf 13 Blättern dieser Handschrift stehen jene Schriftstücke mit der einfachen Überschrift: „Libellus epistolarum" — „Briefbüchlein"; daß uns dieses „Briefbüchlein" gerade Einhards Briefe überliefert, sagt uns zunächst keine Angabe.

Den erwähnten Kodex hatte in Laon zuerst ein gelehrter französischer Jesuit, Jaques Sirmond mit Namen, im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts benützt, während ihn dann ungefähr zwei Jahrhunderte später ein deutscher Forscher, Georg Heinrich Pertz, heranzog. Kurz darauf kam die Handschrift in die königliche Bibliothek in Paris. Noch heute befindet sie sich dort und trägt unter den Handschriftenschätzen der Pariser Nationalbibliothek die Signatur „codex Parisiensis Latinus 11379". Der Herausgeber der Gesamtwerke Einhards, Alexander Teulet,[1]) hat sie 1840 zu seiner Edition benützt, und ebenso haben auch deutsche Gelehrte wie Philipp Jaffé, Karl Rodenberg, der sie nach

[1]) Oeuvres complètes d' Éginhard I S. LXXI.

Berlin geschickt bekam, Karl Zeumer und vor nicht allzu langer Zeit Karl Hampe diese Handschrift studiert und kollationiert.[1])

Auf den über tausend Jahre alten Kodex, der auf jenen 13 Blättern unser Briefbüchlein überliefert, hat also schon mehr als ein gelehrtes Augenpaar geblickt. Die Handschrift befindet sich heute in einem sehr schlimmen Zustand: die 13 Blätter, auf denen jene Briefe stehen, sind im Laufe der Zeit zerrissen worden und die Schriftzüge sind zum Teil schon halb oder sogar ganz erloschen; vieles wurde durch die Reparatur beschädigt, welche man in Paris vorgenommen hat, um der weiteren Zerstörung der Handschrift Einhalt zu tun. Aber all das wäre noch nicht einmal so schlimm: was die Forschung besonders zu erschweren scheint und was doch wieder den Forscher um so mehr anreizt und anzieht, das ist die Tatsache, daß fast alle Eigennamen, welche einst in den Originalen der Briefe vorgekommen waren, in unserer Handschrift nur mit ihrem Anfangsbuchstaben angedeutet sind; so liest man statt des Namens „Einhartus" stets nur den Buchstaben „E."; und wenn hinter diesem Buchstaben noch ein „p." steht, so will das besagen „Einhartus peccator", d. h. „der Sünder Einhard", wie sich Einhard in allzu großer Bescheidenheit, die nun einmal nicht bloß ihm selbst eigen, sondern auch in seiner Zeit gang und gäbe war, zu nennen pflegte. Fast noch schlimmer ist es, daß uns gar keine Daten für die einzelnen Briefe überkommen sind, daß wir also nicht von vornherein wissen, wann sie geschrieben sind.

Warum der Schreiber jener Laoner Handschrift in der angedeuteten Weise verfuhr? Ganz gewiß nicht, um der späteren Forschung Schwierigkeiten zu machen und ihr das Rätsel aufzugeben, wie denn alle die Persönlichkeiten hießen,

[1]) S. über all das K. Hampe in den Mon. Germ. Ep. V 105 ff.

die er nur mit einem E. oder B. oder F. oder sonstwie andeutete. Vielmehr hat jener Schreiber in der Regel die Eigennamen deshalb weggelassen, weil es für seine Zwecke ziemlich gleichgültig war, wie die in den Briefen vorkommenden Persönlichkeiten hießen; ihn interessierte der Inhalt der Briefe selber herzlich wenig; ihm kam es nicht darauf an geschichtliches Material über Einhard und seine Zeitgenossen zu sammeln und der Nachwelt zu überliefern. Was er mit der Abschrift jener Briefe Einhards erreichen wollte, war lediglich die Herstellung von Mustern und Vorbildern für den Briefstil. Zu solchen Zwecken legte man sich schon in früher Zeit derartige Formularsammlungen an, in welche die Briefe schriftgewandter Persönlichkeiten unter Weglassung aller Personen- und Ortsnamen oder vielmehr unter Ersetzung dieser Namen durch unpersönliche Wendungen oder Buchstaben aufgenommen zu werden pflegten. So ist also der Teil der erwähnten Handschrift aus Laon, den jener „Libellus epistolarum" bildet, entstanden.

Interessant aber ist, wie die Briefe Einhards oder vielmehr schon die Sammlung derselben als Formulare nach Laon gekommen sein dürften: die ursprüngliche Sammlung dieser Briefe selber ist nämlich allem Anschein nach nicht in Laon entstanden, sondern vielmehr in der Abtei St. Bavo in Gent, die ja in Einhards Besitz gestanden hatte;[1]) in Laon hat man vermutlich jene Genter Handschrift lediglich abgeschrieben; in St. Bavo aber hat man entweder schon zu Lebzeiten Einhards oder bald nach dessen Tode seine Briefe gesammelt, vielleicht sie auch schon zu Formularen zurechtgestutzt und sie so in einem Formularbuch vereinigt. Aber diese Sammlung scheint nun ein eigenartiges Geschick erlitten zu haben: um die Mitte des 9. Jahrhunderts hatte auch St. Bavo wie so manches andere reiche Kloster unter

[1]) S. oben S. 137.

der Normannennot gar sehr zu leiden; mit ihren schnellen Schiffen kamen damals die „Nordmänner" von den Flußmündungen her den Lauf der großen Flüsse wie etwa der Schelde hinaufgefahren und verwüsteten weit und breit das Land. Da kann man es den frommen Gottesstreitern nicht verdenken, wenn sie rechtzeitig sich und alle ihre Schätze in Sicherheit vor den normannischen Seeräubern zu bringen suchten. So sahen sich denn auch die Mönche von St. Bavo schon unter dem Nachfolger Einhards, unter Abt Einkerich, veranlaßt ihr Kloster zu verlassen und in Saint-Omer ihre Zuflucht zu suchen, nicht ohne daß sie die Reliquien ihres Klosters, seine Archivalien und Bücherschätze mitgenommen hätten; aber auch in dem neuen Asyl fühlte man sich schon bald nicht mehr sicher — man floh jetzt nach Laon. Hier blieben die Mönche von St. Bavo fast ein halbes Jahrhundert lang; und hier hat man auch die alte Sammlung der Briefe Einhards in einen andern Band geschrieben; er ist uns erhalten und stellt eben den erwähnten „libellus epistolarum" in der genannten Pariser Handschrift dar.

So also war das Geschick dieser Briefe Einhards. Und nun mußte die Forschung ans Werk gehen und es aufzuhellen suchen, welche Persönlichkeiten unter den Buchstaben, die in jenem Kodex viele Eigennamen ersetzen, gemeint seien; dieser Entzifferung mußten vor allem jene Namen dienen, welche der Schreiber, seinem sonstigen Verfahren glücklicherweise ungetreu, nicht nur mit ihren Anfangsbuchstaben wiedergegeben, sondern sie voll ausgeschrieben hatte; sie waren die Hebel, an denen man ansetzen konnte. Und gleichzeitig mußte die Abfassungszeit der einzelnen Briefe aus deren Inhalt möglichst genau bestimmt werden, wenn anders die Briefe als Quelle für die Zeitgeschichte und besonders für Einhards Lebenslauf verwertet werden sollten. Eine schwierige, aber verdienstvolle und anziehende Arbeit wartete so der Forschung, die, freilich nicht restlos,

aber doch zu einem guten Stück, heute durch die unverdrossene Arbeit von Gelehrten wie Teulet, Bacha und Kurze und nicht zuletzt Karl Hampe[1]) gelöst wurde.

Warum ich all dies dem Leser erzähle? — Nun, um ihm an einem Beispiel einen Einblick zu verschaffen in die Werkstätten der Forschung und ihm anzudeuten, welch umfangreiche und entsagungsvolle Vorarbeiten früherer Forscher nötig waren, ehe wir den kostbaren Inhalt einer Quelle wie der Briefe Einhards für die Lebensgeschichte eines solchen Mannes ausschöpfen konnten.

Der unvergleichliche Wert, den diese Briefsammlung Einhards für uns besitzt, beruht darin, daß ihr Inhalt uns unmittelbar hineinblicken läßt in Einhards Lebenstage, in sein eigenes Denken und Handeln, in seine Freuden und Sorgen, ohne daß der Schreiber dieser Briefe auch nur im entferntesten hätte daran denken können, daß seine Zeilen noch Menschen nach mehr als einem Jahrtausend interessieren würden. Wie hätte es doch auf Einhard, den bescheidenen Menschen, gewirkt, wenn er vorausahnen hätte können, daß Gelehrte späterer Zeiten sich noch einmal rege mit den Zeilen beschäftigen würden, die er flüchtig und schnell zu Pergament gebracht oder vielmehr wohl in der Regel seinem Sekretarius in die Feder diktiert haben wird! Wie hätte es auf ihn gewirkt, wenn er hätte ahnen können, daß diese seine Briefe im 20. Jahrhundert noch auf deutschen Hochschulen gelesen und studiert würden! Wie hätte er da am Stile seiner Briefe gefeilt, wie hätte er manchen kleinlichen Gedanken unterdrückt, dem er nun tatsächlich freien Lauf gelassen hat! — Glücklicherweise hat Einhard nichts von der Beachtung seiner Briefe seitens der Nachwelt geahnt! Nur in Rücksicht auf den Augenblick und seine Erfordernisse, ohne Seitenblicke auf die späteren Geschlechter

[1]) Einige Nachträge bzw. Richtigstellungen habe auch ich in meinem Buche „Einhard als Künstler" gegeben.

und ihr Urteil sind sie abgefaßt; so kommt es, daß Einhard, der in seiner Vita Karoli, wie wir hören werden, einen so glänzenden Stil geschrieben und in dieser Schrift seine aus antiken Klassikern zusammengearbeitete Phrasensammlung reichlichst verwertet hat, in seinen Briefen seine klassischen Vorbilder ganz außer acht läßt, ja sogar manchmal recht ungrammatikalisch schreibt.[1]) Aber gerade wegen dieses ihres Charakters als Erzeugnisse des Augenblickes, denen jede Spur von Gekünsteltem und Gemachtem fehlt, sind jene Briefe von unschätzbarem Werte für die Erkenntnis des echten, wahren Einhard.

Da lesen wir z. B. in einem der Schreiben, wie Einhard, der Gutsherr und rechnende Hausvater, einen seiner Wirtschaftsbeamten, den Vizedominus zu Fritzlar, gar böse anläßt, weil dieser — so ist Einhard zu Ohren gekommen — das aus seinem Verwaltungsgebiet fällige Getreide nicht nach Mulinheim geschickt hat, wie er es gemußt hätte, sondern bloß drei Scheffel Hülsenfrüchte und dreißig Schweine, zudem keine Prachttiere, sondern nur recht mittelmäßige; und nicht bloß das: während des ganzen Winters hatte sich der Viztum weder selber sehen lassen noch auch einen Boten geschickt, der Einhard Kunde hätte bringen können vom Stand seiner Besitzungen zu Fritzlar; bei solchen Zuständen wüßte man schon überhaupt nicht mehr, wozu man jenes Lehn besäße, meint Einhard polternd. Schließlich kommt das dringliche Ersuchen der Viztum solle, wenn anders ihm noch etwas an der Gnade Einhards liege, seine Schlampe wettzumachen suchen und aufs rascheste Einhard wissen lassen, was er denn von ihm zu erwarten habe. — Wirtschaftssorgen sind es auch, die aus einem andern Briefe Einhards, der gleichfalls an einen Viztum, offenbar an den von St. Servatius in

[1]) S. darüber M. Manitius, Einharts Werke und ihr Stil, im Neuen Archiv VII (1882) 548.

Maastricht, gerichtet ist, sprechen: der Empfänger des Schreibens solle Leute nach Aachen schicken, die in Einhards Haus daselbst die nötigen Reparaturen vornehmen sollten; denn um Martini (11. November) herum gedenke er, sofern er noch am Leben sei, mit Gottes Beistand nach Aachen zu kommen. Bis dahin solle auch dafür gesorgt sein, daß sich die nötigen Vorräte an Lebensmitteln im Hause befänden: Mehl, Wein, auch Käse nicht zu vergessen! Desgleichen eine Getreideart, die zur Herstellung von Malz zum Bierbrauen nötig war. Der Viztum solle sich nach Ludinaca — Lanaeken bei Maastricht — begeben und hier einige Rinder schlachten; eines davon soll Hroutloug erhalten; die Kleinteile und Eingeweide, welche nicht frisch blieben und somit sich auch nicht zur Aufbewahrung für Einhards eigenen Haushalt eigneten, sollten seinen Leuten in Lanaeken geschenkt werden.

Einen Gegenstand, der in Einhards Briefen immer und immer wiederkehrt, bildet die Fürsprache für alle möglichen Leute, die sich an ihn mit ihren großen und kleinen Anliegen gewandt haben; ich habe mehrere Beispiele ja schon bei der Besprechung der Stellung Einhards am Hofe Ludwigs d. Fr. angeführt. Hier sei noch etwa auf folgendes hingewiesen: da ist es z. B. ein engerer Landsmann Einhards, sein Gaugenosse David, für den er sich verwendet, um ihm die Möglichkeit zu einer Audienz zunächst beim Pfalzgrafen und durch diesen beim Kaiser zu verschaffen; möglich, daß dieser Gaugenosse Einhards mit jenem Juden desselben Namens identisch ist, von dem Einhard auch in einem andern Zusammenhange spricht und von dem er erzählt, daß er Zeuge eines in Aachen erfolgten Wunders gewesen sei; eine Mehrzahl von Juden war übrigens bei diesem vor den Reliquien St. Marzellins sich abspielenden Wunder zugegen gewesen, wie ja überhaupt am Hofe Ludwigs d. Fr. die Juden eine große Rolle spielten — trotz

aller Anfeindungen, die sie von einzelnen Männern wie von dem Erzbischof Agobard von Lyon erfuhren.

Um engere Landsleute und Vertraute Einhards handelt es sich auch in einem anderen Schreiben: es ist ein Brief, welchen er eben diesen, einem gewissen Aristeus und einem Theotous mitgibt, um durch diese Zeilen einen ihm selbst befreundeten Hofwürdenträger zu bitten, er möchte jene beiden gut aufnehmen und sie in ihren Interessen, die sie ihm mündlich vortragen würden, beim Kaiser Lothar und bei dessen Vater unterstützen.

In einem weiteren Briefe lesen wir folgendes: ein guter Bekannter Einhards hat seine Schweine einem Grafen übergeben, um sie in dessen Amtsbezirk zur Eichelmast treiben zu lassen; die Schweine waren aber inzwischen noch nicht so recht schön und fett geworden; es wollte daher jener Graf die Schweine, ehe er sie zu einem anständigen Preise für das Herrengut erwerben zu können meinte, noch weiter auf der Weide lassen. Um nun hierzu das Einverständnis des Besitzers der Tiere zu bekommen, glaubte sich der Graf an Einhard wenden zu sollen, da dieser, wie er weiß, mit jenem Schweinebesitzer in guten Beziehungen steht; Einhard soll also vermitteln. Und er tut es auch und schreibt so diesen Brief an „seinen geliebten Bruder und teuersten Freund".

Ein Dienstmann Einhards, ein gewisser Gerbert, hatte auf Einhards Bitte zu Asbach bei Mergentheim im Taubergau von Bischof Wolfgar von Würzburg auf Lebenszeit des Bischofs ein Lehn von St. Kilian daselbst erhalten, nun ist aber Bischof Wolfgar gestorben; das ist für Gerbert doppelt schmerzlich, denn nun ist sein Lehn verfallen. Da greift denn Einhard wieder zur Feder und ersucht zwei Würzburger Geistliche namens Egilolf und Humbert, man möchte seinem Gerbert doch das fragliche Lehn lassen, bis ein neuer Bischof geweiht sei und er sich mit diesem Kirchenfürsten über das weitere vereinbart hätte.

Wieder ein andermal wendet sich Einhard im Interesse eines seiner früheren Lehnsträger an seinen Nachfolger in der Leitung der Abtei Fontanelle, seinen „geliebten Bruder in Christo, den ehrwürdigen Ansegis“: Ansegis möchte doch jenem Lehnsträger das Lehn, das ihm Einhard — eben in seiner früheren Eigenschaft als Abt von Fontanelle — gegeben hatte, wenigstens solange lassen, bis Einhard ihm aus einem andern Lehn, das er vom Kaiser Ludwig und seinem Sohne trägt, eine gewisse Entschädigung für den Verlust des ersteren geben könnte. Weil man aber eine derartige Gefälligkeit nicht umsonst verlangen möchte, stellt Einhard, wohl wissend, was sein Wort am Kaiserhofe gilt, dem Adressaten sogleich auch seine Protektion in Aussicht, indem er seinen Zeilen die Versicherung beifügt: „Ich werde mich gerne bereit und geneigt dazu finden euere Wünsche und euere Interessen zu fördern, wenn ihr euch dazu versteht meine Bitte in dieser Sache zu erfüllen.“

Eine Art Dienstzeugnis besitzen wir in einem anderen Schreiben Einhards, das dieser an einen Kirchenfürsten gerichtet hat; Einhard bezeugt hier nämlich die nahen Beziehungen, in denen er zu einem gewissen Agantheo steht. Dieser hatte eine zeitlang in Einhards Dienst gestanden; jetzt aber soll Agantheo bei einem andern Herrn sein Brot verdienen; um Agantheo diesem zu empfehlen, schreibt Einhard einen Brief an jenen Herrn und bittet darin den Adressaten den Agantheo in seinen Dienst zu nehmen. „Ich meine,“ sagt er, „daß ihr an ihm keinen unnützen Diener haben sollt.“ Das war freilich ein etwas zurückhaltendes „gutes Zeugnis“ für den Agantheo!

Voll väterlicher Sorgen zeigt sich Einhard für einen gewissen Frumold, den Sohn eines Grafen N., dessen Schwester der X. hat, wie Einhard, an verwandtschaftlichen Verhältnissen offenbar rege interessiert, beifügt; in einem der Briefe, die er zugunsten jenes Frumolds abfaßte, schildert

er, wie Frumold von einem schweren chronischen Fußleiden gequält werde. Durch diese Einleitung soll offenbar das Herz des Adressaten gewonnen werden, und Einhard kann nun im folgenden mit dem herausrücken, was ihn bedrückt: Frumold habe in Burgund im Gau von Genf, wo sein Vater Graf gewesen sei, ein nicht gar großes Lehn; er fürchtet nun dieses zu verlieren, wenn ihm nicht der geehrte Empfänger dieses Briefes zu Hilfe komme, da er durch seine körperliche Unpäßlichkeit verhindert sei am Hofe zu erscheinen. Drum bittet Einhard den Adressaten, dieser möchte in der fraglichen Sache beim Kaiser Lothar vorstellig werden und dem armen Kranken den Besitz jenes Lehns, das Lothars Großvater, Kaiser Karl, ihm schon bewilligt und das auch Kaiser Ludwig ihm verliehen habe, erwirken; sobald es der körperliche Zustand Frumolds gestatte, werde dieser dann auch an den Hof des Kaisers kommen und sich hier in feierlicher Weise kommendieren, also dem Kaiser die Huldigung leisten. Und Einhard schließt diesen Brief mit den Worten: „Bene vale, igulorum amantissime! sic optat igulus tuus vetulus et infirmus.“[1])

Auch bei Ludwig dem Deutschen hat sich Einhard gelegentlich für einen seiner Freunde und Vertrauten verwendet und Ludwig hierbei gebeten diesem Manne eine Tröstung von den Lehn zukommen zu lassen, welche sich in der Nachbarschaft von Einhards damaligem Wohnsitz (Seligenstadt) befanden und welche gegenwärtig erledigt waren. Einhard weiß hierbei seinen Freund gar sehr zu rühmen: als einen Mann von vornehmer Geburt und gutem

[1]) „Lebe wohl, geliebtester von allen ‚iguli‘! so wünscht es Dein alter und schwacher ‚igulus‘“. — Ich weiß ebensowenig wie Hampe in den Mon. Germ. Epistolae V 123 N. 10 anzugeben, was „igulus“ bedeutet, möchte aber vermuten, daß es sich um irgendeinen scherzhaften Ausdruck handelte, da ja auch Einhard sich selbst als „alten und schwachen igulus“ bezeichnet.

Glauben, wohlgeeignet zum Dienst beim ostfränkischen Herrscher in jedem Amt, mit dem man ihn betraut; und rühmend wird beigefügt, daß es sich bei dem Empfohlenen um einen alten Diener der karlingischen Familie handle, der bereits dem Großvater Ludwigs des Deutschen, Karl d. Gr., wie seinem Vater in Treue und Tüchtigkeit seine Dienste geleistet habe und der geradeso auch dem jungen Ludwig dienen werde, wenn anders ihm Gott Leben und Gesundheit gebe; zurzeit allerdings sei er schwer leidend und könne daher nicht vor Ludwig erscheinen; sobald ihm dies aber möglich sei, würde er kommen; Einhard möchte für jetzt nur um einen Bescheid darüber bitten, was sein Freund von Ludwig erwarten dürfe, damit er einstweilen, bis er selber dann zu Ludwig käme, wenigstens eine Hoffnung habe.

Schwieriger lagen die Verhältnisse in einem andern Fall: es handelte sich hier um zwei Brüder, welche zwei Lehn, das eine im Gau Tournai, das andere jenseits des Rheins gelegen, besaßen. Der eine dieser Brüder, der Besitzer des im Gau Tournai gelegenen Lehns, wollte in den Dienst des Kaisers Lothar treten, während der andere Bruder mit dem jenseits des Rheins gelegenen Lehn sich Ludwig dem Deutschen kommendieren sollte; aber eben dieses Lehn sollten sie als ganzes in Gemeinschaft haben. Nun glaubte aber der Lehnsbesitzer im Gau Tournai zur Kommendation an König Ludwig sich nur dann verstehen zu können, wenn sein Lehnsherr, der Kaiser, es ihm befehlen würde; ohne eine solche Kommendation des Bruders an Ludwig den Deutschen aber mußte man mit dem Verlust des jenseits des Rheins gelegenen Lehns rechnen. — Einhard wandte sich nun in dieser Sache an einen ihm bekannten Grafen und ersuchte diesen Kaiser Lothar zu bitten, er möchte den einen Bruder veranlassen in der angegebenen Weise zu handeln. Eben dieser Bruder aber sei bereit, so schreibt Einhard, eine Sicherheit, wie sie dem Kaiser als

angemessen erscheine, dafür zu leisten, daß er sein Lehn immer gemeinsam mit seinem Bruder besitzen wolle.

Wieder ein andermal ist es ein Kirchenfürst, an den sich Einhard wendet, um als Fürbitter für einen armen Geistlichen aufzutreten, der an ihn mit dem Ersuchen um seine viel vermögende Vermittlung herangetreten war. Der betreffende Priester ist in gar so großer Armut; und das jetzt ganz besonders, da man ihm das kleine Lehnsgut, das er in bayrischen Landen besessen hatte, auch noch genommen und es einem andern gegeben hat. Er weiß wahrhaftig nicht mehr, was er anfangen soll und wie er seinem Herrn dienen soll, wenn ihm nicht der Kaiser Lothar irgendwie unter die Arme greifen will.

Bei einer andern Gelegenheit wendet sich Einhard an den Mainzer Erzbischof Otgar im Interesse eines ihm nahestehenden Mönches aus dem Kloster Fulda namens Werdrich; dieser hielt sich mit Erlaubnis des Abtes von Fulda bei Einhard auf. Einhard sandte diesen Werdrich nun nach Mainz zu Otgar, auf daß er hier die Weihe zum Diakon erhielte, wenn anders sich der Erzbischof auf Grund eines Briefes des Abtes von Fulda — Einhard legt ihm dessen Zeilen bei — von der kanonischen Zulässigkeit einer solchen Weihe überzeugt habe; aus dem erwähnten Briefe des Fuldaer Abtes könne sich Otgar auch über die Frage Aufschluß erholen, ob die Weihe sogleich vorgenommen werden könne oder ob man sie auf spätere Zeit verschieben müsse.

Ein weiteres Schreiben Einhards hat einen ähnlichen Inhalt: es enthält die an einen Dritten gerichtete Bitte einen von Einhards Klerikern zum Diakon zu weihen; und Einhard fügt dieser Bitte die Versicherung bei, daß der Kandidat nicht bloß an Alter, sondern auch an Gelehrsamkeit als geeignet für die erbetene Würde befunden worden sei; Einhard müsse diese Bitte deshalb aussprechen,

weil sich ihm ein Mangel an Altardienern fühlbar macht; so sende er denn den erwähnten Geistlichen zu dem Adressaten des Schreibens, um von diesem die fragliche Persönlichkeit, wenn sie zum Diakon geweiht worden sei, zurückzuerhalten.

Bei dem Briefwechsel Einhards, der eine Fürsprache für Dritte zum Inhalte hat, ist auch die Beobachtung nicht uninteressant, daß sich Einhard in solchen Fällen zuweilen an verschiedene Persönlichkeiten wendet und bei ihnen sein Anliegen vorbringt gemäß der alten Erfahrung, daß, was doppelt genäht ist, besser hält. So in folgendem Fall: eines schönen Tages weilte bei Einhard Eburo, ein Verwandter und Getreuer eines hohen Kirchenfürsten; in dem Briefe, welchen Einhard an diesen letzteren schrieb und den er dann dem Eburo mitgab, damit dieser ein Zeugnis für seinen Aufenthalt bei Einhard hätte, glaubte Einhard den Überbringer des Briefes dem Adressaten noch besonders empfehlen zu müssen, obgleich Eburo ohnehin, wie Einhard beifließen läßt, der liebe Verwandte des fraglichen Prälaten war. Den Grund dieses Vorgehens Einhards erfahren wir durch einen zweiten Brief, den Einhard in derselben Sache an einen Abt schreibt; aus seinem Inhalt geht gleichfalls hervor, wie aufrichtig er sich um den Eburo anzunehmen sucht: er hat von befreundeter Seite erfahren, so schreibt Einhard, daß der betreffende Prälat — Einhard schwankt, ob er ihn als Abt oder als Bischof bezeichnen soll[1]) — große Stücke auf den Rat eines Abtes — eben jenes Abtes, an den sich dieser zweite Brief wendet — gebe; das veranlaßt nun Einhard auch bei diesem Abt ein gutes Wort für den gerade bei ihm weilenden Verwandten des erwähnten Kir-

[1]) Ich vermute, daß es sich um Abt Hilduin von St. Denis handelt, der scheinbar nach der bischöflichen Würde strebte und später vom Kaiser m. E. auch tatsächlich zum Erzbischof (von Köln) erhoben wurde.

chenfürsten einzulegen: der Adressat dieses Briefes solle doch mit diesem Prälaten Rücksprache in dem Sinne nehmen, daß dieser den Eburo hinsichtlich der Aussichten nicht betrüge, die er ihm gemacht habe, sondern daß er sich ihm vielmehr so wohlwollend erweise, wie er dies verheißen hatte; und zwar solle er das dadurch betätigen, daß er den in Not geratenen Eburo aus seinen eigenen Mitteln unterstütze, auf daß Eburo sich nicht gezwungen sähe, aus Armut und aus Bedürfnis an Lebensmitteln jenen Platz zu verlassen, auf welchen ihn sein hochgestellter Verwandter selber gesetzt hatte; soweit aber müsse es noch kommen, wenn sich nicht der letztere des Armen annehmen wolle. — Wir sehen: Eburo hatte offenbar Einhard sein ganzes Herz ausgeschüttet und hatte ihm auch das nicht verschwiegen, was er von seinem eigenen Verwandten fürchten zu müssen glaubte; Einhard hat dies Vertrauen nicht enttäuscht und sich für den bedrängten Eburo offenbar aufrichtiger und tatkräftiger anzunehmen gesucht als dessen Verwandter und „Gönner".

Wie wir aus all dem ersehen, bilden die Bitten Einhards diesem oder jenem seiner Getreuen sein Lehn zu lassen oder ihnen solche zu geben ein Hauptthema seines Briefwechsels. Aber auch von anderen Dingen hören wir; so schreibt er einmal dem Erzbischof Otgar von Mainz wegen eines Priesters namens Hruodrad: dieser hatte von seinen Vorgesetzten die Erlaubnis erhalten nach Rom zu ziehen; das war schon im vergangenen März gewesen. Aber in Mainz, von wo aus Hruodrad seine Romfahrt hatte antreten wollen, konnte er beim besten Willen keinen Weggenossen finden. So ist er immer noch diesseits der Alpen und hat sich inzwischen bei Hildebert, einem engeren Landsmann Einhards, aufgehalten; jetzt endlich hat Hruodrad Mitreisende ausfindig gemacht und möchte nun seine Romreise antreten; er wolle sie gewiß beschleunigen und so rasch als möglich wieder zurückkehren; Otgar werde daher

nichts einzuwenden haben, wenn sich Hruodrad jetzt auf den Weg mache.

Auch für einen Kriegsdienstpflichtigen hat sich Einhard gelegentlich auf dessen Bitten hin verwendet und um seine Befreiung von der Verpflichtung zur Heeresfolge nachgesucht: wie er den armen Gundhard, der sich zum Heerbann einfinden sollte, so vor sich stehen sah voll von Ängsten und von Gefahren bedroht, und wie er von ihm seine Not sich erzählen ließ, da konnte Einhard nicht mehr anders als an den Lehnsherrn Gundhards, an Abt Hraban von Fulda, schreiben und ihm vorstellen, welche unangenehmen Folgen für Gundhard die Teilnahme an diesem Kriegszug haben müßte; denn Gundhard hätte soviele Feinde, daß er's nicht wagen könne, sein Haus zu verlassen und zusammen mit seinen Gegnern und denen, die seinem Leben nachstellten, den Feldzug mitzumachen; ganz schlecht vollends stünde er sich mit dem Grafen, zu dessen Aufgebot er gehörte. Drum solle sich Hraban damit zufrieden geben, daß Gundhard zu Hause bliebe; mit dem Amtmann, der den Heerbann aufbiete, werde sich Gundhard, wenn dieser zu ihm käme und ihn zur Verantwortung ziehe, schon zu vergleichen wissen, ohne daß sich Hraban mit dem Handel zu befassen brauche.

Selbst für manchen Schuldigen legte Einhard seine Fürbitte ein: da hat z. B. ein unfreier Knecht namens Hunno ohne Erlaubnis seines Herrn, eines Grafen Hatto, eine Leibeigene desselben Herrn ohne viel zu fragen geheiratet. Das hätte er nicht gedurft und Einhard muß für ihn bei Hatto ein gutes Wort einlegen. — Ein anderer Leibeigener hat im Streit einen Kameraden erschlagen; Einhard zögert nicht auch für ihn zu bitten; allerdings soll der Übeltäter nicht ganz straflos ausgehen; aber die gesunden Glieder soll man ihm lassen und auch Hiebe soll er nicht bekommen; er soll vielmehr durch das Erlegen einer Geldstrafe sühnen, was er

Böses getan hat. — Oder: zwei Brüder, Williram und Otbert, beide Hörige von St. Martin in Mainz, zu Haibach bei Aschaffenburg seßhaft, kommen zu ihm und klagen ihm ihr Leid: ihr dritter Bruder hat gleichfalls einen Totschlag auf dem Gewissen — er hat einen Mitknecht erschlagen; sie möchten nun sein Vergehen mit dem Wergeld sühnen, um so dem Bruder Leib und Leben zu erhalten; Einhard tritt auch für ihr Anliegen ein. — Für zwei Wilddiebe legt er sich gleichfalls ins Zeug, so gut es geht: freilich haben sie Wild gestohlen im kaiserlichen Bannwald; in Gegenwart des Grafen — es ist derselbe Graf Poppo, dem sich Einhard in seiner Heiratsangelegenheit gefällig erwiesen hatte — sind sie ihres Diebstahls überführt worden; man kann auch beileibe nicht sagen, daß die Geldstrafe, die über sie verhängt worden ist, ungerecht wäre; die Wilddiebe haben auch schon einen Teil dieser Strafe gezahlt. Aber den Rest soll ihnen Poppo in Gnaden erlassen; es sind ja so arme Schlucker, die nicht wissen woher das Geld nehmen! Drum Gnade für Recht, auf daß nicht die beiden Schelme noch ganz ins Verderben gestoßen werden!

Die Briefe Einhards sind überhaupt geeignet so manches von den rechtlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit ins hellste Licht zu setzen; da lesen wir z. B. einen Brief, der nur wenige Zeilen umfaßt und der zunächst von geringem Interesse zu sein scheinen möchte, der aber doch für den, der die rechtlichen und gesellschaftlichen Grundsätze der Zeit kennt, die Sorgen und Wünsche dreier Menschen des neunten Jahrhunderts und die wackere Hilfe, die Einhards gutes Herz ihnen bringen wollte, entrollt. Der Brief, den ich im Auge habe, ist an einen Getreuen Einhards gerichtet: „Du weißt," so schreibt Einhard, „daß wir, soviel in unsern Kräften stand, deinem Willen darin, daß wir die Rückgabe deiner Tochter an dich

betreiben, zu entsprechen trachteten. Und wir bitten dich daher, daß du aus Liebe und Verehrung zu dem Heiligen N." — der Patron eines Klosters, dem Einhard als Abt vorstand, ist gemeint — „und uns zu Ehren und uns zuliebe einverstanden damit seiest, wenn mit deiner Erlaubnis deine Tochter jenen Mann, welchen wir ihr freimachen, zur Ehe erhält. Und dies deshalb, weil es uns besser zu sein scheint, daß sie zum zweiten Mal jenem Mann, wenn er freigelassen sein wird, vermählt werde als daß sie von allen[1]) verachtet werde." — Wenn man sich daran erinnert, daß nach fränkischem Rechtsgrundsatz durch die Verheiratung einer Freien mit einem Knechte die erstere selber zur Unfreien des Herrn des betreffenden Knechtes wurde, so wird man, denke ich, den Inhalt dieser Zeilen leicht begreifen; der Vorhang, der vor den Menschenschicksalen, die in diesen wenigen Zeilen berührt werden, gezogen ist, wird fallen: wir sehen klar und deutlich die Umrisse der schweren Sorge, die auf einem Bekannten Einhards, seinem Getreuen N. N., lastete; dessen Tochter hatte sich mit einem Hörigen Einhards eingelassen und hatte so selber die Freiheit verscherzt, war zur Hörigen Einhards geworden. Das war natürlich eine arge Schande für ihre Familie, nicht zuletzt für ihren alten Vater. In bewegten Worten mag dieser Einhard sein Leid geklagt haben. Und der hatte ein Verständnis für den Kummer des Vaterherzens und war auch in diesem Falle wieder gewillt werktätig zu helfen, soweit er dies nur immer konnte: er ist bereit, seine Ansprüche auf jenes Mädchen als Hörige fahren zu lassen und sie ihrem Vater als Freie wieder zurückzugeben. Aber damit noch nicht einmal genug: er will auch das Mädchen nicht in seiner Schande sitzen lassen, sondern ihm dazu verhelfen, daß es seinen Knecht in legitimer Ehe erhält; deshalb hat er sich entschlossen auch diesen frei zu

[1]) Es wird wohl omnibus statt ominibus zu lesen sein: s. Mon. Germ. Ep. V 139 Nr. 60 g.

lassen; den Freigelassenen konnte sie ja dann heiraten ohne an ihrer eigenen Freiheit eine Einbuße zu erleiden. Es mußte also nur mehr das Einverständnis des Vaters zu der geplanten Ehe gewonnen werden. Das aber mochte vielleicht nicht so ganz leicht sein. Denn der Vater des Mädchens mag sich gegen den unerwünschten Schwiegersohn, der ja doch die Ursache von soviel Schande und Leid für seine Familie gewesen war, sehr entschieden gewehrt haben. Aber Einhard, gutherzig und tapfer zugleich, will auch diesen Widerstand brechen; sein Brieflein sollte dies tun.

Einen ähnlichen Zweck hatte ein anderes seiner Schreiben. An dem „Fall", um den es sich hier handelte, scheint ihm besonders viel gelegen zu sein: einer seiner Diener war in Liebe zum Töchterlein eines Bekannten Einhards entbrannt; seine Liebe wurde auch erwidert. Die Mutter, der Bruder, die Anverwandten des Mädchens — so lesen wir in Einhards Zeilen —, sie alle sind mit der geplanten Heirat einverstanden; nur der Vater scheint sie nicht gewollt zu haben. Da wendet sich denn Einhard in einem Schreiben an ihn; und dieses Schreiben dünkt mich gar köstlich zu lesen; denn reizend finde ich es, wie Einhard in den Eingangsworten des Briefes den Empfänger desselben daran erinnert, wie dieser sich und die Seinen ihm ergeben habe; daraus leitet nun Einhard für sich das Recht ab in die häuslichen Angelegenheiten des geschätzten Adressaten sich einmischen zu dürfen. Und nun macht er dem Vater — oder er tut wenigstens so, als ob es sich um eine große Neuigkeit für diesen handelte! — die überraschende Eröffnung, daß seine Tochter und einer seiner eigenen Diener zusammen ein Paar werden wollten. Des Vaters Einverständnis vorausgesetzt, sei alles einig. „Überdies wünsche auch ich" — so sagt das „Nardelchen" recht bestimmt — „nicht bloß, daß die Sache bestätigt wird, sondern ich möchte, so beschleunigt es sich nur machen läßt, durch

die Erteilung von Lehn und anderen Dingen in ehrenvoller Weise sie auch geziemend zu einem guten Ende führen, falls ihr mir Vollmacht dazu gebt die Angelegenheit ins Reine zu bringen." Also: Einhards gutes Herz will in Verbindung mit seinem Sinn fürs Reale dem künftigen jungen Ehemann durch Erteilung von Lehn und anderen materiellen Vergünstigungen zu einer wirtschaftlichen Existenzmöglichkeit verhelfen. Und daß der Vater sich über die Vermögensfrage auch ganz beruhigen kann, fügt er gleich noch die Versicherung bei, der Bräutigam werde eine Aussteuer geben und mit Geschenken nicht knausern. So fehlt von allem nur noch *eines*: das Einverständnis des Vaters. Dieser möge, um „dieses Geschäft fertig zu machen", entweder sogleich persönlich herbeieilen oder er solle Einhard die Gewalt geben es zu vollenden. Mit dem philosophischen Hinweis darauf, daß, was die Welt morgen bringt, ungewiß sei, und daß man daher, was man heute noch vollenden könne, nicht auf morgen verschieben solle, schließen diese ergötzlichen Zeilen Einhards.

Zuweilen weht uns aus Einhards Korrespondenz auch der Geist warmer *Dankbarkeit* entgegen: da haben z. B. ein paar „*Königsboten*" die Leute von Einhards Besitzungen recht gnädiglich behandelt; namentlich in Sachen der Heerbannpflicht, aber auch in andern Dingen haben sie ihnen ihr Wohlwollen bezeigt; dafür weiß ihnen Einhard heißen Dank; Gott und seine Heiligen[1]) werden es

[1]) Wenn Einhard in Brief Nr. 51 (in der Ausgabe Hampes in den Mon. Germ. Ep. V 135) nur von ‚sancti' im allgemeinen spricht und nicht die Heiligen Marzellin und Peter nennt, so hat er hierbei offenbar auch nicht gerade diese beiden Heiligen im Auge, wie Hampe a. a. O. N. 2 annehmen zu sollen glaubt; darin stimme ich allerdings Hampe bei, daß unter diesen „sancti" nicht alle Heiligen zu verstehen sind; Einhard meint offenbar die Patrone der Klöster, um deren Hörige es sich in dem vorliegenden Falle handelt, also die Heiligen Bavo und Servatius, da deren

den Guten lohnen, nicht nur hier im Diesseits, sondern auch drüben im ewigen Leben.

Einer der Briefe Einhards ist für einen Schwerkranken, den Bischof Bernhari von Worms, von dessen Anliegen wir schon früher[1]) gehört haben, bestimmt; mit guten und frommen Worten sucht ihn Einhard aufzurichten: wie leid es ihm doch sei hören zu müssen, daß sein „liebster Herr" Bernhari in so schlimmer Krankheit darniederliege. Da könne man sich nur mit dem Gedanken trösten, daß Gottes Güte Bernhari nur deshalb so schwer und so lange leiden lasse, weil er ihn, wenn seine Seele vom Körper scheide, gereinigt und geläutert in den Himmel aufnehmen wolle; an Gebeten für Bernhari werde es Einhard gewiß nicht fehlen lassen; er werde dafür sorgen, daß Leute, deren Gebete nach seiner Ansicht auf Erhörung bei Gott rechnen dürften, für den Schwerkranken zu Gott flehen sollten. Übrigens dürfe man nie die Hoffnung aufgeben wieder gesund zu werden, da Gott allmächtig sei; allerdings sei es für uns geraten nicht in der Hoffnung auf Besserung das Nötige zu versäumen, sondern uns auf das Sichere vorzubereiten.

Solche und ähnliche Briefe hat Einhard in großer Zahl geschrieben. Sie gewähren uns einen so intimen Einblick in das Leben und Treiben dieses Mannes, wie wir ihn nicht besser wünschen können; und sie zeigen vielfach, welch prächtiger Charakter, welch warm fühlendes Herz dem Menschen Einhard eigen war. Es war wirklich eine ehrliche Entrüstung, wenn Einhard in einem Briefe, den er an einen Abt Gozbert richtete, und in dem er diesem einen gewissen Bebo empfahl, unter anderem schrieb, er kenne die schlechte Gesinnung und die ungemessene

Klöster in Gent und Maastricht unter jenen Klöstern (nach Hampe) zu verstehen sein werden.

[1]) Obere S. 126 ff.

Habsucht mancher Leute, die sich gar keine Sorge über den Schaden von anderen machten, sofern sie nur ihrer eigenen leidenschaftlichen Habsucht frönen könnten. Ein derartiger brutaler Egoismus lag Einhard allerdings fern. Das zeigen seine Briefe recht deutlich; sein menschenfreundliches, friedvolles Wesen spricht aus ihnen zumeist; zuweilen freilich, wenn ihm etwas doch allzu sehr wider den Strich ging, macht er auch aus seiner erregten, verärgerten Stimmung kein Hehl; so in dem schon erwähnten Brief an den Viztum von Fritzlar. Auch einen andern Brief, der an seinen Nachfolger am Aachener Hof, Gerward, gerichtet ist,[1]) beseelt eine ähnliche Stimmung. Am Schlusse dieses in gallichtem Tone gehaltenen Briefes „verlangt und erbittet mit Entschiedenheit" Einhard von seinem lieben Gerward, daß dieser das frühere an ihn gerichtete Schreiben nochmals lesen und verstehen solle.

Was uns beim Lesen all dieser Briefe noch besonders packt und anzieht, ist, wie mir scheinen will, das Gefühl, daß das tägliche Leben eines Menschen vor 1100 Jahren mit all seinen großen und kleinen Sorgen und Freuden gar nicht so grundverschieden gewesen ist von unserem Alltag und den Empfindungen, die er in uns auslöst, das Gefühl, daß so manches vom Inhalt der Korrespondenz Einhards auch in Briefen von Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts stehen könnte.

---

[1]) Näheres darüber unten in Abschnitt XVIII.

XII.

Der Verfasser der Vita Karoli und die Reiterstatuette Karls d. Gr.

Die lateinisch geschriebenen Briefe Einhards gehören zumeist den zwanziger und dreißiger Jahren des neunten Jahrhunderts, der Lebensperiode des alternden Einhard an; auf der Mittagshöhe seines Lebens stehend, noch im ersten Jahrzehnt der Regierung Ludwigs d. Fr.,[1]) hat Einhard jenes gleichfalls in lateinischer Sprache abgefaßte Werk geschrieben, das seinen Namen bis in unsere Tage den weitesten Kreisen der Gebildeten bekannt gemacht hat: seine „Vita Karoli".

Den Einfluß dieser Biographie auf die Folgezeit veranschaulicht wohl nichts besser als die große Zahl von Handschriften, welche sie uns überliefern; gegen hundert alte Kodizes enthalten Einhards Werk; in den Bibliotheken Deutschlands und Frankreichs, Italiens und der Schweiz, Belgiens und Englands sind heute diese Handschriften zerstreut. In einer Anzahl von Klöstern und Domstiften schrieb man dieses „Leben Karls d. Gr." von Einhard für die mittelalterlichen Bibliotheken immer wieder ab; schon im Jahre 821 wird es in einem Bücherverzeichnis

---

[1]) Vermutlich kurz nach 820; O. Holder-Egger in seiner neuesten Ausgabe der Vita Karoli (in den Scriptores rer. Germ. in usum scholarum ed. 7. 1911) S XXVII war geneigt die Vita nach 820, vielleicht sogar nach 825, anzusetzen (s. auch folgende Anmerkung).

des Klosters Reichenau erwähnt[1]) — genau siebenhundert Jahre, bevor es durch den Humanisten Hermann von Neuenahr zum erstenmal vermittels des Buchdruckes vervielfältigt wurde. Eine Reihe von Übersetzungen in das Deutsche und in das Französische sind inzwischen erschienen. Aber auch schon Zeitgenossen Einhards haben sein Werk hochgeschätzt und es in ihren eigenen Schriften benützt: wir werden in anderem Zusammenhang noch hören, wie entzückt der junge Lupus, der spätere Abt von Ferrières, von der Schrift Einhards war. Zur selben Zeit etwa hat der Amtsnachfolger Einhards, der Hofbibliothekar Gerward, einige Distichen gedichtet und diese vermutlich in das am Hofe selbst befindliche Exemplar der Vita eingeschrieben; in diesen Versen wird Einhard als Verfasser dieser Biographie gerühmt. Schon bald nach dem Tode Einhards, noch vor der Mitte des neunten Jahrhunderts, veranstaltete Walahfrid Strabo eine Neuausgabe der Schrift und setzte ihr jenen von ihm verfaßten Prolog vor, der uns heute eine so wertvolle Quelle für die Erkenntnis der Lebensumstände Einhards ist; auch die Einteilung der Vita in einzelne Kapitel, die mit Überschriften versehen wurden, wurde damals von Walahfrid Strabo vorgenommen. — Benützt wurde die

[1]) Nach H. Wibel, Beiträge zur Kritik der Annales regni Francorum und der Annales q. d. Einhardi (Straßburg 1902) 218ff, 229 freilich steht es nicht fest, daß tatsächlich schon 821 im Kloster Reichenau sich eine Handschrift der Vita befand; Wibel will die Vita aber doch jedenfalls zwischen 817 und 836, und zwar „wahrscheinlich . . . erst einige Zeit nach 817 und jedenfalls längere Zeit vor 836 entstanden" sein lassen. Wibel ebd. 227 A 2 gibt die „Möglichkeit zu, daß der fragliche Katalog, in welchem „Vita et gesta Karoli imp. Augusti volum." vorkommt, aus dem Jahre 821 stammt und daß diese Vita die von Einhard verfaßte ist. Auch P. Lehmann hält in seinem Werke „Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz" I (München 1918) 242f. wenigstens vorläufig an der Datierung des fraglichen Kataloges in das Jahr 821/22 fest.

Karlsbiographie auch schon in den Fuldaer Annalen sowie in den „Taten der Äbte von Fontanelle", desgleichen auch von den Biographen Ludwigs d. Fr., von Thegan und vom sog. Astronomus. Auch in der von Rudolf von Fulda herrührenden Translatio S. Alexandri ist Einhards Karlsbiographie verwertet. Der sog. Poeta Saxo benützte dann den Inhalt des Karlslebens als Quelle zu seiner Dichtung über die Taten Kaiser Karls und schuf gerade so eines der ersten Denkmale literarischer Tätigkeit, die wir von dem durch Karl für die christliche Kultur gewonnenen Sachsenvolke haben. — Auch Widukind von Korvei, der berühmte Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit, griff zu Einhards Werk, und Rahewin, der Fortsetzer Ottos von Freising, des großen Geschichtsphilosophen des 12. Jahrhunderts, hatte bei der Schilderung Friedrichs I. die Vita Karoli nicht minder vor Augen. Als unter dem nämlichen Friedrich I. die Heiligsprechung des großen Karl seitens des kaiserlichen Gegenpapstes vollzogen und in Zusammenhang hiermit auch eine neue Biographie Karls abgefaßt wurde, da benützte und verwertete deren Autor gleichfalls Einhards Schrift. Im 13. Jahrhundert wurde dann auch eine deutsche Übersetzung von Einhards Werk angefertigt; Reste von ihr haben sich bis zum heutigen Tage erhalten. Auch in der Vorrede zum Schwabenspiegel, dem „Buoch der künige alter und niuwer ê", ist das Werk Einhards eifrigst benützt.

Aus all dem wird ersichtlich, wie kräftig Einhards vielgerühmtes Werk bei der Nachwelt weiterlebte, wie stark die Wirkung war, die von ihm ausging; ihm ist es zum guten Teil zuzuschreiben, wenn das Bild des ersten mittelalterlichen Kaisers noch in der Erinnerung fernster Geschlechter seine lebensfrischen Farben behielt; ohne Einhard wäre Kaiser Karl schwerlich zur volkstümlichsten Herrschergestalt in der Geschichte des deutschen wie des französischen Volkes geworden.

Die Karlsbiographie Einhards nimmt unter den zahlreichen historischen Schriften des früheren Mittelalters und unter den vielen biographischen Darstellungen dieser Zeit schon insofern eine eigenartige Stellung ein, als sie inmitten der großen Fülle von Heiligenleben das Lebensbild eines Laien zum Inhalt hat; und ein Laie war es ja, der dieses Werk verfaßt hat, verfaßt unter dem Vorbild einer anderen Lebensbeschreibung, die einen heidnisch-antiken Ursprung hatte[1]); auch darin wahrt sich die Vita Karoli eine gewisse Sonderstellung gegenüber allen andern Schriften dieser Art aus der fraglichen Periode, daß sie die Ereignisse nicht einfach in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge berichtet, daß sie also — ein echtes Kunstwerk — von keinem chronologischen Schema beengt ist.[2])

Nicht ohne Grund hat ein jüngerer im Dienste seines Vaterlandes gefallener Forscher der Karlsbiographie Einhards eine geradezu epochemachende Bedeutung zugeschrieben: „Zum ersten Mal entstand auf deutschem Boden die Lebensbeschreibung eines Herrschers. Ein erster Versuch, der uns doch vielleicht die beste Biographie des deutschen Mittelalters geschenkt hat."[3])

Ein Denkmal der Liebe und der Verehrung über den Tod hinaus ist es vor allem, das Einhard mit der Abfassung seiner Vita Karoli seinem alten kaiserlichen Herrn errichten wollte; ihm zunächst verdankte er ja die Möglichkeit zur Entfaltung der glücklichen Anlagen, die ihm Gott verliehen hatte; diese Dankesschuld trug er mit seinem Werke ab. In geradezu rührender Weise hat Einhard

---

[1]) S. A. Ebert, Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande II (Leipzig 1880) 96. — Vgl. unten S. 173

[2]) Vgl. Teulet, Oeuvres complètes d' Éginhard I S. XLIII

[3]) H. Hoffmann, Karl der Große im Bilde der Geschichtsschreibung, Berlin 1919, 5.

selbst im Vorwort unter den Gründen, die ihn zur Abfassung seines Werkes bestimmt hätten,[1]) auch die Dankbarkeit genannt, zu der er Karl verpflichtet sei; sie allein genüge schon, um seine Karlsbiographie zu rechtfertigen; denn Karl habe ihn ausbilden lassen, er habe ihm von der Zeit an, da er an den Hof gekommen sei, immerdar seine und seiner Kinder Freundschaft geschenkt und ihn so zum Schuldner für immer gemacht; und diese Schuld sei auch durch Karls Tod nicht erloschen. — Wie aus diesem Vorwort, so spricht auch aus dem Werke Einhards selber die treue Ergebenheit, in der er sich auch dem toten Kaiser verbunden fühlte. Was wir Einhard aber hierbei besonders hoch anrechnen müssen, ist die Tatsache, daß er trotzdem nicht zum Schmeichler und Lobhudler gegenüber Karl wird, daß der panegyrische Ton, der so vielen Schriften dieser Zeit eigen ist, hier fehlt, und daß Einhard auch die Schattenseiten von Karls Persönlichkeit, wenn schon mit Takt und Zurückhaltung, andeutet.

In klassischem Stile ist die Karlsbiographie abgefaßt. Aber so trefflich auch Einhard die Sprache des alten Rom durch nimmermüden Fleiß zu schreiben gelernt hatte — zu einer wirklich souveränen Beherrschung des klassischen Lateins hat er es nicht gebracht. Darum hat sich Einhard bei den einzelnen in seiner Vita vorkommenden Redensarten und Phrasen enge an ein Werk der Antike angelehnt: an Suetons Kaiserbiographien, namentlich an dessen Lebensbeschreibung des Augustus. Er hat — um mit Ranke[2]) zu sprechen — „gleichsam die Maße und Verhältnisse nach dem Muster der Antike eingerichtet .... Aber damit noch nicht zufrieden, wendet er ... auch sogar antike Werkstücke an". Einhard trug kein Bedenken selbst die per-

[1]) Über Einhards künstlerische Absichten s. auch unten S. 177 ff.

[2]) Einige Bemerkungen über die Annalen des Einhard, in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1854 (Berlin 1855) 416.

sönlichsten Züge Karls mit denselben Worten und Ausdrücken zu schildern, mit denen Sueton von seinen römischen Imperatoren, von einem Augustus, einem Vespasian oder einem Titus, erzählt. Fast wortwörtlich hat Einhard seinen Bericht über Karls Persönlichkeit und über seine Lebensgewohnheiten aus Wendungen zusammengestoppelt, die aus Sueton herrühren. „Aus antiken Steinen, die für römische Imperatoren zugeschnitten waren, hat Einhard das Mosaikgemälde des fränkischen Volkskönigs zusammengefügt.“[1]) — Und nicht bloß dies: auch die ganze Anlage seiner Biographie guckte Einhard Sueton ab; das ist allerdings eine Schwäche seines Werkes. Aber wir dürfen bei der Beurteilung dieser Eigentümlichkeit doch nicht übersehen, daß Einhard gerade dank seiner ungewöhnlich großen Abhängigkeit von den Kategorien der Kaiserbiographien Suetons und nur durch sie veranlaßt ward, manches von Karls Persönlichkeit und Regierung zu erzählen, was er uns sonst nicht gesagt hätte; so führt Einhard die Schilderung, welche er bei Sueton über den Aberglauben des Augustus gelesen hatte, zur Hervorhebung der Religiosität Karls; und nur die Darstellung der gesetzgeberischen Akte des Augustus seitens Suetons regt Einhard zur Erwähnung der Aufzeichnung der „Leges barbarorum“ seitens Karls an. Oder: die Bemerkungen Suetons über die kaiserliche Tafel veranlaßten Einhard uns von den Vorlesungen bei Karls Mahlzeiten zu berichten[2]). — Es war übrigens im Grund gar nicht so unpassend die Farben für Karls literarisches Porträt dem Farbenteller des römischen Kaiserbiographen zu entlehnen und Karls Zeichnung der Zeichnung der römischen Imperatoren bei Sueton anzugleichen; ist doch der Karl, den uns

---

[1]) Hoffmann a. a. O. 6.

[2]) S. E. Bernheim, Das Verhältnis der Vita Caroli magni zu den sogen. Annales Einhardi, in der Histor. Vierteljahrschrift I (1908) 79.

Einhard schildert, bereits der alternde Kaiser, der selbst bewußt in vielfacher Hinsicht die Antike und das alte Römerreich — wenn auch in christlichem Geiste — wieder zu erneuern gedachte[1]). Daher mochte der Stil von Einhards Geschichtschreibung mit gutem Grund der Antike angepaßt sein; alle Verhältnisse werden denn auch tatsächlich bei Einhard gewissermaßen antikisiert dargestellt: die fränkischen Zustände werden mit termini technici wiedergegeben, welche der römischen Heeres- und Staatsverwaltung, der römischen Kriegskunst und dem römischen Hofleben entnommen sind. Und Kaiser Karl wird ebenso mit dem römischen Imperator gleichgesetzt wie sein Reich, sein Heerbann und sein Volk mit dem Reiche, dem Heere und dem Volke Roms identifiziert werden[2]).

Den eleganten Stil, den Einhards Vita Karoli aufweist, verdankt ihr Verfasser vor allem Cicero; er war ihm für den Stil im allgemeinen Muster gewesen, wie ihm die Historiker der Antike für das Sachliche vorzugsweise dienten. Wie schon die Vorrede zur Karlsbiographie im antiken Geiste als eine captatio benevolentiae abgefaßt ist, so ist der Stil der Vita überhaupt ein getreues Abbild ciceronianischen Lateins; ja Einhard selbst hat Cicero ausdrücklich als sein sprachliches Ideal hingestellt[3]). Dem ciceronianischen Stile sind die gut durchgeführten Perioden bei Einhard nachgebildet. Gewaltig ist jedenfalls der Umschwung in sprachlicher Hinsicht, der auf solche Weise im Rahmen der Geschichtschreibung in den ersten Jahrzehnten des neunten Jahrhunderts gegenüber dem ausgehenden achten Jahrhundert festzustellen ist: das barbarische Latein der Mero-

[1]) Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I. 7. Aufl. 205.

[2]) M. Manitius, Einharts Werke und ihr Stil, im Neuen Archiv VII (1882) 550.

[3]) S. ebd. 541, 543.

wingerzeit ist ersetzt durch ein fast fehlerfreies, schön stilisiertes Latein.

Ernst Bernheim[1]) hat in einem lehrreichen Aufsatz die Arbeitsweise Einhards beleuchtet und gezeigt, wie dieser die gesamte Gliederung seiner Vita, die Schlagworte, nach denen er seine Disposition macht, Sueton entnommen hat. Nicht als ob etwa Einhard beim Schreiben der Karlsbiographie das Werk Suetons selbst vor sich liegen gehabt und es erst jetzt, in demselben hin- und herblätternd, benützt hätte; vielmehr hatte Einhard noch vor Abfassung seiner Schrift sich ein Schema aus Sueton exzerpiert und begann nun unter Zugrundelegung desselben seine Biographie zu schreiben; ebenso hatte er sich zunächst eine Art von Zitatensammlung aus Sueton angelegt, indem er beim Lesen von dessen Biographien jene Wendungen, die ihm für seine eigenen Zwecke geeignet zu sein schienen, sich notierte und sodann mit Hilfe dieser Aufzeichnungen seine Vita Karoli auszuarbeiten anfing; vermutlich entstanden diese Aufzeichnungen Einhards in Form einer Art von Wortlexikon, in welchem sich die für die verschiedenen Begriffe, z. B. für Staatsverwaltung, Heerfahrten, Königshaus u. s. f. begegnenden Ausdrücke zusammengestellt fanden[2]). Neben Sueton hat Einhard noch eine Reihe antiker und frühmittelalterlicher Werke bei der Abfassung seiner Vita Karoli herangezogen; so namentlich römische Historiker wie Cäsar, Livius, Florus, Tacitus, Justin und Orosius; die Vorrede der Biographie des Sulpicius Severus mußte ihm für sein eigenes Vorwort dienen. — In ähnlicher Weise wie von Sueton hat Einhard für den politischen Teil seiner Karlsbiographie auch von einem Werk seiner eigenen Zeit, von

---

[1]) Die Vita Karoli Magni, in den Histor. Aufsätzen für G. Waitz, Hannover 1886, 73ff.

[2]) Vgl. Manitius im Neuen Archiv VII 544.

der kurz vorher entstandenen Überarbeitung der fränkischen Reichsannalen, Auszüge gemacht und sie für den Inhalt seines Werkes als Leitfaden verwertet.

Was an Einhards Vita Karoli gegenüber andern mittelalterlichen Biographien besonders rühmenswert hervortritt, das ist, abgesehen von den Vorzügen seines Stiles, durch welchen Einhard nach sachkundigem Urteil[1]) geradezu zum „Vater des guten historischen Stiles im Mittelalter" geworden ist, die Anschaulichkeit, in welcher uns das literarische Porträt des Kaisers, von allen Seiten aus beleuchtet, vor Augen geführt wird; in keinem zweiten Werke der Karlingerzeit steht der Held des Werkes so abgerundet vor uns wie hier.[2]) Das ist kein blutleeres Schema, was Einhard uns bietet. Überall schlägt uns hier warmes Leben entgegen. Ein Künstler hat diese Biographie abgefaßt — ein Künstler, nicht so sehr ein Gelehrter. Zum bedeutenden Geschichtschreiber mangelte Einhard die natürliche Anlage; allerdings fehlen in seiner Karlsbiographie nicht gewisse Ansätze zur genetischen Geschichtschreibung; wenn er z. B. gleich am Beginn der Vita mit kurzen, kräftigen Strichen die Ohnmacht darstellt, in welche das Merowinger-Königtum versunken war, wenn er dessen Repräsentanten nur als die Puppen auf dem Thron schildert, welche den fremden Gesandten die Antworten erteilten, die man ihnen eingetrichtert hatte, und wenn er dann den Übergang des Königtums auf die Karlinger als eine historische Notwendigkeit nachweisen will, so durchdringen allerdings hier Einhards Gedanken und Ideen den Stoff, den er bietet. Auch hat er es recht wohl verstanden großzügig, ohne ängstliches Eingehen auf das Detail, den Gang der weltgeschichtlichen Begebenheiten in Karls Regierung

[1]) S. Manitius a. a. O. VII 553.

[2]) Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands II, 3. u. 4. Auflage (Leipzig 1912) 183.

zu skizzieren, das Entscheidungsvolle herauszuheben aus der Masse erdrückender Einzelheiten, wie er sie in seiner Quelle, den Reichsannalen, vorgefunden hatte. Aber trotz dieser unbestreitbaren Vorzüge der geschichtlichen Auffassung und Darstellung fehlt es Einhards Historiographie doch an der nötigen Selbständigkeit. Allzu sklavisch hängt er von seinem Vorbild ab; so manches noch hätte uns Einhard von Karl so leicht berichten können, wenn ihn nur ein entsprechender Abschnitt bei Sueton dazu veranlaßt hätte! Aber wovon Sueton schweigt, läßt in der Regel auch Einhard nicht viel hören. – Zum Geschichtschreiber hat Einhard außerdem auch zu wenig wissenschaftliche Genauigkeit. Die Vita Karoli, so kurz sie ist, so reich ist sie an Verstößen gegenüber dem tatsächlichen Hergang der Ereignisse. Was kümmern aber auch Einhard genaue Datenangaben! Ob Karlmann, der Bruder Karls d. Gr., zwei oder mehr als drei Jahre regiert hat, ob eine Reichsteilung, die der Vergangenheit angehört, in dieser oder in jener Weise vollzogen worden war, ob ein früherer Papst den Namen Stephan oder Zacharias getragen hatte — all das ist ihm ziemlich gleichgültig! Solche Dinge sagen ja dem Herzen des Lesers recht wenig; und das Herz soll doch durch seine Vita Karoli vor allem erfreut und gehoben werden! Seinen Lesern[1]) eine angenehme Unterhaltung zu bieten, seinem toten Kaiser aber ein literarisches Denkmal zu setzen — das war der Zweck, der Einhard bei der Abfassung seiner Karlsbiographie vorschwebte; auf das Festhalten genauer Einzelheiten kommt es ihm nicht an.

Es ist recht bezeichnend für Einhards künstlerische Absichten bei Abfassung seiner Vita, wenn er im Prolog auf das Wort Ciceros im ersten Buch seiner

---

[1]) Vielleicht auch hat Einhard seine Vita insbesondere für den jungen Lothar abgefaßt, zu dessen Mentor er ja 817 bestellt worden war (s. oben S. 131).

tusculanischen Gespräche hinweist: Cicero sage da, es heiße Zeit und Schrift unverantwortlich vergeuden, wenn man seine Gedanken schriftlich niederlege, ohne sie zu ordnen, schön auszudrücken und dem Leser damit Ergötzen zu bereiten. Zwar behauptet Einhard dieses Wort des großen Römers mißachtet zu haben; denn er, der Barbar, mit der römischen Sprache herzlich wenig vertraut, hätte sich eigentlich gar nicht an die Abfassung dieser Karlsbiographie machen dürfen! — Aber der Leser kann gar nicht darüber im Zweifel sein, daß dies nur eine Phrase allzugroßer Bescheidenheit ist und daß der Autor in Wahrheit sehr wohl darnach getrachtet hatte gerade auch hinsichtlich der Form seiner Biographie sein Bestes zu geben! In der Tat kann sich Einhards Vita Karoli nicht bloß im Hinblick auf die Bedeutung ihres Inhaltes, auf die Klarheit, in der uns das Charakterbild Kaiser Karls überliefert wird, sondern auch im Hinblick auf die Schönheit der Form mit der Germania des Tacitus messen.[1])

Der Künstler in Einhard hat eben, wie gesagt, bei der Gestaltung des literarischen Karlsporträts ein großes Wort mitgesprochen. Was war da natürlicher, als daß Einhard auch auf dem Gebiete, das er mit gutem Rechte als seine eigenste Domäne betrachten durfte, auf dem Gebiete der bildenden Kunst und hier wieder auf dem des Erzgusses seinem Kaiser ein Denkmal setzen wollte?

In der Tat möchte es mir fast scheinen, als ob Einhards Hand auch ein plastisches Bildnis Kaiser Karls hinterlassen habe, das trotz mannigfacher Schicksale, die es seit dem 18. Jahrhundert durchgemacht hat, bis auf den heutigen Tag uns erhalten geblieben ist in Gestalt einer kleinen Reiterstatue aus Bronze, die sich nunmehr im Museum Carnavalet in Paris befindet.[2]) Über

---

[1]) Manitius, Gesch. d. lat. Lit. I 43

[2]) Eine gute Abbildung u. a. bei G. Wolfram, Die Reiterstatuette Karls des Großen aus der Kathedrale zu Metz (Straß-

das Alter dieser Statuette wurde zwischen den Kunsthistorikern freilich längere Zeit hindurch eine scharfe Fehde geführt. Sie darf, wie mir scheint, zugunsten der Ansicht aus'm Weerths und Clemens als entschieden gelten; mit großem Geschick suchte Clemen den Nachweis zu erbringen, daß es sich bei dem hier dargestellten Reiter um das zeitgenössische Porträt eines der ersten Karlinger, höchst wahrscheinlich um das Kaiser Karls d. Gr., handelt. Der Fund einer Gußstätte in Aachen vor einigen Jahren kann nur zur Sicherung dieses Ergebnisses beitragen. Als Meister aber, der am Aachener Hofe den Erzguß als sein besonderes Arbeitsgebiet übte, haben wir nunmehr Einhard kennen gelernt. Sollte er da nicht berufen gewesen sein, wenn es galt das Bildnis des Frankenkaisers zu modellieren? Von seiner Hand scheint jene Pariser Statuette modelliert, unter seiner Leitung scheint sie in der Aachener Gußhütte ausgeführt worden zu sein.[1]) Ganz derselbe Karl, den wir schon aus dem literarischen Porträt der Vita Karoli kennen, tritt uns ja auch in jenem Reiter entgegen: an der kräftig gebauten, machtvollen Gestalt des Reiters, die, herrschgewaltig und doch ungezwungen, bequem im Sattel sitzt, fällt besonders der kurze Hals und der dicke, rundliche Kopf mit dem herabgezogenen Schnurrbart, dem kräftig hervortretenden Unterkinn, den weit geöffneten Augen unter den hochgewölbten

burg 1890), sowie besonders bei E. aus'm Weerth, Die Reiter-Statuette Karls des Großen aus dem Dom zu Metz, in den (Bonner) Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande LXXVIII (1884) 139 ff.; ebenso bei S. Hausmann, Lothringische Kunstdenkmäler (Straßburg i. E.) Tafel 42.

[1]) Den Nachweis für die Möglichkeit dieser Annahme — um mehr handelt es sich hier nicht — suchte ich in meinem Buche „Einhard als Künstler" S. 124 ff. zu liefern. — Der Gießer suchte sich seine Arbeit dadurch zu erleichtern, daß er das Ganze nicht in einem Guß, sondern Pferd und Reiter als getrennte Stücke in zwei Hohlgüssen herstellte und dann durch einen Nagel Reiter und Pferd verband.

Brauen auf; besondere Sorgfalt ist der Behandlung des Haupthaares geschenkt; es ist in ornamental-symmetrischen Locken, auf denen ein breiter, von Edelsteinen geschmückter und in Blattornamente auslaufender Kronreif ruht, gehalten. In der Linken trägt der Reiter, dessen starkes Roß ruhig dahinschreitet, den Reichsapfel; die Rechte hielt ehemals vermutlich nicht das (später beigegebene) Schwert, sondern ein Zepter. Es ist nicht mehr der alte karlingische Volkskönig, der uns hier geschildert wird, es ist bereits der „Karolus Augustus a Deo coronatus, magnus ac pacificus Romanorum imperator", als den nach Einhards eigenem Berichte an jenem Weihnachtstage des Jahres 800 Leo III. den Frankenherrscher begrüßt hatte. — Als Friedensfürsten hat uns der Künstler seinen Herrscher dargestellt, nicht ohne Anklang an die Auffassung des Reiterstandbildes des „Regisol" zu Pavia, dessen wir bereits im Zusammenhang mit Einhards Italienreise gedachten.[1])

So hat uns also Einhards Feder nicht bloß das bekannte literarische Bildnis des großen Kaisers in seiner Vita Karoli gezeichnet, seiner Hand verdanken wir es möglicherweise nicht minder, wenn wir auch noch ein plastisches Porträt Karls in Gestalt unserer Reiterstatuette besitzen. Es ist nicht zufällig, wenn dieses Denkmal zuerst (1634) im Dome zu Metz auftaucht; denn hier in Metz führte seit dem Jahre 823 ein illegitimer Sohn Karls, Drogo mit Namen, den Bischofsstab. Durch diesen Kirchenfürsten der als Kunstliebhaber einen Namen hat, kam vermutlich unsere Reiterstatuette in die Metzer Kathedrale.

Ein eigentümliches Geschick sollte aber diesem kleinen Kunstwerk beschieden sein: Zunächst verblieb es jahrhundertelang dem Domschatz zu Metz; noch im 17. Jahrhundert wird berichtet, daß die Statuette, die in der

[1]) Oben S. 104 f.

Regel in einer Lade der Sakristei des Metzer Domes aufbewahrt wurde, alljährlich am Todestage Karls auf dem Lettner daselbst zwischen vier brennenden Kerzen aufgestellt zu werden pflegte. Mit einer religiösen Verehrung war also das Bild jahrhundertelang umgeben. Auf die Vorstellung, die man sich in weiteren Kreisen des Volkes und der Gebildeten vom Aussehen Kaiser Karls machte, konnte unsere Bronzestatuette, solange sie im Metzer Dome verblieb, natürlich wenig Einfluß ausüben. Allerdings hatte sich in den alten Porträtdarstellungen Kaiser Karls eine gewisse traditionelle Auffassung erhalten, welche letzten Endes auf zeitgenössische Porträtversuche wie auf unsere Statuette zurückgehen mochte. Aber allmählich wurde die ganze Anschauung, die man sich von Karls Persönlichkeit machte, anders: das Karlsbild der Chronik des Pseudoturpin, welche im 12. Jahrhundert (um 1165 herum[1]) geschrieben ist, hat allmählich das geschichtliche Karlsporträt verdrängt; diese neue Auffassung hat auch in Malerei und Plastik ihren Niederschlag gefunden[2]); namentlich wurde dann auf die landläufige Vorstellung, die man sich von Karl machte, jenes Gemälde Albrecht Dürers von entscheidendem Einfluß, das dieser im Auftrag des Nürnberger Stadtrates 1512 schuf und in dem er den greisen Karl als die majestätische, überragende Persönlichkeit mit langem Bart und herabwallendem

---

[1]) Eingehende Untersuchungen über diese Fälschung ergaben mir, daß Pseudoturpin am Vorabend der Heiligsprechung Karls des Großen (1165) entstanden ist, und daß der Zweck dieser Fiktion war Material für die Heiligsprechung Karls zu bieten. Das Werk ist, wie ich an anderer Stelle wahrscheinlich machen zu können glaube, auf Veranlassung Rainalds von Dassel, des berühmten Kanzlers Friedrichs I., geschrieben worden, der mit der Abfassung des Werkes vermutlich seinen Hofdichter, den Archipoeten, beauftragt hat.

[2]) S. G. Wolfram, Neue Untersuchungen über das Alter der Reiterstatuette Karls des Gr., im Jahr-Buch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde XIII (1891) 327.

Haupthaar, aus deren ernsten Zügen Hoheit und Klugheit nicht minder als Edelmut und Güte spricht, wiedergab. Der Versuch die historische Bedeutung der Persönlichkeit Karls in seinem Bilde festzuhalten war hiermit gemacht[1]).

So hat denn Dürers Karlsporträt, das für die „Nürnberger Heiltumskammer“[2]) gemalt ward, auf die Folgezeit weit lebhafter eingewirkt als jene zeitgenössische Bronzestatuette, welche das ganze Mittelalter und fast die ganze Neuzeit hindurch bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts in der Metzer Kathedrale verborgen blieb. — Erst in der Zeit der französischen Revolution verschwindet die Statuette — kostbare Dinge erleiden in Zeiten turbulenter Umwälzungen bekanntlich allzu leicht ein derartiges Geschick! — aus dem Domschatz der Metzer Kathedrale; aber sie ist nicht untergegangen. Im Jahre 1807, zu einer Zeit, da bereits der große Korse das Erbe Kaiser Karls angetreten hatte, taucht das Kunstwerk wieder auf. Es war nicht weit gekommen: denn ein biederer Apotheker in Metz war sein glücklicher Besitzer geworden. Bei ihm entdeckt es ein französischer Kunsthistoriker, Alexander Lenoir, der verdiente Begründer der Sammlung der Ecole des beaux-arts in Paris. Und er weiß es auch zu erwerben; um nicht viel Geld wird er es seinem Landsmann abgehandelt haben; denn selbst noch 32 Jahre später, als Lenoir starb und nun sein Nachlaß versteigert werden sollte, will man für die Statuette bloß 800 Franken geben. Das war denn doch etwas gar wenig und wir können es der Familie Lenoir nicht verargen, wenn sie die Statuette zurückbehielt und wenn diese nun an den Sohn Alexander Lenoirs, an Albert Lenoir, der gleichfalls

---

[1]) S. ebenda 346.

[2]) D. h. für jene Kammer des Schoppérschen Hauses in Nürnberg, in welcher der Ornat der deutschen Kaiser in der Nacht vor seiner alljährlichen öffentlichen Ausstellung auf dem Markt aufbewahrt wurde.

in der französischen Kunstwissenschaft einen Namen hat, kam; dieser behält das Kunstwerk ein paar Jahre; dann verkauft es sein Bruder und Miterbe um 3000 Franken. Eine Engländerin wird jetzt die Eigentümerin der Statuette und „Karl d. Gr." wandert nach England in den Besitz der Madame Evans-Lombe. Aber 1867 kommt die Statuette über den Kanal zurück auf das Festland: sie soll eine Sehenswürdigkeit auf der Pariser Weltausstellung bilden. In der „Geschichte der Arbeiten und Denkmäler" jener Ausstellung konnte man auch die Reiterstatuette Karls d. Gr. anführen. Als dann die Sammlung jener Engländerin verkauft wird, erwirbt die Stadtgemeinde von Paris das Reiterbildnis; 5000 Franken läßt sie es sich kosten. In einem Nebenbau des Hotel-de-Ville findet das Werk sein neues Heim. Aber das Jahr 1871 sollte auch im Schicksal dieser Statuette seine Spur hinterlassen; denn zur Zeit der Commune wird das erwähnte Gebäude in Brand geschossen — unter seinen Trümmern findet man auch den alten Reiter; er war ziemlich mitgenommen worden von diesem Unfall: nachdem bereits früher (um 1854) der Pferdeschweif abgebrochen und schon in sehr früher Zeit die Insignie, die der Kaiser ursprünglich in der Rechten getragen hatte — vermutlich ein Zepter —, abhanden gekommen war und man an ihrer Stelle dem Kaiser ein ganz modernes Schwert in die Hand gesteckt hatte, wurde jetzt durch das Herunterstürzen der Statuette und durch die Hitze, der sie bei dem Brande ausgesetzt war, die Feinheit der Form vernichtet, ihre Oberfläche wurde fast ganz abgeschliffen, manche Teile der Figur wurden stark beschädigt; so der Daumen der Linken und die Nasenspitze, die Gewandspange wurde überhaupt abgebrochen. Erst jetzt gelangte die Statuette an einen Ort, an dem sie bis heute geblieben ist: in das ehemalige Palais der Frau von Savigné, das zum Museum Carnavalet umgestaltet worden war.

Nachdem dann die Statuette bereits in verschiedenen für das französische Publikum bestimmten Werken abgebildet worden war, wurden weitere deutsche Kreise mit ihr durch ihre bildliche Wiedergabe in dem ersten, in 2. Auflage 1880 zu Bielefeld und Leipzig erschienenen Bande von L. Stackes „Deutscher Geschichte" bekannt. Der Metzer Dombaumeister Tornow hat das Verdienst, das Augenmerk der Forschung auf unsere Statuette besonders hingelenkt zu haben. Auf seine Anregung ließ der kaiserliche Minister für Elsaß-Lothringen eine Nachbildung des Werkes, die für den Metzer Dom bestimmt war, anfertigen; ein weiterer Abguß in Bronze wurde für Kaiser Wilhelm I. hergestellt, während Gipsabgüsse für Otto von Bismarck, für Freiherrn von Manteuffel, den Bezwinger von Metz, für den geistlichen Oberhirten dieser Stadt sowie für mehrere Museen (in Metz, Berlin, Dresden, Nürnberg, Aachen) hergestellt wurden. Abbildungen der Statuette wurden in immer wachsender Zahl in Geschichtswerke aufgenommen. Bald wandte sich auch die historische Kritik unserm Kunstwerk und der Frage seiner Echtheit zu: der Bonner Professor aus'm Weerth schenkte ihm gründliche Studien und glaubte den Nachweis erbringen zu können, daß der prächtige Reiter, entsprechend seiner Tradition, auch tatsächlich Karl d. Gr. darstelle und daß es sich hierbei um ein zeitgenössisches Werk handle. So schien die karlingische Herkunft der Statuette gesichert zu sein. Schon begann die Vorstellung, welche weite Kreise der Gebildeten auf Grund des Dürerporträts bisher von Karl d. Gr. gehabt hatten, durch unsere Darstellung verdrängt zu werden. Der Nachweis aus'm Weerths wurde noch vervollständigt durch Paul Clemen, der namentlich die Gewandung des Reiters einer sorgfältigen Prüfung unterzog. Da erstand aber der Echtheit unserer Statuette in einem ausgezeichneten Historiker, Georg Wolfram, ein sehr beachtenswerter Widersacher. In einer Mehrzahl von

Studien suchte Wolfram den Nachweis zu erbringen, daß die Statuette nicht karlingischer Herkunft sein könne, daß sie vielmehr erst in der Zeit der Renaissance, anno 1507, von einem Metzer Goldschmied namens François auf Bestellung des Metzer Domkapitels hergestellt worden sei. Kein Geringerer als Bismarck interessierte sich gelegentlich für diesen Gelehrtenstreit und stimmte in einem Brief an Wolfram vom 19. Dezember 1890 der Meinung bei, daß das Werk, dessen Abbild er ja in Friedrichsruh besaß, nicht karlingischen Ursprungs sei. Aber Clemen hat in trefflichen Untersuchungen doch wohl den karlingischen Ursprung überzeugend dargetan. Und nunmehr darf wenigstens die Vermutung geäußert werden, daß niemand anders als gerade Einhard der Meister der Statuette ist. Kein Metzer Meister François, sondern der Ostfranke Einhard hat dieses Werk vermutlich geschaffen, das schon allein angesichts der Schicksale, die ihm beschieden waren, einen besonderen Reiz auf jeden Altertumsfreund ausüben muß.

XIII.

Die ehernen Türflügel von St. Denis – ein vergessenes Kunstwerk Einhards?

Wer hätte noch nichts gehört vom mittelalterlichen St. Denis und von seiner Bedeutung für das werdende Frankreich? Die Benediktinerabtei, die dort in den Tagen des Merowingerkönigs Dagobert I. (622—38) gegründet worden war, konnte Jahrhunderte hindurch als ein Kristallisationspunkt für das Westfrankenreich und für den sich hieraus bildenden französischen Nationalstaat gelten. Und dies nach mehr als einer Richtung: in politischer, in kirchlicher, in wissenschaftlicher und auch in künstlerischer Hinsicht. Das Viertelhundert von fränkischen und französischen Herrschern, die in der altehrwürdigen Kirche von St. Denis dem jüngsten Tag entgegenschlummern, erzählt uns allein schon genugsam von St. Denis als einem staatlichen Zentrum des alten Frankreich. Und welch große Rolle in der Entwicklung des französischen Nationalbewußtseins nimmt nicht die alte Kriegsstandarte der Abtei St. Denis ein, die „aurea flamma", die durch Sage und Dichtung verklärte „Oriflamme", die zur Kriegsfahne der französischen Könige, zum Hauptbanner der französischen Heere geworden ist! Wie viel bedeutende Äbte von St. Denis stehen während des Mittelalters zugleich in der vordersten Reihe der fränkischen und französischen Staatsmänner — angefangen von Fulrad, dem obersten Kaplan und Gesandten Pippins und Karls d. Gr., und von Hilduin, dem Erzkaplan Ludwigs d. Fr. und Lenker

der fränkischen Kirchenpolitik, bis zu Suger, dem allgewaltigen, treuen Berater Ludwigs VI. (1108—37) und Ludwigs VII. (1137—80), dem Vorläufer eines Richelieu und eines Mazarin[1]), und bis zu Matthias von Vendôme, der dann unter Ludwig IX. dem Heiligen (1226—70), dem besonderen Begünstiger von St. Denis, zeitweise als Regent Frankreichs schalten konnte!

Im selben St. Denis hat man sich gerade in den Tagen unseres Einhard, um das Jahr 830 herum, mit dem kühnen Projekte beschäftigt, diese Abtei gewissermaßen zum Range eines zweiten Rom, den Abt von St. Denis aber zu einer Art von Vizepapst für die weiteren Gebiete des fränkischen Reiches, für „Gallien und Germanien", zu erheben.[2]) Diese hochfliegenden Ansprüche und Bestrebungen sind in St. Denis auch in der Folgezeit nicht spurlos verflogen; auf lange Zeit hinaus kehren sie in dieser oder jener Form wieder; der Anspruch des Abtes von St. Denis auf den Primat gegenüber allen Erzbischöfen und Bischöfen Frankreichs findet sich noch in einer Fiktion, die im Jahre 1149 hergestellt worden ist.[3])

---

[1]) O. Cartellieri, Abt Suger von St. Denis, in Eberings Historischen Studien XI (Berlin 1898) 122 f.

[2]) Diese Pläne bilden in gewissem Sinne die Grundlage für die Entstehung der späteren gallikanischen Ideen; sie ergaben sich mir aus einer Reihe von höchst interessanten Fälschungen von Urkunden, deren Charakter als Fiktionen bis heute von der Forschung teils noch nicht erkannt oder doch noch nicht klargestellt ist; meine langjährigen Studien über diese Fälschungen hoffe ich in einem größeren Werke veröffentlichen zu können, wenn auch solches durch die derzeitigen Druckschwierigkeiten stark verzögert werden wird.

[3]) In dieses Jahr gehört nämlich jene interessante Fälschung auf den Namen Karls des Großen, welche nun in den Mon. Germ. Diplomata Karolinorum I 478 f. (Böhmer-Mühlbacher, Regesta imperii I[2] Nr. 420) gedruckt ist; ich hoffe diese Datierung in einer besonderen Untersuchung demnächst begründen zu können.

Wollte man doch in St. Denis auch den Patron dieses Klosters, den hl. Dionysius von Paris, dessen Leib man in der Abteikirche barg, jedenfalls seit dem neunten, wenn nicht schon seit dem achten Jahrhundert für identisch erklärt wissen mit jenem Dionysius Areopagita, der in der Apostelgeschichte als Schüler des hl. Paulus erwähnt ist. Auf solche Weise wurde die Wirksamkeit des Patrons von St. Denis zurückgerückt bis in das Zeitalter der Apostel, wurde St. Dionysius zum Apostel des fränkischen Reiches, bekam somit auch die Abtei St. Denis den Vorzug einer „apostolischen Kirche", wurde zur „mater ecclesia", zur „Mutterkirche" gegenüber allen andern französischen Kirchen. Daher feierten auch gerade in dieser Kirche im 12. Jahrhundert mehrere Päpste kirchliche Feste mit dem glänzendsten Zeremoniell.

Aber nicht bloß als politischer und kirchlicher Mittelpunkt war St. Denis weithin berühmt — auch regste wissenschaftliche Tätigkeit war hier zu finden. Der Name und die Wirksamkeit Abälards, jenes hochberühmten Scholastikers und Theologen, steht mit St. Denis in Verbindung. Und wieviel Mühe und Fleiß wurde in St. Denis auf die Geschichte dieser Abtei verwendet! — Um endlich die hervorragende Stellung St. Denis auf dem Gebiete der bildenden Kunst anzudeuten, braucht man nur wieder den Namen Sugers, des Erbauers der weithin berühmten Kathedrale von St. Denis, und auf die Bedeutung dieses Gotteshauses für die Frühgotik hinzuweisen, oder auch auf jene herrlichen Grabdenkmäler, welche dann zur Zeit der Renaissance in dieser Kirche Aufstellung fanden, auf Kunstwerke wie das Mausoleum Franz' I.

Von der außerordentlich reichen Literatur, die sich mit der Geschichte St. Denis und seiner Abtei befaßt, möchte ich nun dem Leser drei dicke Bände vorlegen, die wir dem sprüchwörtlich gewordenen Fleiß und der großen Ge-

lehrsamkeit von Benediktinermönchen verdanken: ich meine einmal die von Jacques Doublet im Jahre 1625 zu Paris veröffentlichte „Histoire de l'abbaye de S. Denis-en-France", ferner die „Annales ordinis S. Benedicti", die den berühmten Jean Jacques Mabillon zum Verfasser haben,[1]) und endlich die „Histoire de l'abbaye royale de Saint-Denis" von Michael Félibien.[2]) In diesen Bänden finden sich gelegentliche Notizen[3]) über ein Kunstwerk — sie stimmen zum guten Teil ganz mit einander überein und sind auch tatsächlich von einander abhängig —, das sich zur Zeit der genannten Verfasser noch in der Kathedrale von St. Denis befand: es handelt sich nämlich um eherne Türflügel in der von Suger erbauten Kirche; und zwar stammten diese Türflügel bereits aus der alten Kirche von St. Denis, der Vorgängerin der gotischen Kathedrale; aus dieser alten karlingischen Basilika, deren Bau in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts erfolgt war, waren diese Türflügel in den Neubau Sugers übernommen worden. Auf diesen alten Erztüren waren nun — und gerade das macht uns die Kunde von ihnen besonders wertvoll und interessant — als Reliefs Menschendarstellungen, von denen zwei nicht als typische Gestalten, sondern als bestimmte Einzelindividuen gedacht waren, so daß diese Bildnisse als Porträts aufzufassen sind, angebracht. Auf der einen der beiden Türen war nämlich ein Geistlicher dargestellt, offenbar einer der Insassen des Klosters St. Denis, während auf der gegenüberliegenden Türe an der Nordseite der Kirche sich ein Widmungsbild befand.

---

[1]) Bd. II, Lutetiae Parisiorum 1704.

[2]) Paris 1706.

[3]) Ich wurde auf sie, wie ich dankbar vermerken möchte, durch ein Zitat in dem Aufsatz M. Dubruels über Fulrad in der Revue d'Alsace LIII (4. série III 1902 S. 299) hingewiesen.

Der hl. Dionysius war hier dargestellt; vor ihn tritt eben der Meister, der die Türen geschaffen hatte, hin und bringt ihm sein Werk als Gabe dar. Über dieser Dedikationsszene stand ein lateinisches Distichon, dessen beide Verse Doublet folgendermaßen wiedergegeben hat:

„Hoc opus Airardus, coelesti munere fretus
Offert, ecce, tibi, Dionysi, pectore miti."

„Siehe, Dionysius, dieses Werk bringt Dir mit mildem Sinn Airard im Vertrauen auf des Himmels Hilfe dar."

Daneben fanden sich noch andere Worte bei diesem plastischen Kunstwerke geschrieben: die Figur des hl. Dionysius war als solche durch die Worte „sanctus Dionysius" bezeichnet, während bei der Abbildung des Künstlers die Worte „Airardus monachus" standen. Wenigstens hat Doublet diese Inschrift so gelesen. Freilich: diese Buchstaben schienen ihm, wie er selbst in seiner Chronik zugibt, „assez difficiles à lire" — „schwer genug zu lesen" zu sein. Wir können es begreifen, daß ihm ihre Entzifferung Schwierigkeiten machte; denn von den fraglichen Buchstaben war nicht etwa einer neben den andern gestellt, sondern sie waren durch sog. Ligaturen miteinander verbunden und ineinander hineingeschrieben. Auch das verraten uns jene Chroniken: Mabillon charakterisiert die Schriftzüge auf der Türe mit den Worten: „insertae simulque implexae litterae"; und Doublet spricht von jenen Buchstaben als „entre-lacees l'unes dans l'autres". —

Wann ist nun das fragliche Relief entstanden? — Jedenfalls war jene Inschrift und überhaupt das Kunstwerk von sehr hohem Alter. Doublet hat die Buchstaben als „lettres très antiques" bezeichnet; Félibien fand die Darstellung des Mönches Airard als sehr altertümlich hinsichtlich des Geschmackes und nennt dieses Bildnis „eines der ältesten", nachdem bereits Mabillon kein

Bedenken getragen hatte, das Kunstwerk noch in das achte Jahrhundert zu datieren; er hatte nämlich seinen Meister in einem gewissen Airradus erblicken wollen, der — angeblich — zur Zeit des Abtes Fulrad von St. Denis († 784) gelebt haben soll. Aber diese Annahme ist nicht haltbar.[1]) Vielmehr müssen unsere Türen in einer Zeit entstanden sein, da die Insassen des Klosters St. Denis sich nicht als Mönche, sondern als Weltgeistliche, als Kanoniker, trugen; denn der am Südtor dargestellte Kleriker ist, wie schon Mabillon richtig beobachtet und hervorgehoben hat, mit einer Gewandung bekleidet, welche mehr der Tracht der Kanoniker als der der Mönche entspricht. Nun läßt sich aber feststellen, daß im zweiten und dritten Jahrzehnt des neunten Jahrhunderts, etwa von 814—829 (bez. 832), die Abtei St. Denis wirklich als Kanonikerstift galt und daß ihre Insassen damals tatsächlich die Tracht von Kanonikern statt ihres Mönchskleides trugen; damals muß daher unser Kunstwerk entstanden sein.[2])

In dieser Periode hatte ja auch der Erzguß im Frankenreiche schon eine derartige Blüte erreicht, daß die Herstellung solch eherner Türflügel technisch möglich war. Für diese Datierung unseres Kunstwerkes spricht aber auch manche Einzelheit, die wir darüber bei Doublet und Félibien erfahren: nicht bloß, daß das hohe Alter der fraglichen Türen, ihr sehr altertümlicher Stil von den genannten Gelehrten hervorgehoben wird — auch die Darstellung der Figuren in Tiefreliefs paßt in jene frühe Zeit; ebenso auch der Umstand, daß die ehernen Türflügel einen hölzernen Kern aufwiesen, der mit Guß überzogen war; denn das entspricht der Technik der Karlingerzeit; es war ferner damals üblich. Widmungsverse, wie man sie an

[1]) Die Gründe dagegen bei Buchner, Einhard als Künstler 81f.
[2]) S. zu all dem und zum folgenden ebenda 82ff.

unserem Kunstwerke lesen konnte, solchen Gegenständen beizugeben und die dargestellten Personen mit ihren Namen zu bezeichnen. Aber noch mehr als alle diese Einzelheiten zeugen für die angedeutete Datierung unserer Erztüren die Verhältnisse in St. Denis in jenen Jahrzehnten: damals stand an der Spitze dieser hochberühmten Abtei der schon erwähnte Hilduin, eine der interessantesten Persönlichkeiten dieser Zeit; zugleich Erzkaplan Ludwigs d. Fr., suchte er, wie ich schon erwähnt habe, St. Denis gewissermaßen zu einem zweiten Rom auszugestalten und seine eigene Stellung zu einer Art von vizepäpstlichen Würde emporzuheben. Von eben diesem Hilduin sagt uns nun einer seiner Zeitgenossen, daß er gar viele herrliche Gegenstände zum Schmucke der Kirche von St. Denis dorthin brachte; und ein Dichter jener Zeit, der Schotte Dungal, erzählt uns gerade von Werken der Metallurgie, durch welche die Kirche von St. Denis und die dortigen Grabmäler des hl. Dionysius und seiner Gefährten zur Zeit Hilduins geschmückt worden seien. Unter ihm scheinen auch unsere Erztüren nach St. Denis gekommen zu sein.

Spricht somit vieles dafür, daß unsere Türflügel in die angegebene Zeit zwischen 814 und 829 (bez. 832) anzusetzen sind, so würde diese Datierung noch mehr gesichert, wenn es gelänge unter den Künstlern dieser Zeit und speziell unter ihren Metallplastikern den als ihren Meister überlieferten „Airardus" nachzuweisen; und zwar muß dieser „Airardus" mönchisches Leben geführt haben, da ihn ja die eine Inschrift als „monachus" bezeichnet. — Ist ein solcher Nachweis nun möglich?

Jedenfalls lassen sich, denke ich, einige Aufschlüsse bieten, welche über die Persönlichkeit jenes „Airardus" wenigstens einigermaßen Licht zu verbreiten geeignet sein dürften.

Der Name „Airardus" begegnet in der fraglichen Zeit mehrfach; so finden wir Mönche dieses Namens in Klöstern, die mit der Abtei Reichenau in einer sog. Gebetsverbrüderung standen.[1]) Ein Mönch mit dem Namen „Hairardus", der natürlich mit „Airardus" gleichbedeutend ist, und ebenso ein anderer Mönch mit dem gleichfalls hiermit identischen Namen „Hairhardus" begegnen um 830 unter den Insassen eines Klosters, das in der betreffenden Quelle, einem um die genannte Zeit (830) in Reichenau angelegten Verzeichnis all der Leute, für welche man hier betete, als „cella sanct. Dyonisii, ubi confessor Christi Hilarus quiescit humatus", als „Zelle (Tochterkloster) des hl. Dionysius, wo der Bekenner Christi, Hilarus, bestattet liegt", bezeichnet wird.[2])

Der Herausgeber der erwähnten Quelle in den Monumenta Germaniae hat unter dieser „cella sancti Dyonisii" unsere berühmte Abtei St. Denis verstehen zu dürfen geglaubt;[3]) er wurde hierin durch den Umstand bestärkt, daß an der Spitze der zu jener „cella" gehörigen Konventualen ein „Hilduinus abb." („Abt Hilduin") genannt wird,[4]) unter dem er — mit Recht — den schon erwähnten, um

---

[1]) S. Mon. Germ. Libri confraternitatum ed. P. Piper S. 167, 257. — S. auch im Nachtrag.

[2]) Ebenda S. 356 auf pag. XCIII des unter Abt Erlebald von Reichenau um 830 angelegten Necrologium Augiense (s. die Vorbemerkungen von Piper ebenda 147); den Hinweis auf diese Stelle verdanke ich der Freundlichkeit meines lieben Kollegen, Professor Dr. Erich König; durch diesen Hinweis aber wurde ich zur Aufklärung des in den Mon. Germ. unterlaufenen Irrtums hinsichtlich des fraglichen Klosters, wie ich sie im folgenden zu bieten suche, angeregt.

[3]) Piper a. a. O. 256 Note.

[4]) Neben Abt Hilduin ist noch ein zweiter Abt namens „Adroldus" genannt; bei diesem dachte Piper — ganz ohne stichhaltigen Grund! — an den Abt Fardulf von St. Denis, einen Vorgänger Hilduins.

830 regierenden Abt Hilduin von St. Denis verstand. Falls wirklich jene „cella" St. Denis war und falls somit jener Hairardus und sein Ordensbruder Hairhardus Mönch dieses Klosters waren, so wird man wenigstens mit einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit einem dieser beiden unser Kunstwerk, das ja, wie wir hörten, um diese Zeit herum eben für die Kirche von St. Denis angefertigt wurde, zuteilen dürfen.

Nun beruht aber die Deutung jener „cella sancti Dyonisii" auf St. Denis auf einem Irrtum des Herausgebers. Wenn auch unter dem an der Spitze der zu dieser „cella" gehörigen Konventualen genannten „Abt Hilduin" der berühmte Abt von St. Denis, der Erzkaplan Ludwigs d. Fr., verstanden werden muß, so ist doch die fragliche „cella" keinesfalls das Kloster St. Denis. Denn dieses hätte man niemals als „cella . . ., ubi confessor Christi Hilarus quiescit humatus" bezeichnet, sondern einfach als „monasterium sancti Dyonisii" oder „monasterium, ubi martyr Christi Dyonisius quiescit humatus". Mit der Ruhestätte des „Bekenners Christi Hilarus" oder vielmehr Hilarius[1]) konnte nicht St. Denis, sondern das Kloster St. Hilaire le Grand in Poitiers gemeint sein, das vor 511 gegründet worden war und zur Diözese Poitiers (Erzdiözese Bourges) gehörte; es führte seinen Namen nach dem als „confessor" verehrten Bischof S. Hilarius von Poitiers, der als einer der größten Kirchenlehrer der abendländischen Kirche gilt,[2]) und dessen Leib eben zu Poitiers im Kloster St. Hilaire bestattet lag.[3])

[1]) Über das Vorkommen der Form Hilarus oder Helarus statt Hilarius vgl. J. E. Stadler, Vollständiges Heiligen-Lexikon II (Augsburg 1861) 722; vgl. Mon. Germ. Epistolae III 734 im Index nominum: Hilarius, Hilarus, Helarus etc., ebenda 121 31; 435 32.

[2]) S. Stadler a. a. O. II 719 ff.

[3]) Vgl. eine Urkunde Pippins vom Jahre 768 für St. Hilaire, in der es heißt: „. . .Bertinus abba de monasterio sancti

Durch den hl. Fridolin, der nach seinem früheren Aufenthalt in Poitiers, wo er die Gebeine des hl. Hilarius gefunden und Kirche und Kloster St. Hilaire wiederhergestellt hatte, bekanntlich in Alemannien als Verkünder des Christentums wirkte, kam die Verehrung des hl. Hilarius nach Deutschland. Es erklärt sich daher auch sehr gut, wenn gerade das alemannische Kloster Reichenau in einer Gebetsverbrüderung mit dem fernen St. Hilaire in Poitiers stand. Dafür, daß dieses Kloster und nicht St. Denis unter jener „cella" gemeint ist, spricht übrigens auch der Umstand, daß in dem fraglichen Verzeichnis der mit Reichenau verbrüderten Klöster unmittelbar vor unserer „cella" ein anderes Kloster gleichfalls aus der Diözese Poitiers, das „monasterium Carrofense", heute Charroux, aufgeführt wird.[1]) Und auch der Umstand, daß unter den Konventualen der betreffenden „cella" ein Bischof namens Altfred uns begegnet und unter diesem ein Oberhirte des Poitiers benachbarten und gleichfalls zur Erzdiözese Bourges gehörigen Bistums Angoulême zu verstehen sein wird,[2]) spricht für die Beziehung auf St. Hilaire in Poitiers. — Aber was soll dann die Bezeichnung als „cella sancti Dyonisii"? Und wie kommt gerade Abt Hilduin von St. Denis an die Spitze der Mönche von St. Hilaire? — Die Beantwortung dieser Frage muß m. E. dahin lauten, daß Hilduin als Abt von St. Denis auch über andere Benediktinerstifte des fränkischen Reiches mit Erfolg eine Oberherrschaft auszuüben und sie gewissermaßen als Tochterklöster, als

---

Hilarii . . . Pectavis civitate, ubi ipse praeciosus corpore requiescit."

[1]) A. a. O. 254; auf unsere „cella" folgen dann Kirchen in der Erzdiözese Lyon.

[2]) S. die Note bei Piper a. a. O.; vgl. den bei Duchesne, Fastes épiscopaux de l'anienne Gaule II² ed. (Paris 1910) 70 genannten Bischof „Acfraedus" von Angoulême.

Filialen von St. Denis, zu betrachten suchte. Wir haben nämlich durch einen im zehnten Jahrhundert lebenden Mönch des Klosters St. Medard in Soissons, dessen Quelle ein Schreiben eines Propstes von St. Medard, Rodoin, an Hilduin bildet,[1]) die ausdrückliche Nachricht überkommen, daß Hilduin zu seiner Zeit in der ganzen Monarchie Ludwigs des Frommen über alle, die dasselbe Gewand trugen, eine Oberherrschaft ausgeübt habe.[2]) Auch St. Hilaire stand also offenbar unter der Oberleitung Hilduins. Auf ein solches Abhängigkeitsverhältnis St. Hilaires von St. Denis weist zudem auch die Tatsache hin, daß neben und nach Hilduin noch ein zweiter Abt namens Aldroldus in unserm Verzeichnis aufgeführt wird,[3]) unter dem sicher der Abt von St. Hilaire selbst, also der Unterabt Hilduins, zu verstehen ist; es weist ferner die Bezeichnung St. Hilaires als „cella" darauf hin, daß es in einem solchen Abhängigkeitsverhältnis stand: denn bei einer solchen „cella" wird es sich nicht um ein selbständiges Kloster, sondern gewissermaßen um ein Tochterkloster, um die Filiale eines andern Klosters gehandelt haben;[4]) dieses sein Mutterkloster aber war St. Denis.[5])

---

[1]) Mon. Germ. SS. XV 391; vgl. Holder-Egger ebenda 377; Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I[7] 218 A. 1.

[2]) „Ea tempestate . . . pater Hilduinus apicem . . . in omni augusti monarchia super omnes sui habitus retinebat." Odilo, Translatio S. Sebastiani, in den Mon. Germ. SS. XV 380.

[3]) S. oben S. 194 A 4.

[4]) Vgl. über den Gebrauch des Wortes „cellae" und des mit ihm gleichbedeutenden Ausdruckes „obedientiae" für Klöster, welche zu größeren Abteien in einem Abhängigkeitsverhältnis standen, Du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis. Ed. nova II 250 und VI 3.

[5]) Tatsächlich stand ja auch St. Denis in Beziehungen zu St. Hilaire: Teile des Leibes des heiligen Hilarius kamen nach St. Denis, wie auch daselbst am 22. August der Gedächtnistag dieses Heiligen gefeiert ward; s. Stadler a. a. O. 722.

Unter diesen Umständen kann also nicht St. Denis, sondern nur St. Hilaire in Poitiers als das Kloster gelten, dem jene Mönche namens „Hairardus" und „Hairhardus" angehörten. Daher werden wir auch nur als Möglichkeit die Annahme vertreten dürfen, daß von einem dieser beiden Mönche von St. Hilaire die Erztüren von St. Denis herrühren, als deren Meister uns ein „Airardus monachus" bezeugt ist. Denkbar wäre es natürlich sehr wohl, daß man seitens des Abtes von St. Denis als Meister für ein Kunstwerk, das man für diese Kirche hergestellt zu sehen wünschte, sich einen kunstfertigen Angehörigen eines Tochterklosters kommen ließ und daß so einer der genannten Mönche von St. Hilaire mit der Anfertigung unserer Erztüren betraut wurde. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß wir von keinem dieser beiden Mönche wissen, daß er Künstler und speziell Erzgießer gewesen ist, daß somit die Annahme dieser Identität mit dem „Airardus" unserer Türen nur einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat, wenn auch auf die Insassen von St. Hilaire die Charakteristik des Meisters der Türen als „monachus" ausgezeichnet paßte.

Aber noch eine andere Hypothese muß hier besprochen werden, eine Hypothese, um derentwillen allein in diesem Zusammenhange auf unsere Erztüren von St. Denis und ihre Herkunft Rücksicht zu nehmen war: es ist die von mir früher[1]) geltend gemachte Annahme, daß niemand anders als Einhard der Künstler unserer Erztüren war. Zur Stütze dieser Hypothese kann man zunächst auf das zeitliche Zusammenfallen der Entstehung unserer Türen mit der Lebens- und Wirkungszeit Einhards hinweisen. Man kann die Zuteilung unseres Kunstwerkes an Einhard besonders damit zu begründen

[1]) In meinem Buch „Einhard als Künstler" 93 ff.

suchen, daß ja Einhard, der „Beseleel" des Karlingerhofes, Künstler und besonders Meister in der Metalltechnik war, daß also die Anfertigung unseres Kunstwerkes so recht zur Domäne Einhards auf künstlerischem Gebiete gehörte. — Eine andere Frage ist, ob auf Einhard die Bezeichnung des Schöpfers unserer Erztüren als „monachus" passen würde. Gegen Ende der Periode, welche für die Entstehungszeit dieses Kunstwerkes überhaupt in Frage kommt (814—829 bez. 832), jedenfalls erst nach 819, aber doch schon vor 828, hat Einhard m. E. eine mönchische Lebensweise zu führen begonnen, hat wohl auch die Mönchsgelübde abgelegt und eben deshalb seine Ehe mit Imma gelöst,[1]) so daß er von diesem Gesichtspunkte aus allerdings als „monachus" bezeichnet werden konnte. Gleichwohl gebe ich gerne zu, daß es, wenn er wirklich der Meister unserer Türen ist, immerhin einigermaßen auffällig bleibt, warum er sich nicht als „Abt" (abbas), der er doch war und als der er auch sonst genannt wird, sondern bloß als „Mönch" bezeichnete[2]); doch wäre es denkbar, daß sich Einhard absichtlich auf dem von ihm angefertigten, dem hl. Dionysius gewidmeten Kunstwerk als „monachus" statt als „abbas" betitelte, nicht nur aus Bescheidenheit, sondern auch um anzudeuten, daß er nunmehr wirklich mönchisches Leben führe, während er früher nur Laienabt gewesen war. — Jedenfalls stand Einhard mit Abt Hilduin von St. Denis, in dessen Regierungszeit unsere Türen entstanden sind, in engster Beziehung,[3]) schon allein durch die Stellung, welche sowohl er wie Hilduin am Kaiserhofe ein-

[1]) Darüber Buchner, Einhard 99 ff. und unten Abschnitt XVII.

[2]) Herr Geheimrat Hampe wies mich gütigst darauf hin.

[3]) Übrigens scheint zu den Namen der Konventualen von St. Hilaire, also eines zum Verbande St. Denis gehörigen Klosters, Einhards Name nachträglich noch hinzugefügt worden zu sein; s. Libri confraternitatum S. 256, wo ein „Einhart" als später hinzugefügt erwähnt wird.

nahmen; er mochte wohl gelegentlich dazu veranlaßt werden sich die Gunst des vielvermögenden kaiserlichen Erzkaplans durch eine kostbare Spende für eines der Klöster Hilduins zu erwerben. Tatsächlich wissen wir sogar von einer Spende, welche Einhard für ein anderes Kloster Hilduins, für St. Medard in Soissons, gelegentlich gemacht hat.[1])

Es könnten also doch wohl manche Umstände für die Annahme, daß unsere Erztüren von Einhards Meisterhand herrühren, ins Feld geführt werden. Aber ein Haupteinwand bliebe noch zu beseitigen: wie sollte unseres Einhards Name „Airardus" lauten? Heißt nicht Einhard im Lateinischen „Einhardtus" oder „Ainhardtus", nicht aber „Airardus"? — Allerdings! Aber auch unsere Inschrift kann möglicherweise „Ainhardtus" gelautet und Doublet diesen Namen nur falsch gelesen haben!

Um diese Möglichkeit darzulegen, muß ich vor allem nochmals daran erinnern, daß Doublet eingestandenermaßen nur mit großer Schwierigkeit jene Inschrift entziffert hat; ich muß besonders darauf aufmerksam machen, daß die Buchstaben jener Inschrift ineinander hineingeschrieben und durch Ligaturen miteinander verbunden waren. Wenn wir uns diese Tatsache vor Augen zu stellen suchen, so können wir uns, denke ich, von dieser ganzen Inschrift, die, wie genug andere derartige Inschriften auch, in Kapitalbuchstaben ausgeführt war, die Buchstaben N und H des Wortes „Ainhardus" in der Weise vorstellen, daß der Buchstabe n als kapitales N in Minuskelform geschrieben, und daß mit diesem N der folgende Buchstabe H so verbunden wurde, daß die beiden Schäfte des N zugleich als Schäfte des H benützt wurden, dieses also nur durch seinen Querstrich, der zwischen den beiden Schäften des N gezogen wurde, zum Ausdruck kam. Auf solche Weise entstand aber statt der beiden Buchstaben

[1]) Darüber unten Abschnitt XVIII S. 328.

N und H ein Gebilde, das als R nicht bloß gelesen werden konnte, sondern als solches fast gelesen werden mußte. So war es jedenfalls möglich, daß aus der tatsächlich „Ainhardus" (oder „Ainhardtus") lautenden Inschrift bei Doublet ein „Airardus" wurde[1]).

Auf solche Weise, durch Berichtigung eines naheliegenden Lesefehlers Doublets, könnte also der Meister der Türen von St. Denis und mit ihm unser Einhard wieder zu seinem Rechte kommen. Ein Kunstwerk, das der karlingische Beseleel für die Kirche von St. Denis angefertigt hat, dürften wir in diesem Fall in jenen Erztüren erblicken. Jedenfalls aber muß *dieses Kunstwerk* als *höchst bedeutungsvoll* gelten. Nicht bloß darum, weil es — gleichviel ob Einhard sein Schöpfer ist oder ob als solcher vielleicht jener Airard von St. Hilaire in Poitiers zu gelten hat — eine der frühesten Schöpfungen des Erzgusses nördlich der Alpen ist, die man in Parallele stellen kann mit den in derselben Zeit gegossenen Aachener Erztüren. Was unserem Kunstwerk aber seine besondere Bedeutung verleiht, das sind die porträtistischen Darstellungen, die es umfaßte; denn Versuche zur porträtistischen Wiedergabe der menschlichen Gestalt gehören für die fränkische Periode doch noch zu den Seltenheiten. Besonders bemerkenswert aber ist es, daß die eine unserer Erztüren das Selbstbildnis ihres Meisters aufwies und daß dieser Meister — möglicherweise wenigstens — kein geringerer als der seit Jahrhunderten gefeierte Biograph Karls d. Gr. war.

Bei dieser großen kunstgeschichtlichen Bedeutung unserer Erztüren ist es um so bedauerlicher, daß sie uns *nicht erhalten* sind, vielmehr gleich so vielen anderen äußerst kostbaren Schätzen der Metallurgie vermutlich

---

[1]) Näheres über all das bei Buchner, Einhard als Künstler 94ff.

in den Wirren der französischen Revolution in einem Schmelztiegel ihr Ende gefunden haben. Gelegentlich seines Besuches von Paris und von St. Denis in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts hat der Utrechter Arnold van Buchel unsere Türen noch gesehen und die Inschriften darauf abzuschreiben sich bemüht; seine Nachzeichnung — sie ist im XXVI. Band der Monuments de la société de l'histoire de Paris 1899 im Handschriftendruck veröffentlicht worden — zeigt, daß tatsächlich die fragliche Inschrift sehr schwer zu entziffern war und daß sie auch dem Paläographen von heute durch die starken und zahlreichen Ligaturen große Schwierigkeiten böte[1]).

Es ist ein glücklicher Zufall, daß wir wenigstens durch einen Kupferstich die Gestalt des am Südtor dargestellten Insassen von St. Denis und die des „Airardus (bzw. „Ainhardtus") monachus" überkommen haben; diesen Kupferstich hat Mabillon in seine „Annales" aufgenommen[2]); nicht aus Interesse für das Kunstwerk selbst, sondern vielmehr bloß aus Interesse für die Form der Gewandung, welche jener Insasse von St. Denis trug, und in welcher Mabillon die Kleidung der Mönche dieses Klosters in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts sehen wollte. Auf diese Weise wäre uns nun in jenem Kupferstich, vorausgesetzt, daß das Kunstwerk wirklich von Einhard ist, zugleich dessen Selbstbildnis überliefert: als kleines, etwas untersetztes Männchen ist jener Künstler der Türen im Vergleich zu der anderen, mehr hageren, in Kanonikertracht gehüllten Figur dargestellt, also in einer Gestalt, die, wie gesagt,[3]) in mehr als einer schriftlichen Quelle als besonders charakteristisch für Einhards Aussehen hervorgehoben wird. Jedenfalls wäre es

---

[1]) Näheres bei Buchner a. a. O. 141 f.
[2]) Auch ebenda.
[3]) Oben S. 25.

begreiflich, wenn die Körpergröße als eines der hauptsächlichsten und primitivsten Merkmale, durch deren Beachtung das Abbild einer Persönlichkeit ihrem Originale angeglichen und so ein wesentlicher Zug in der porträtistischen Darstellung überhaupt zum Ausdruck gebracht werden konnte[1]), auch von Einhard bei seinem Selbstbildnis berücksichtigt worden wäre.

Eiligen Schrittes — sein Gewand gerät davon in leichtes Flattern — trippelt auf unserem Kupferstich der Meister vor den hl. Dionysius, um ihm seine Gabe darzubringen; unwillkürlich gedenkt man der emsigen Geschäftigkeit und unruhigen Art, welche Einhard eigen war. Hat ihn doch einer seiner Zeitgenossen sehr treffend mit der kleinen, geschäftigen Ameise verglichen und ihn geschildert, wie er mit nimmer rastendem Schritt hin- und hereile. Und ein neuerer Forscher[2]) hat gleichfalls diese Eigenschaft an Einhard hervorheben zu sollen geglaubt, wenn er von dessen „dem Quecksilber ähnlichen Bewegung und Unruhe" spricht, während Margaretha Bondois[3]) auf Grund der „Translatio" Einhards — ich werde auf diese Schrift noch zurückkommen — als Eigenart ihres Verfassers dessen „nervosité irritable" vermerkt.

Für den Biographen Einhards aber wäre, wie ich denke, in diesem Zusamenhang noch das Interesse dieses Meisters am Aussehen der menschlichen Gestalt, das in seinen Schriften wiederholt zum Ausdruck kommt, hervorzuheben: an mehr als einer Stelle verrät Einhard dieses Interesse an der Natur und an der

---

[1]) S. M. Kemmerich, Die frühmittelalterliche Porträtmalerei in Deutschland (München 1907) 1 ff; derselbe, Die frühmittelalterliche Porträtplastik in Deutschland bis zum Ende des 13. Jahrhunderts (Leipzig 1907) 2.

[2]) Dohme, Einhard (Kunst und Künstler I) 19.

[3]) La Translation des saints Marcellin et Pierre 112.

Form des Menschen; wie liebevoll und eingehend hat er nicht das Äußere seines großen Kaisers uns geschildert, Karls „gewaltigen und starken Körper", seine „hochragende Gestalt", die runde Form seines Kopfes, sein schönes Haar, sein großes und lebensvolles Auge. Und auch in Einhards Translatio findet sich ein Hinweis auf sein Interesse für das Äußere des Menschen: ich meine jene Stelle, an der Einhard von seinem Vergleichen der Überreste des hl. Marzellinus mit denen des hl. Petrus redet und dabei sagt, daß er daraus den Schluß gezogen habe, es müsse St. Marzellinus an Körpergestalt von kleinerem Maße gewesen sein als St. Peter. —

So gehört also Einhards Name vielleicht[1]) auch in die Geschichte des Künstlerbildnisses; es ist dann auch kein bloßer Zufall, daß sein Name zu den Namen anderer Meister, von denen uns gleichfalls derartige, dem Kunsthistoriker schon bisher bekannte Selbstbildnisse, die zu den ältesten dieser Art gehören, erhalten sind, in Beziehung steht: Hrabanus Maurus hat in einer seiner Schriften, dem Liber de laudibus s. crucis, sich selber abgebildet, wie er zu Füßen des hl. Kreuzes kniet. Und Wolfin, der schon anderweitig erwähnte Schüler Einhards, hat auf der Altarverkleidung von St. Ambrogio in Mailand eine Dedikationsszene dargestellt und gleichfalls hierbei sich selber abgebildet, wie er das von seiner Hand gefertigte Schmuckstück dem hl. Ambrosius, dem Patron der

---

[1]) Ich betone ausdrücklich nochmals, daß es sich hier bloß um eine Hypothese handelt; ich wage sie heute nicht mehr mit derselben Zuversichtlichkeit wie in meinem Buche Einhard als Künstler und schon in meinem in der III. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1916 erschienenen Aufsatz: „Die Erztüren der karlingischen Basilika von St. Denis — ein vergessenes Kunstwerk Einhards mit dessen Selbstbildnis" zu vertreten.

Kirche, für die es bestimmt ist, überreicht: das entspricht genau dem Gegenstand unseres Reliefs auf der Nordtüre von St. Denis, wo ja auch der Meister des Kunstwerkes vor den als Bischof gedachten hl. Dionysius hintritt und diesem seine Türflügel übergibt.

XIV.

Einhard als Gutsherr in Michelstadt-Steinbach und die Einhards-Basilika daselbst.

Es war an einem schönen Septembertag, als ich, von dem interessanten Wertheim und dem entzückenden Miltenberg kommend, über Amorbach hinaufstieg zu den Höhen des Odenwaldes, um Michelstadt aufzusuchen und seine Einhards-Basilika zu schauen.

Mit Recht hat man die Eigenart gerühmt,[1]) die dem Odenwald gegenüber den andern Mittelgebirgen Deutschlands innewohnt: seine Waldungen haben nicht jene finstern, ernsten Tiefen wie etwa die Wälder des Harzes; das Sonnige der Rheinlande liegt auch über dem Odenwalde. Gemächlich ansteigende Talgründe, von bläulichem Schleier sanft umwallt, grüßen an so vielen Stellen den Wanderer, wo immer sich ihm Ausblicke auf die Landschaft bieten; saftige Fluren, gut bestellte Äcker und sorglich gepflegte Obstbaumpflanzungen legen Zeugnis davon ab, daß dieses Waldland auch altes Kulturland ist. Und wer an einem schönen Herbsttage, wie er mir damals beschieden war, den Odenwald durchzieht, der muß voll Bewunderung auf die Farbenglut blicken, welche die vielfach gemischten Baumbestände dem entzückten Auge darbieten: auf das tiefe, gesättigte Blaugrün der Kiefern, auf die stolzen Ge-

---

[1]) S. zum folgenden A. Kleinschmidt, Wandertage im Odenwalde, Stuttgart [1900] 1 ff.

stalten der Schwarztannen, der Lärchen und Fichten, auf das flammende Rot der wilden Kirschbäume, auf den in gelbem Herbstschmuck prangenden Ahorn, auf die schlanken Birken, deren lichte, heitere Form das Auge erfreut, auf die mächtigen Eichen und Buchen und all die Sträucher, die aus den von frischem Moos gebildeten weichen Polstern hervorsprießen, und nicht minder auf die Tausende von Farnkräutern, die jetzt, in ihrer Sterbezeit, nochmals ihre höchste Farbenpracht entfalten. — Eine köstliche Luft umfängt uns; immer würziger wird sie, je höher wir vom heißen Maintal hinaufsteigen. Immer spärlicher werden die menschlichen Siedlungen, an denen wir vorüberkommen, und nicht allzu oft mehr sehen wir in der Ferne einen Kirchturm oder ein vereinzeltes Gehöft; immer seltener begegnet uns ein Gefährt oder ein Wanderer; von weither nur klingt zuweilen das Gebell eines Hofhundes oder der Ton einer Kirchenglocke zu uns herüber. Eine heilige Sabbatstille umfängt uns immer mehr.

In eine solche weihevolle Stille glaube ich meine Leser führen zu müssen, wenn ich ihnen im folgenden von Einhards Schalten im Odenwald erzählen will. Denn wenn noch heute, da man doch schon längst den hessischen Odenwald durch Schienenstränge dem allgemeinen Verkehr zugänglich zu machen suchte, ein heiliger Gottesfriede diesen Gebieten eigen ist, welche Weltabgeschiedenheit muß da erst vor 1100 Jahren geherrscht haben! Sie mußte auf einen Mann, der wie Einhard in seinen besten Lebensjahren mitten drinnen stand im Getriebe des Lebens, in dessen Seele aber doch stets eine stille Sehnsucht nach Beschaulichkeit und Ruhe wohnte, einen eigenen Reiz ausüben. Hier im Odenwald hoffte Einhard auch tatsächlich seit dem Tage, da ihm die Huld Kaiser Ludwigs den Ort „Michlinstat im Odonewalt" samt seiner großen Gemarkung zu eigen gegeben hatte, einmal die beschauliche Ruhe

zu genießen, die er sich von seinem Lebensabend versprach. Am 11. Januar 815 war diese Verleihung Michelstadts an Einhard erfolgt. Die Urkunde, durch welche sie der Kaiser bezeugt, wirft ein helles Licht auf die großen Dienste, welche schon bisher Einhard seinem kaiserlichen Herrn geleistet hatte: „nicht unverdientermaßen" — so sagt hier Kaiser Ludwig — habe er seinem getreuen Einhard jene Verleihung zu machen sich entschlossen; denn Einhard habe sowohl durch seinen treuen Dienst wie auch durch seine Ergebenheit und seinen Gehorsam gegenüber dem Kaiser sich wohl verdient gemacht — „er, der mit ganzer Kraft bis zum heutigen Tage unserem Dienste und unseren Befehlen in Treuen zu gehorsamen trachtet". Im Hinblick hierauf verleiht Ludwig Einhard wie zugleich auch dessen Gemahlin Imma einen Ort in den rechtsrheinischen Gebieten des Frankenreiches, „welcher Michlinstat genannt wird", „in einem Walde, welcher Odonewalt heißt"; daneben erhält Einhard in jener Urkunde von Ludwig auch noch das kaiserliche Gut Mulinheim im Maingau verliehen. —

Am Marktplatz zu Michelstadt, unmittelbar vor dem durch seine Front so originellen Rathaus, befindet sich heute der aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammende Marktbrunnen; auf der hohen Sandsteinsäule, die sich inmitten des weiten Brunnenbeckens erhebt, steht eine etwas plumpe Figur; sie sollte ursprünglich den hl. Michael, den himmlischen Schutzherrn von Michelstadt, darstellen, zu dessen Füßen sich Luzifer krümmt. Eine spätere, „aufgeklärtere" Zeit, die vom hl. Michael nichts mehr wissen wollte, hat ihn zu einer Art von Göttin der Gerechtigkeit umzuwandeln gesucht; das ging denn auch einfach, indem man ihm den Speer aus der wehrhaften Rechten nahm und ihm dafür ein Schwert in die Hand drückte, das freilich nur allzu stark an den Säbel eines Kommandierenden, der

gerade die Parade abnimmt, erinnert; an die Linke aber hängte man dem ehemaligen Heiligen eine Wage an — das Symbol der hehren Gerechtigkeit! So war der Streiter des Herrn zu einer Justitia, wie sie dem Geschmack des „aufgeklärten Zeitalters" mehr entsprach, umgewandelt.

Heute können wir an solchen Metamorphosen nur mehr wenig Freude finden und stimmen herzhaft in den Wunsch ein, dem ein Michelstädter, Rudolf Marburg, in seiner Geschichte und Beschreibung der Städte „Michelstadt und Erbach"[1]) Ausdruck gegeben hat: „Hoffentlich finden wir mit der Zeit Mittel den vielhundertjährigen Schutzpatron der Kirche wieder zu Ehren zu bringen." —

So freudig man auch eine solche Restitution des hl. Michael in seine früheren Rechte begrüßen wird, so darf doch der Historiker nicht verschweigen, daß Michelstadt den Erzengel Michael zu seinem Namenspatron in dem Sinne, daß es etwa von ihm seinen Namen empfangen hätte, allerdings nicht hat. Der Name Michelstadt oder vielmehr Michlinstat hat mit St. Michael gar nichts zu tun, mag auch schon seit alter Zeit St. Michael als Schutzpatron dieser Gegend verehrt worden sein und der Michaelstag noch heute in den Dörfern, die zu Michelstadt und Erbach gehören, als Bußtag gefeiert werden. Michelstadt kommt vielmehr von michel = groß, bedeutet also soviel als Großstadt.[2]) Da der Ort schon im 8. Jahrhundert unter dieser Bezeichnung vorkommt,[3]) so ergibt sich hieraus, daß er schon in dieser frühen Zeit eine verhält-

[1]) Michelstadt, 1897, S. 30.

[2]) S. E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch II. (Orts- . . . Namen), II. Teil, 3. Auflage, herausgegeben von H. Jellinghaus (Bonn 1916), 288.

[3]) S. Draudt, Das Kloster Michelstadt, Steinbach im Odenwald, im Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde XIII (1874), 388.

nismäßig große Bedeutung gehabt haben muß. Und das ist ja auch sehr begreiflich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß nur etwa eine Stunde östlich von Michelstadt der berühmte Pfahlgraben, der Limes, vorüberzog, der die Schutzwehr des Römerreiches gegen die anstürmenden Germanen bilden sollte. Nicht nur am Limes selbst entwickelte sich bekanntlich reges Leben, auch mit dem Innern des Reiches, mit den Rheinlanden, mußte diese Grenzlinie durch Straßenzüge und Etappenstationen in Verbindung gesetzt werden, so daß es auch im Hinterlande des Limes lebendig ward. Man kann daher sehr wohl begreifen, wenn einzelne Orte des Odenwaldes bereits zur Römerzeit stark bevölkert waren, und wenn man heute noch in diesen Gegenden überall Spuren von römischen Niederlassungen und von alten Straßenzügen begegnet. In den Stürmen der Völkerwanderung ging dann allerdings die römische Kultur zum guten Teile unter. Aber die Mönche, die vom Kloster Amorbach aus in die Täler des östlichen Odenwaldes vordrangen und dort Christum, den Gekreuzigten, predigten, fanden hier doch sicher mehr als eine Stätte vor, die schon allein durch die relativ große Zahl der Bevölkerung, die hier ansässig war, zu einem Mittelpunkt auch der neuerstehenden christlich-deutschen Kultur wie vorherbestimmt zu sein schien. Eine solche verhältnismäßig bedeutende Ansiedlung haben wir uns unter dem „Michlinstat" vorzustellen, das i. J. 815 Ludwig d. Fr. seinem Einhard und dessen Gemahlin schenkte.

Den Mittelpunkt des damaligen Michelstadt bildete ein Kirchlein, das, bescheiden gleich den meisten anderen Gotteshäusern im Frankenreiche, aus Holz erbaut war; es stand wohl ziemlich genau an der Stelle, an der die heutige Pfarrkirche der Stadt, die in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zurückreicht und durch die wohlerhaltenen Grabdenkmäler der Grafen von Erbach in ihrem Innern berühmt ist, sich erhebt.

Um die Kirche herum gruppierten sich die Gehöfte und Häuser der Einwohnerschaft des Ortes; aus einigen hundert Leuten mag diese bestanden haben; vierzehn Leibeigene des Kaisers mit ihren Frauen und Kindern, dazu vierzig andere Hörige, befanden sich darunter. Die Höfe des weithin sich erstreckenden Michelstadt sind einfach und schlicht hergestellt; Holz, das der benachbarte Wald in fast unbeschränktem Maße lieferte, und Lehm hatten das Baumaterial für sie geliefert;[1]) einzelne Bauern freilich mögen immerhin stattliche Holzbauten oder auch schon frühe jene Fachwerkhäuser ihr eigen genannt haben, die noch heute dem Fremden Michelstadt sogleich traulich und heimisch machen. An das Wohnhaus schließen sich die Wirtschaftsgebäude enge an. Ziemlich unregelmäßig, in Form des sog. Haufendorfes, ganz im Unterschiede zu den von einzelnen Grundherrn planmäßig gegründeten Reihendörfern, lagern sich die Häuser und Gehöfte Michelstadts weithin.

Was uns an dem Leben und Treiben in dem Orte in der Zeit Einhards besonders aufgefallen wäre, das sind die großen Schweineherden, denen wir hier begegnet wären, wenn sie im Herbst von den Wäldern, wo man sie den Sommer über mit den Eicheln und Bucheckern gemästet hatte, heimgetrieben wurden; diese Schweinezucht bildete eben einen Haupterwerbszweig des Bauern von damals. — Auch große Rinderherden können wir im Dorfbild jener Zeit häufig sehen. Die Höfe aber werden von Hühnern und Gänsen belebt, während Tauben auf den Dächern umherflattern und ihr Girren hören lassen. — Draußen vor dem Dorfe dehnen sich weithin die Ackerstreifen aus; längst schon sind sie in Einhards Zeiten ins Sondereigentum der einzelnen Bewohner des Ortes übergegangen; hier führte der Michelstädter Bauer seinen mit einem Rind

[1]) Zum folgenden s. G. Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, 2. Aufl., Leipzig und Wien 1913.

bespannten Pflug. — Wie anderwärts, so wird es auch in der Mark Michelstadt die Grundherrschaft gewesen sein, welcher die technischen Fortschritte in der Bodenbestellung, vor allem der in der Karlingerzeit erfolgte Übergang von der alten Feldgraswirtschaft zur Dreifelderwirtschaft, d. h. zur Abwechselung zwischen Winterfrucht, Sommerfrucht und Brache, und somit eine wesentliche Steigerung des Körneranbaues zu verdanken ist. — Neben jenen in Kultur genommenen Ländereien gehörten schließlich auch noch ansehnliche Strecken von Weide und Waldland zur Dorfmark.

Es war ein immerhin beträchtliches, den Umfang der heutigen Kirchspiele Michelstadt und Erbach umfassendes Gebiet, das Einhard und seine Gattin 815 vom Kaiser als Grundherrschaft erhalten hatten. Im Zentrum des ganzen, etwa sechs Meilen im Durchmesser betragenden Kreises lag die erwähnte Holzkirche. Einhard selbst ließ durch seinen Notar Luther eine Beschreibung der Grenzen dieses Territoriums anfertigen: Gebirgszüge und einzelne besonders auffällige Bäume, Wasserläufe und Straßen, Talgründe und Waldungen werden in diesem Schriftstück, dessen Text uns erhalten ist, mit Genauigkeit und Sorgfalt als Punkte, über welche die Grenze der Mark Michelstadt lief, angegeben.[1])

Der Mark Michelstadt galt überhaupt mehrere Jahre hindurch die Sorge Einhards. Zwar schenkte Einhard mit seiner Gemahlin schon bald, nachdem er dieses Gebiet vom Kaiser bekommen hatte, dasselbe an das Kloster Lorsch an der Bergstraße (819) in Erinnerung an jene Bibelworte, auf welche seine Schenkungsurkunde ausdrücklich Bezug nimmt: „Gebt . . . Almosen und siehe, alles ist euch rein" (Luk. 11, 41) und: „Macht euch

[1]) Vgl. Felix Schreiber, Die Mark Michelstadt, Schleusinger Gymnasialprogramm 1896.

Freunde mittels des ungerechten Reichtums, damit sie euch . . . in die ewigen Wohnungen aufnehmen" (Luk. 16, 9). Im Gedenken an diese Mahnung der hl. Schrift entschlossen sich Einhard und Imma, die „Cella namens Michelstadt, gelegen im Plumgau im Odenwald an der Mümling", samt all ihrem Zubehör, den Gotteshäusern, den Wohngebäuden und andern Baulichkeiten, den Ländereien, Wiesen, Feldern, Weiden und Wasserläufen, überhaupt samt allen bebauten und unbebauten Stätten, samt allen beweglichen und unbeweglichen sowie sich selbst bewegenden Dingen und samt den Hörigen beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters, die auf hundert angewachsen waren, dem Kloster Lorsch zu schenken. Für ihre Lebenszeit behielten sich Einhard und Imma den Besitz der Mark Michelstadt allerdings vor; auch den Söhnen, die ihrer Ehe allenfalls noch entsprossen sollten, wurde das Nutznießungsrecht an der fraglichen Besitzung reserviert.

Trotz dieser Schenkung Michelstadts an Lorsch nahm, wie gesagt, Einhard doch längere Jahre hindurch sich rege um das Gedeihen seiner Grundherrschaft an. Wenn heute Michelstadt ziemlich entfernt vom Walde liegt und von weiten, zum Teil sehr fruchtbaren Fluren umgeben ist,[1]) wenn sich gewissermaßen der Wald von Michelstadt auf die Höhen, die ringsum sich ausdehnen, zurückgezogen hat und nur diese mehr bekränzt, so hat an dieser Gestaltung des Landschaftsbildes von heute Einhard gewiß seinen erheblichen Anteil; denn er hat an der Umwandlung des Waldes in fruchtbares Ackerland sicher in hervorragendem Maße mitgewirkt. Die Zurückdrängung der Wälder und der Schutz der Fluren vor einem neuen Überwuchern durch den nachbarlichen Wald gehörte ja zu dem großzügigen Wirtschaftsprogramm, das

[1]) S. Kleinschmidt a. a. O. 48.

sein Herrscher, Karl d. Gr., aufgestellt hatte; in mehreren Erlassen hatte sich Karl mit den Rodungen, die in den kaiserlichen Wäldern in planmäßiger Weise vorgenommen werden sollten, befaßt; von außerordentlichem Einfluß auf die gesamte Bodenkultur und auf die Ausbreitung der menschlichen Siedelungen ist dieses Rodeprogramm Karls d. Gr. geworden.[1])

Einhard ließ es sich aber mit dem Niederlegen des Waldes und mit der Gewinnung neuen Ackerbodens und neuer Wiesengründe nicht genügen; er entwickelte vielmehr in seinem Michelstadt auch schon bald eine rege Bautätigkeit: in einer seiner Schriften erwähnt er selbst die Häuser und Wohnstätten, die er in Michelstadt erbaut habe und die für seinen dauernden Aufenthalt daselbst bestimmt waren. So entstand eine Art von Hofgut für den neuen Besitzer der Mark Michelstadt. Man nimmt an, daß dieses Hofgut Einhards in Michelstadt selber gelegen gewesen sei, und zwar dort, wo später die sog. Kellerei der Grafen von Erbach-Fürstenau errichtet wurde,[2]) jener prächtige Gebäude-Komplex, dessen weiter, rechtwinkeliger Hof einen malerischen Anblick darbietet und dessen Hauptbau gar trutziglich aus der alten Stadtmauer in die Höhe ragt. Ich möchte es nun aber sehr bezweifeln, daß diese Annahme berechtigt ist und möchte glauben, daß Einhards Hofgut am linken Mümling-Ufer nächst seiner Basilika stand, etwa an der Stelle, auf der sich heute das glänzende Schloß Fürstenau erhebt. Manches schien mir für diese letztere Auffassung zu sprechen.[3])

---

[1]) S. darüber K. Th. von Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte I² (Leipzig 1909) 275.

[2]) So Marburg a. a. O. 22. Vgl. das von Th. Lorentzen herausgegebene prächtige Werk: Der Odenwald in Wort und Bild (Stuttgart 1900) 68.

[3]) Wie ich nachträglich sehe, hat diese Vermutung, die sich mir durch meinen Aufenthalt in Michelstadt ergab, schon der

Man hat ja früher auch die Kirche, welche Einhard in der ihm vom Kaiser geschenkten Besitzung erbaute, im heutigen Michelstadt selber statt auf dem linken Mümlingufer, in Steinbach, gesucht. Mit Unrecht, wie die neuere Forschung klar dargetan hat. Hören wir näher davon!

Einhard selbst hat in einer seiner Schriften die von ihm in Michlinstadt erbaute Kirche nicht ohne bescheidenen Stolz als ein „für die Verrichtung des Gottesdienstes genügendes" Gotteshaus, das immerhin einen ganz ansehnlichen Bau dargestellt habe, charakterisiert. Die ältere Forschung hatte nun durchwegs annehmen zu müssen gemeint, daß von diesem Kirchenbau Einhards zu Michelstadt keine Spur erhalten sei; denn man konnte sich diese Michelstädter Einhardsbasilika nirgends anders denken als eben im heutigen Michelstadt selber, dort, wo noch heute die Michelstädter Pfarrkirche sich erhebt; deren Vorgängerin, die alte Pfarrkirche Michelstadts, war aber, wie man wußte, gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts durch die noch heute stehende spätgotische Hallenkirche ersetzt worden, wobei von dem früheren Bau kein Stein auf dem andern geblieben war.

So schien also nach dem Stande der Forschung noch vor einem halben Jahrhundert der Bau Einhards und mit ihm ein altehrwürdiges Denkmal längst vergangener Zeiten spurlos verschwunden zu sein. Da hat im Sommer des Jahres 1873 ein deutscher Forscher, Dr. G. Schäfer, dem angeblich untergegangenen Kunstdenkmal sein Augenmerk geschenkt und durch unbefangene Forschung den ge-

---

Mainzer Dompräbendar Fr. Schneider in seinem Aufsatz über „Die karolinische Basilika zu Steinbach-Michelstadt," in den Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung XIII (1874) 127 ausgesprochen; s. auch unten S. 230.

heimnisvollen Schleier gelüftet, der jahrhundertelang die fälschlich für untergegangen gehaltene Einhardbasilika im Odenwald den Blicken der Wissenschaft entzogen hatte: Schäfer hat in einer m. E. lückenlosen Beweisführung dargetan, daß die von Einhard erbaute Basilika nicht im Michelstadt von heute selber zu suchen ist, sondern vielmehr kaum zehn Minuten davon entfernt nächst dem erwähnten Schlosse Fürstenau und dem daran anstoßenden Dörfchen Steinbach, wo sich eine bis zu Schäfers Entdeckung unter dem Namen „Kloster Steinbach" bekannte Kirchenruine erhebt: der Kern dieser Ruine aber ist nicht, wie man bis dahin irrig gemeint hatte, romanisch, sondern vielmehr karlingisch. Sie war eben die Kirche Einhards! — Nicht ohne innere Befriedigung über das schöne Ergebnis seiner Forschung mag Schäfer am Schlusse des Aufsatzes, den er der „Einhard-Basilika bei Michelstadt im Odenwalde"[1]) gewidmet hat, die Worte geschrieben haben: „Das Karolingerwerk, das auf dem stillen Wiesenplan bei Michelstadt in trümmerhaftem Zustande trauert und über dessen Ruine der Geist Einhards und Immas schwebt, sei nach seinem Hervortreten aus jahrhundertelanger Verschollenheit und Vergessenheit hiermit in die Kunstgeschichte eingeführt und nehme an der Spitze der Sacralmonumente am Mittelrhein den ihm gebührenden Rang ein; denn die Einhard-Basilika bei Michelstadt im Odenwald ist in der Tat das älteste in ansehnlichen Resten erhaltene Denkmal christlich-germanischer Kunst in den mittelrheinischen Landen."

Es ist ein stiller, geruhsamer Platz, auf dem dieses ehrwürdige „Denkmal christlich-germanischer Kunst" gelegen ist: nicht im Mittelpunkt des Ortes nächst der Dorflinde, wo die Bewohner sich zusammenfinden bei allen ge-

[1]) In Carl von Lützows Zeitschrift für bildende Kunst IX (1874) 129 ff.

meinsamen Angelegenheiten, ist die Einhards-Basilika erbaut, sondern weitab vom Mittelpunkt Michelstadts, und nicht als stattliche Pfarrkirche ist sie entstanden, sondern als Gotteshaus, in welchem Einhard mit seiner vertrauten Umgebung sich den kirchlichen Andachtsübungen hinzugeben gedachte — als „Hofmarkskirche", wenn ich so sagen darf, vielleicht auch als Klosterkirche. Durch die still dahinrauschenden Wasser der Mümling ist sie vom eigentlichen Michelstadt geschieden; keine große Straße führt hier vorüber, sondern mitten auf grünem Wiesenplan ist unser Gotteshaus gelegen; Apfelbäume stehen um dasselbe herum. Aber auch einzelnes Nadelgehölz hat sich hier im Laufe der Zeit eingenistet und sagt dem Besucher dieser Stätte, wie man hier alles wachsen ließ, wie es eben wuchs. Das kündet ja auch der Efeu, der sich an der Basilika emporrankt und deren außerordentlich schlichte äußere Formen belebt. Ein friedlicher, heiterer Eindruck ist's, den der Beschauer von der Einhards-Basilika und ihrer Umgebung mitnimmt. Auch wenn man nachts, beim Mondenschein, vor sie hintritt, hat sie nicht wie so manche alte Burg jenes „etwas" an sich, das in uns ein Gefühl des Gruselns wachrufen könnte; nicht unheimlich, nur verträumt ragen dann die elf Jahrhunderte alten, vom fahlen Mondlicht mild umgossenen Mauern in die Lüfte. Und unsere Phantasie mag da leise die Gebete vernehmen, welche Einhard und seine frommen Gefährten zu unserm Herrn und Gott in solch nächtlichen Stunden emporgesendet haben, wenn man etwa die Vigil da drinnen betete.

Mit einem außerordentlich ehrwürdigen, für die Erschließung der kunstgeschichtlichen Entwicklung höchst bedeutungsvollen Überrest haben wir es bei unserer Einhards-Basilika in Steinbach-Michelstadt zu tun. Wohl ist auch dieses Kunstwerk vom Zahn der Zeit nicht unberührt geblieben, in manchen Teilen ist es nur ver-

stümmelt uns überkommen. Aber immerhin bietet unser Kunstwerk, wie kaum ein zweiter Überrest aus karlingischer Zeit, einen vollen Einblick in seine ursprüngliche Gestaltung, da unsere Basilika wenigstens in der Hauptsache nicht durch spätere Zutaten entstellt worden ist. Auf Grund der Ausgrabungen, welche im Vorfrühling 1884 vorgenommen worden sind, konnte R. Adamy[1]) das Bild, das man sich von dem ursprünglichen Zustande der Einhards-Basilika gemacht hatte, ergänzen.

Die besondere Bedeutung der Einhards-Basilika zu Steinbach für die Kunstgeschichte beruht darin, daß sie „eine in ihren sämtlichen Hauptteilen noch erkennbare oder erhaltene basilikale Anlage, in welcher die germanische Auffassung der römischen Kunst sich spiegelt", wie sie die Kunstgeschichte bis zu ihrer Entdeckung noch nicht gekannt hatte, darstellt; für die Zeit, da der Schwerpunkt der Architekturgeschichte vom Süden nach dem Norden verrückt wurde, mußte sich eine solche basilikale Anlage lehrreicher als eine Zentralanlage erweisen. Unser Kunstwerk steht in der Mitte zwischen der altchristlichen und der romanischen Zeit und stellt im Rahmen der allgemeinen kulturgeschichtlichen Entwicklung ein bis dahin unbekanntes, aber durchaus als notwendig empfundenes Glied dar[2]).

Drei Hauptteile muß man bei unserer Einhards-Basilika unterscheiden: den Vorhof oder das Atrium, dann die Vorhalle und schließlich die eigentliche Kirche mit ihrem Querschiffe und mit den drei Apsiden, wo die Altäre standen und wo somit auch der heiligste Raum des Gotteshauses war.[3]) Diese Dreiteilung entspricht, wie ich be-

[1]) Die Einhard-Basilika zu Steinbach im Odenwald. Darmstadt 1885.

[2]) Ebd. 31 f.

[3]) Zum folgenden s. Adamy a. a. O. 19 ff. und Beilage 2 (Grundrisse); Schäfer a. a. O. 131 ff.; Schneider a. a. O. 99 ff., 105 ff.

merken möchte, auch ganz dem in Aachen nachgeahmten Vorbild des alttestamentlichen Heiligtums, dessen Einteilung in Vorhof, Heiliges und Allerheiligstes; auch bei den altchristlichen Basilikenbauten Italiens war ja diese Gliederung typisch geworden. Wie die Untersuchungen Adamys ergaben, ist die Steinbacher Basilika aber mehr als eine geistlose Wiederholung dieses altchristlichen Bauschemas, sie ist, „ein wohl durchdachtes und mit Überlegung gegliedertes Ganze, ein Werk, in dem die Arbeit eines gereiften, umsichtigen Architekten zu erkennen ist". Im „Studierzimmer" ist das System dieses Baues entstanden und sein Bauherr hat zweifellos mit dem Zirkel auf dem Pergament den einzelnen Teilen des Baues ihre Größe zugemessen, so daß schon hierdurch die Einhards-Basilika eine Mittelstellung einnimmt zwischen den freier komponierten Basiliken des altchristlichen Italien und dem im weiteren Verlauf der Entwicklung herrschenden System der romanischen Architektur in den germanischen Ländern, das an bestimmte Raumformen gebunden ist[1]).

Der gesamte Vorhof der Einhards-Basilika hatte bis zum Portal der Vorhalle eine Tiefe von 17,14 m, gegenüber einer Breite von 14,15 m; die 3,09 m breiten Seitenhallen dieses Vorhofs umschlossen mit dem vorderen Teile desselben, mit dem zusammen sie offenbar überdacht waren, einen offenen Hofraum, in dessen Mitte vermutlich ein Brunnen plätscherte.

Dem Vorhof schloß sich die Vorhalle an, die in drei ziemlich gleich breite Teile zerfiel; der mittlere dieser Teile sprang gegenüber den andern etwas vor und charakterisierte so das Portal; er bildete ein Quadrat von 4,30 m im Lichten; bekanntlich war diese Vorhalle während des Gottesdienstes der Aufenthaltsort für die Büßenden;

[1]) Adamy a. a. O. 19.

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

die Seitenteile des Mittelraumes mögen als eine Art von Sakristei gedient haben.

Das zum Gottesdienst bestimmte eigentliche Heiligtum unserer Steinbacher Anlage hatte die Form einer frühchristlichen Pfeiler-Basilika mit einem sog. *T*-förmigen Grundriß, der die Vorstufe zu der eigentlichen kreuzförmigen Basilika bilden sollte; er setzte sich aus dem Mittelschiff und den beiden Seitenschiffen, welche dem Aufenthalte der Gläubigen dienten, sowie aus einem Querschiff zusammen, das an der Süd- und an der Nordseite der Kirche fast 1,50 m über die Seitenschiffe hinausragte, und an welches sich die Hauptapsis sowie die beiden Seitenapsiden als die heiligsten Räume der Gesamtanlage anschlossen. Die drei Schiffe hatten von der Vorhalle bis zum Querschiff eine Länge von 12,05 m, während die Gesamtbreite der Schiffe 14,48 m betrug; davon hatte das Mittelschiff 7,28 m, die Seitenschiffe je 2,92 m, so daß sich die Breite des Mittelschiffes zu der eines Seitenschiffes wie 25 : 10 verhielt[1]). Die Breite des Querschiffes betrug 4,31 m, seine Länge 17,21 m; einschließlich der Vorhalle maß also die Länge des Schiffes bis zur Apsis 21,91 m. Die Höhe des Mittelschiffes betrug bis zur Unterkante der Sparren 8,34 m. Die Längsschiffe wurden von dem Querschiff durch eine lettnerartige Quermauer abgetrennt, welche ungefähr die Höhe der Seitenschiffsmauern erreicht zu haben scheint und welche das in drei Teile gegliederte Querschiff als ein zusammengehöriges Ganzes, das von der übrigen Kirche sich scharf abhob, charakterisierte.

---

[1]) S. Adamy a. a. O. 70, der zeigt, daß Einhard wahrscheinlich den römischen Fuß als Maß benutzt hat; ich bemerke, daß dies ganz zu meinem Ergebnisse paßt, wonach beim Aachener Münsterbau der Fuß (in der Länge von 25 cm) die Maßeinheit bildete; s. Buchner, Einhard als Künstler 49 f.

Ich will nicht näher auf die Größenverhältnisse der einzelnen Teile der Kirche zueinander eingehen, sondern nur in Kürze das von Adamy berichtete überraschende Ergebnis erwähnen, daß *der kirchliche Raum* im engsten Sinne des Wortes, d. h. die Mittelschiffe samt dem Querschiff, *in ein Quadrat hineinkomponiert* ist, dessen Seiten so lang wie die Breite des Querschiffes sind; unter Zugrundelegung sehr einfacher Zahlverhältnisse ist der Grundriß der basilikalen Anlage Einhards komponiert; die Quadratform bildet einen wesentlichen Bestandteil dieses Grundrisses. Durch die quadratische Grundform des Hauptraumes gewinnt der Bau trotz der Längenrichtung, welche in der ganzen Anlage vorwiegt, doch einen Anklang an die Zentralbauten der Karlingerzeit[1]). Indem der berechnende Baumeister der Steinbacher Basilika Quadrat an Quadrat fügt, gibt er allen einzelnen Teilen seines Gotteshauses ihre wohlberechnete Größe. Er sieht in der Architektur eine Kunst der richtigen, gesetzmäßigen Verhältnisse, welche auch ohne besondere künstlerische Form ihre Wirkung erzielt.

Größte Schlichtheit kennzeichnet vor allem den *äußeren Aufbau* der Einhard-Kirche. „Die edle Schlichtheit des Michelstädter Baues ist dessen besonderer Vorzug und sichert ihm einen Ehrenplatz vor manchem glänzenderen Denkmal.“[2]) Nicht Großartigkeit der Verhältnisse, nicht äußerer Glanz ist es, was den Vorzug der Steinbacher Basilika ausmacht; mit den prächtigen altchristlichen Basilikenbauten in Rom kann dieses Gotteshaus nicht verglichen werden. Doch ist die Ehrfurcht vor dem Alter der seit fast elf Jahrhunderten aufeinander geschichteten Steine nicht der einzige Reiz unseres Bauwerkes. Es ist vielmehr auch die Idee, die sich in dem Bau ausspricht,

---

[1]) S. Adamy a. a. O. 22.
[2]) Schneider a. a. O. 109.

die Klarheit und Kraft in der Komposition, in der man nicht ohne Grund das Erwachen des germanischen Geistes gesehen hat, der „mit seinem Verstande auch die Probleme der Phantasie durchdenkt und nach Regel und Gesetz alles Tun und Schaffen beherrscht", zu rühmen. Trotz ihrer Schlichtheit mußte die Einhard-Basilika durch die rhythmische Gestaltung des Portalvorbaues, der Vorhalle und der Schiffe eine starke Anziehungskraft auf ihre Beschauer ausüben.[1])

Von dem ursprünglichen Bau Einhards ist uns heute nur noch das Mittelschiff mit der Vierung, der Hauptapsis und der Apsis des nördlichen Seitenschiffes erhalten; an diese Seitenapsis schließt sich jetzt ein romanischer Flügelbau an, der vermutlich als Winterchor diente.

Im Innern der Basilika tragen schlanke Pfeiler, die durch Archivolten miteinander verbunden sind und in Abständen von 1,39 m emporsteigen, die Oberwände der Kirche; diese werden von schmalen, rundbogigen Fenstern durchbrochen, während in der Hauptapsis gleichfalls schmale und hohe Fenster Licht in das Innere fallen lassen. Heute wird die Kirche von einem Notdach überspannt, das vermutlich die Stelle einer früheren Flachdecke ersetzt. Jene schlanken, säulenartigen Ziegelpfeiler aber samt ihren dichtgeordneten Archivolten sind neben anderen Einzelheiten die charakteristischen Merkmale für die Entstehungszeit unseres Baues; „die steinernen Annalen der Einhard-Kirche zu Michlinstadt im Odenwald" hat sie Schäfer genannt.

Sehr bemerkenswert ist die Mauertechnik, in welcher die Steinbacher Basilika aufgeführt ist. Sandstein-, Ziegelstein- und Kalktuffmauerwerk sowie eine Mischung aus diesen drei Arten kam zur Anwendung. Die Fundamente und ebenso die Umfassungsmauern des Baues

[1]) Adamy a. a. O. 23, 31.

sind aus dem bei Steinbach gefundenen rötlichen Sandstein hergestellt, während die Pfeiler in Ziegelsteinen aufgeführt und die Bögen über Fenstern und Pfeilern aus Kalktuffstein gebildet sind; die Mauern und die Gewölbe der Krypta endlich sind aus Kalkstein, Ziegelstein und Tuff hergestellt.

Die Höhe der einzelnen Steinschichten beläuft sich auf 12—15 cm, die Länge der Steine beträgt teils 15, teils 37 cm. Die breiten Mörtelfugen betragen 2—3 cm; sie bestehen aus einem sehr festen Mörtel, der mit gelbem Kiessand und mit Bruchstücken von kleinen Ziegelscherben vermischt ist. Besonders interessant ist diese Mauertechnik bei den fast quadratisch gestalteten Pfeilern. Sie sind aus flachen Ziegelplatten, zwischen denen breite Mörtelfugen liegen, aufgemauert. Die Ziegel selbst sind dünn und breit und aus sehr gutem Ton gebrannt. Auf einen Meter Höhe kommen etwa 16 Steinschichten. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Sorgfalt ist die Mauertechnik ausgeführt. Dem Bauherrn unserer Basilika scheinen wohlgeübte Handwerker zur Verfügung gestanden zu haben. Gerade hier können wir das Nachwirken der Tradition der Römer, die ja bekanntlich bei der Herstellung der Ziegeln oder Backsteine sowohl in der Erzielung der Härte des Materials wie auch der prächtigen roten Farbe zu hoher Vervollkommnung vorangeschritten waren, verspüren. Bei der Michelstädter Basilika finden wir im Aufbau der Arkadenpfeiler solche nach römischem Vorbild gebrannte und geformte Ziegelsteine. Wie ausgezeichnet dem Architekten unseres Kirchenbaues und seinen Handwerksleuten ihre Arbeit gelungen ist, zeigt die Tatsache, daß der ganze Stützenbau noch heute sowohl im Steinmaterial wie in den Mörtelschichten sich so gut erhalten hat, daß man meinen könnte, es sei das Werk keineswegs noch von sehr hohem Alter. Ja, wenn man

diese ältesten Teile der Einhard-Basilika mit einzelnen späteren Hinzufügungen vergleicht, so möchte man diese letzteren Arbeiten wegen ihres verwitterten Aussehens für die älteren Schöpfungen halten, während sie doch in Wahrheit wesentlich jünger sind als jene schlanken Karlinger-Pfeiler, deren treffliches Gefüge dem Zahn der Zeit so wunderbar standgehalten hat, und deren Farbenwirkung namentlich im Lichte eines schönen Sommerabends noch heute bezaubernd auf den Beschauer wirkt[1]).

Der Erbauer unserer Basilika hatte zweifellos hohes künstlerisches Gefühl. Namentlich ein feines Verständnis für die Raumbildung, ein starker Sinn für das Ebenmaß der Bauglieder wohnte ihm inne; denn trotz ihrer Schmucklosigkeit machen die Pfeilerreihen mit ihren die Oberwände der Kirche tragenden Halbkreisbogen, nicht minder die Höhenverhältnisse dieser Oberwände und ihre Unterbrechung durch die schmalen Halbbogenfenster einen sehr erfreulichen Eindruck. Unwillkürlich — so meint Schneider[2]) — drängt sich uns der Gedanke auf, „daß dem Auge des Baukünstlers die besten Gebilde altchristlicher Kunst" bekannt gewesen sein mußten, „um ein solches Werk zu schaffen, und doch dürfte sich kaum ein Beispiel finden, das mit dem unsrigen in seiner vollendeten Einheit sich messen könnte. Kein antikes Bauwerk bot hier seine prächtigen Säulen und Gliederungen; aber mehr als der Reichtum des Materials ist das Ebenmaß der Verhältnisse. Nicht umgeben die Baustätte Einhards Vorbilder einer großen Vergangenheit, hier galt es in mühevollem Ringen mitten in einer Waldeinsamkeit, die noch voll barbarischer Erinnerungen lebte, ein Heiligtum zu errichten, das wie ein Markstein die Grenze einer neuen Zeit bezeichnete."

Auf die Entstehung und Gestaltung dieses Baues übte zweifellos Einhard selber die größte Einwirkung aus.

[1]) S. Schäfer a. a. O. 138.
[2]) A. a. O. 108.

Allerdings: seine Stellung zur Steinbacher Basilika war zunächst nicht die des Architekten, sondern die des Bauherrn und Patrons[1]). Aber dieser Bauherr war doch selbst in der Architektur genugsam ausgebildet, um auch selber auf die Gestaltung seiner Kirche maßgebenden Einfluß ausüben zu können. Und daß er dies auch wirklich tat, das zeigt, wie ich denke, schon der Umstand, daß wir an unserer Basilika manche Frucht der Studien, welche Einhard durch seinen Aufenthalt in Rom zu machen Gelegenheit gehabt hatte, beobachten können.

Interessant ist da einmal die schon von Schneider[2]) gemachte Feststellung, daß ursprünglich der Chorraum, zu welchem bei der Steinbacher Basilika offenbar auch das ganze Transept zu rechnen ist, durch eine Mauer vom Schiff der Kirche abgetrennt war, wobei aber diese nicht bis zur ganzen Höhe der Kirche aufsteigende Schranke einen Durchblick nach dem Chor zu erlaubte. Diese Anordnung ist in archäologischer wie in liturgischer Hinsicht sehr beachtenswert; denn Spuren einer ähnlichen Einrichtung finden sich diesseits der Alpen nur ganz selten vor; dagegen bieten allerdings die altchristlichen Basiliken, besonders die alte Peterskirche in Rom, St. Nereus und Achilleus daselbst sowie andere, entsprechende Beispiele. Offenbar haben wir es also bei den erwähnten Eigentümlichkeiten der Steinbacher Basilika mit einer Nachwirkung dessen zu tun, was Einhard in Rom hatte schauen können.

Ganz besonders aber haben die römischen Katakomben auf ihn Eindruck gemacht. Auch das können wir an dem Steinbacher Gotteshause oder vielmehr an dessen höchst eigentümlicher Kryptenanlage erkennen.

---

[1]) P. Clemen, Der karolingische Kaiserpalast zu Ingelheim, in der Westdeutschen Zeitschrift, IX (1890) 137.

[2]) Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde XIII 109.

Glücklicherweise ist gerade dieser Teil des ganzen Bauwerkes ausgezeichnet erhalten. In ihrer höchst eigentümlichen Grundgestalt ist die Kryptenanlage unserer Kirche ein originelles Werk ihres Schöpfers; sie legt gleich dem Oberbau der Kirche für das architektonische Empfinden ihres Erbauers Zeugnis ab.

Der fragliche Kryptenbau ist so tief unter den Boden gelegt, daß er keine Erhöhung jenes Teiles der Oberkirche, unter dem er sich befand, notwendig machte. Die ganze Krypta wird nun durch zwei unter dem Vorchor der Oberkirche sich kreuzende lange Galerien gebildet, die eine Breite von nur 1 m und eine Höhe von 2,32 m haben. Die Unterkirche erhält so die Gestalt eines lateinischen Kreuzes; sie entspricht — dies ist ja auch bei anderen Krypten die Regel — der räumlichen Ausdehnung der Vierung und der Altarapsiden der Oberkirche; sie erstreckte sich aber nach Westen auch noch weit in das Mittelschiff hinein — etwa bis in die Mitte desselben. Besonders auffällig ist an der Anlage die ungewöhnliche Behandlung und Ausgestaltung der vier Endstücke der beiden sich schneidenden Korridore. Diese laufen nämlich in Räume aus, welche kapellenartig erweitert sind und sowohl an kleine Gebetsräume, an Oratorien, wie auch an die sog. Arkosolien der römischen Katakomben erinnern. An den Endpunkten der Ostseite der nach Norden, nach Osten und nach Süden laufenden Kreuzarme sind drei Nischen angelegt, welche der Hauptapsis und den beiden Nebenapsiden in der Oberkirche entsprechen; gegen Westen zu aber haben die an der Nord- und Südseite gelegenen Nischen rechtwinkelige Vertiefungen; auf diese Weise entstehen, wie gesagt, kleine Oratorien, die für eine freilich recht beschränkte Zahl von Betern Raum boten. Je ein Arkosolium ist auch am Fuße der die Krypta bildenden Kreuzesgestalt zu beiden Seiten des Korridors angeordnet; hier war wohl der Platz, auf

dem nach Einhards ursprünglicher Absicht einst die beiden Steinsärge stehen sollten, die seine und seiner Gattin sterbliche Überreste zu bergen bestimmt waren; so gedachte er auch nach dem Tode den Heiligen nahe zu sein, denen er ein kindliches Vertrauen entgegenbrachte; nicht ohne Rührung beobachten wir übrigens auch bei diesem von Einhard in Aussicht genommenen Begräbnisplatz die Demut und die Bescheidenheit, die ihm zeitlebens eigen war: in dem entlegensten Winkel der Krypta nur wollte er seine Begräbnisstätte haben.[1])

Man hat, wie gesagt, längst erkannt, daß die ganze Kryptenanlage in Steinbach deutlich den Charakter eines Katakombenbegräbnisses an sich trägt, einer „Confessio" im Sinne der alten christlichen Kirche, d. h. einer zur Aufstellung von Reliquien und Sarkophagen bestimmten Örtlichkeit. Unsere Steinbacher Krypta als ganzes ist aber nicht bloß eine Ausgestaltung jener unter dem Hochaltar gelegenen „Confessio", in welcher die Gebeine des Märtyrers, der der Patron der Kirche war, aufbewahrt wurden; sie scheint, wie gesagt, überdies auch noch als Begräbnisstätte Einhards und seiner Gattin vorgesehen gewesen zu sein; für die Abhaltung von gottesdienstlichen Feiern dagegen konnte unsere Krypta schon allein wegen ihres geringen Raumes nicht dienen.

Die ganz ungewöhnliche Anlage, die sich nach dem Gesagten bei der Einhard-Basilika zeigt, findet allein in den römischen Katakomben verwandte Beispiele;[2]) denn auch hier stehen in einer ganz auffälligen Übereinstimmung mit unserem Gotteshause schmale Korridore mit kleinen Gebetsräumen in Verbindung, die gleichfalls durch die Einschiebung von Nischen nach den Seiten hin eine Erweiterung erfahren haben, wie auch entsprechende

[1]) S. Schneider a. a. O. 121; Schäfer a. a. O. 144.
[2]) S. Schneider a. a. O. 117.

Erweiterungen des Raumes nach rückwärts über die Breite des Ganges hinaus vorkommen. Schneider hat zum Vergleiche besonders auf die Pläne der Katakomben von S. Callistus, von St. Hermes an der Via Salaria und auf das Cömeterium „Ad duas Lauros" hingewiesen, das an der Via Labicana gelegen war und aus dem gerade Einhard die Heiligenleiber erhalten sollte, als deren Ruheplatz seine Basilika gedacht war.

Unter diesen Umständen ist der Schluß durchaus berechtigt, daß die Katakomben Roms und ihre Teile, ihre Galerien und Cubicula, dem Erbauer der Steinbacher Basilika als unmittelbares Vorbild gedient hatten. Die aus dem Frankenreiche kommenden Pilger waren ja auch sonst nachweislich aufs eifrigste bestrebt die Sitten und Gebräuche der römischen Kirche zu studieren und sie dann zu Hause nachzuahmen.[1]) Fraglich könnte nur sein, ob Einhard als Vorbild seiner Steinbacher Krypta die römischen Katakomben deshalb gewählt hat, weil er den von Rom entführten Heiligenleibern eine Ruhestätte bereiten wollte, die ihrem bisherigen Begräbnisplatze möglichst angepaßt war, oder ob er umgekehrt jene katakombenähnliche Krypta bereits gebaut hatte, noch ehe er wußte, welche Heiligen in ihr Aufnahme finden sollten, und ob er in diesem Falle vielleicht gerade angesichts der Nachbildung der römischen Katakomben in seiner Krypta dazu veranlaßt wurde nach dem Besitz römischer Reliquien zu trachten. Wenn man berücksichtigt, daß Einhard zwar noch vor der Weihe seiner Kirche, aber erst nach deren Vollendung an den Erwerb jener römischen Reliquien ging, dann möchte man sich wohl für diese letztere Annahme entscheiden. Aber es ist doch auch sehr gut denkbar, daß Einhard von Anfang an plante einen der römischen Märtyrer in seine Kirche

[1]) Zettinger, Berichte über Rompilger 81.

bringen zu lassen, wenn er sich auch zunächst über die Person dieses Märtyrers noch nicht schlüssig war. Zudem ist es auch nicht ganz ausgeschlossen, daß Einhard jene Krypta erst erbaut hat, nachdem er bereits seine Basilika in der Hauptsache vollendet hatte, und daß er zu diesem Krypten-Bau sich erst infolge des Projektes Heiligenleiber aus den Katakomben zu erhalten entschlossen hat.[1])

Nur in aller Kürze möchte ich bemerken, daß zu der Zeit, da Einhard der Grundherr Michelstadts war, auch die dortige Pfarrkirche neu erbaut worden zu sein scheint; wenigstens berichten die Annalen von Fulda — vorausgesetzt, daß die betreffende, nur schwierig zu entziffernde Stelle der Handschrift richtig gelesen ist — von einer i. J. 821 erfolgten Weihe der Kirche zu Michelstadt. Da die Einhardsbasilika zu Steinbach damals und noch sechs Jahre später ungeweiht war, kann es sich bei jener Kirche nur um die Ortskirche von Michelstadt handeln, die sich daselbst ja schon 815 befunden hatte und die damals noch aus Holz gebaut war;[2]) vielleicht hat Einhard schon bald, nachdem er Grundherr von Michelstadt geworden war, diesen Holzbau ersetzt durch das Gotteshaus aus Stein, das dann 821 geweiht wurde; vermutlich war anfangs dieses Michelstädter Kirchlein dem hl. Kilian geweiht, während in späterer Zeit, als man den Namen Michlinstat irrigerweise mit dem hl. Michael in Verbindung bringen zu sollen meinte, dieser letztere Heilige Patron des Ortes und der Kirche wurde.[3])

---

[1]) Diese Vermutung hegt Schneider in den Annalen XIII 120.

[2]) S. Schneider a. a. O. 101, 123; Kurze 41.

[3]) Im Unterbau des 1507 errichteten Turmes der Michelstädter Pfarrkirche, deren völlige Wiederherstellung 1457 begonnen und 1490 vollendet worden zu sein scheint, werden als Patrone der Kirche St. Michael und St. Kilian genannt; s. Schneider a. a. O. 126.

Nicht allein der Kirchenbau zu Steinbach ragt als ein Überrest von Einhards Wirken als Hofherr von Michelstadt bis in unsere Tage aus längst entschwundener Vergangenheit herüber; noch andere Spuren hat die Tätigkeit Einhards auf den Fluren der lieblichen Mümling-Ufer hinterlassen.

Ich habe bereits erwähnt, daß Einhard schon bald, nachdem er Michelstadt von seinem Kaiser erhalten hatte, hier Häuser und Gebäude „zum Bleiben", wie er selbst sagt, erbaut hat. — „Zum Bleiben!" In der Tat gedachte Einhard Michelstadt sich so recht zu seinem Wohnsitz auszubauen, zu der Stätte, auf der er all das gepflegt wissen wollte, was seinen Geist lange Jahre hindurch beschäftigt hatte: warme Religiosität im Sinn seiner Kirche, Freude an der Kunst und deren praktischer Ausübung mit all der technischen Vervollkommnung und Ausgestaltung, die ihm möglich war, daneben wohl auch ernste Studien und unverdrossene wissenschaftliche Tätigkeit.

Mit Schneider[1]) möchte auch ich annehmen, daß jene von Einhard errichteten Wohngebäude sich nicht in der Nähe der Michelstädter Pfarrkirche befunden haben, sondern vielmehr nächst der Steinbacher Basilika; schon die Terrainverhältnisse daselbst waren wie dazu angetan, um einen größeren Gebäudekomplex erstehen zu lassen, einen Gebäudekomplex, der dank der fast gleichmäßigen Bodenerhebung ringsum einen wirksamen Schutz vor Überfällen erhielt. Hier befindet sich heutzutage das Schloß Fürstenau, welches der ältesten der drei heute bestehenden Linien der Grafen von Erbach als Residenz dient, jener herrliche Fürstensitz, der, unter den schattigen Bäumen des Schloßparkes verborgen, einen unvergeßlichen Eindruck bei seinem Besucher hinterläßt. Klar und leicht erkenntlich hebt sich der ursprüngliche gotische Kern der Burg von den späte-

[1]) S. oben S. 215 A.

ren Zubauten ab; etwa an der Wende des 12. zum 13. Jahrhundert wurde sie vom Erzbischof von Mainz erbaut; in der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde Fürstenau den Grafen von Erbach zugesprochen, welche es dauernd vom 15. Jahrhundert an bis 1803 als Lehnsleute der Mainzer Erzbischöfe besaßen. Einen starken Eindruck macht namentlich der kühne Prachtbogen, welcher mit einer Spannweite von 14,6 m und in einer Höhe von 12,75 m die Obergeschosse der beiden älteren Flügelbauten miteinander verbindet. Dichter wilder Wein hängt von den alten Steinen herab — ein entzückendes Bild an einem schönen Herbstabend, dessen glutvolle Farbenpracht leicht den Gegensatz von Gotik und Renaissance vergessen läßt und den Beschauer ganz gefangen nimmt.[1])

Gerade auf der Stätte von Schloß Fürstenau mochte das Hofgut Einhards selber gelegen sein; die unmittelbare Nähe seiner Privatkirche kann diese Annahme nur bestätigen; denn wenn Einhards Hofgut wirklich, wie man meist annimmt, in Michelstadt selber gelegen gewesen wäre, so könnte man es nicht recht begreifen, warum er dann so fern davon, auf dem jenseitigen Ufer der Mümling, seine Hauskirche erbaut haben soll. — Schon Schneider vermutete, wie gesagt, demgegenüber, daß möglicherweise Einhards Wohnräume nächst der Basilika in Steinbach gestanden seien und daß Nachgrabungen vielleicht weitere Anhaltspunkte ergeben dürften.

Ich wüßte nicht, daß seitdem solche Nachgrabungen gemacht wurden.[2]) Ich meine indes, daß man nicht einmal unter den Boden zu schürfen braucht, um von Einhards

---

[1]) S. Lorentzen. Odenwald 72 f.

[2]) Denn die Nachgrabungen, welche 1884 in Steinbach veranstaltet wurden, erstreckten sich nicht auch auf die Untersuchung der zur Basilika gehörigen klösterlichen Gebäude, sondern nur auf die Basilika selbst; s. Adamy, Die Einhard-Basilika 2 f.

Schalten gerade auf Steinbachs Fluren noch so manches zu erkennen.

Wenn man heute das kleine Steinbach betritt, dann wird man es auffällig finden, welch verhältnismäßig große industriellen Betriebe dieser unbedeutende Ort besitzt! Hunderte von Arbeitern finden ihr Brot noch heute in den industriellen Unternehmungen, welche sich in Steinbach-Michelstadt befinden. Neben dem „Hüttenwerk Michelstadt", in dem heute landwirtschaftliche Gebrauchsgegenstände hergestellt werden, gibt es dort noch zwei kleinere Fabriken, die sich mit der Herstellung ähnlicher Gerätschaften befassen. Der Vorläufer der genannten größeren Fabrik war ein Eisenhüttenwerk, während gleichzeitig die jetzt in Michelstadt bestehende Drahtzieherei ein Eisenhammerwerk zum Vorgänger gehabt hat; in einer vorzüglich der Herstellung von Eisenwaren dienenden Fabrik findet sich eine besondere Gießerei.[1]) Sollten wir in diesem starken Hervortreten der Metallindustrie in Steinbach-Michelstadt nicht eine Nachwirkung der Tätigkeit finden, die Einhard als Gutsherr von Michelstadt ausgeübt hat, derselbe Einhard, der ja, wie wir jetzt wissen,[2]) gerade auf dem Gebiete des Erzgusses und der Metallplastik Meister war? — In der Tat scheint dem so zu sein;[3]) denn die Eisenindustrie in Steinbach-Michelstadt ist nicht erst von gestern oder vorgestern; vielmehr sind die erwähnte Eisenhütte und das Hammerwerk, die den Grafen von Er-

---

[1]) S. Marburg, Michelstadt und Erbach 11; Th. Beck, Gewerbe und Handel [im Odenwald], bei G. Volk, Der Odenwald, (Stuttgart 1900) 403 f.

[2]) S. oben S. 60 ff., 77.

[3]) Die Anlage eines kleinen Hüttenwerkes seitens eines Grundherrn auf seinem eigenen Grund und Boden zur Gewinnung des Eisens, das man brauchte, kam auch anderweitig vor; s. Sombart a. a. O. I² 86.

bach gehörten, schon sehr alt: bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts (1607) wird die gräflich Erbachsche Eisenhütte als ein längst vorhandenes Werk erwähnt. Während des 30jährigen Krieges hob dann der Verfall der Michelstädter Hütte an; sie scheint während der langen Kriegsjahre, obgleich sie 1623 von den Grafen Ludwig Kasimir und Georg Albrecht I. von Erbach neu aufgebaut worden war, nur schwächlich betrieben worden zu sein; im Jahre 1650 entschlossen sich die Grafen von Erbach das Werk an Frankfurter Industrielle auf zehn Jahre zu verpachten. Noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts war das Eisenhüttenwerk und das Hammerwerk bei Michelstadt für Holzkohlenbetrieb eingerichtet. Aber schließlich lichteten sich die Wälder der Umgebung. Das Eisen, das jetzt auf dem Schienenweg aus Westfalen und aus anderen Gegenden in den Odenwald geführt ward, kam billiger zu stehen als das daselbst fabrizierte Eisen, und so mußte der Betrieb des Michelstädter Werkes in seiner bisherigen Form schließlich eingestellt werden — man mußte aufhören im Hochofen Eisen zu schmelzen, wie man dies seit Jahrhunderten in Michelstadt getan hatte. Bald auch ruhte das alte Hammerwerk, nachdem es bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts bestanden hatte; dem Vordringen der großen Weltfirmen Krupp, Gruson, Stumm fielen eben auch die alten Michelstädter Eisenwerke zum Opfer.[1])

Wie jene Eisenwerkstätten, so gehörten wohl auch manche andere Betriebe zu den gewerblichen Anlagen, welche Einhard in Michelstadt schuf; so vermutlich auch eine Ziegelei — auch anderwärts wurden auf großen Grundherrschaften Ziegeleien errichtet —; wir besitzen noch einen Brief Einhards, in welchem dieser einen seiner Bekannten bittet einem gewissen Egmund (Egmunel) in

[1]) Vgl. Marburg a. a. O. 11; Beck a. a. O. 404.

Einhards Namen den Auftrag zu geben 60 quadratische Ziegel von größerem und 200 von kleinerem Format anzufertigen. — Wohl mit Recht hat Schäfer jenen Egmund als einen Ziegelstein-Fabrikanten zu Michelstadt oder in der Nähe dieses Ortes betrachtet. In der Tat läßt jener Brief darauf schließen, daß wir es mit einer Ziegelsteinfabrik, die zur Grundherrschaft Einhards gehörte, zu tun haben; jener Egmund aber war offenbar einer seiner grundherrlichen Amtsleute.[1])

Noch einen andern Industriezweig, für welchen Einhard gleichfalls besonderes Interesse gehegt zu haben scheint, finden wir bis zum heutigen Tage in Michelstadt besonders gepflegt; ich meine die Schnitzerei, insbesondere die Elfenbeinschnitzerei; sie blühte in Michelstadt ganz besonders; hunderte von geschickten Händen waren ehedem hier mit dem Schnitzmesser tätig; und das Schnitzwerk, das aus Michelstädter Werkstätten hervorgegangen war, wurde auch weit im Auslande, besonders in Holland, in Frankreich, in Belgien, begehrt; noch heute arbeiten einige Dutzende Kleinmeister in dieser Schnitzindustrie. Mögen immerhin für die Entwicklung der jetzigen Elfenbeinschnitzerei in Michelstadt und im benachbarten Erbach die Lehrmeister von Bedeutung geworden sein, welche 1817 auf Veranlassung des Grafen von Erbach aus Geiblingen (in Württemberg) kamen[2]) — die Ansätze zu dieser Industrie waren hier sicher schon weit älter.

Bei der immerhin ansehnlichen Gutswirtschaft Einhards mit all ihren Wohn- und Wirtschaftsgebäuden im heutigen Steinbach war jedenfalls auch eine herrschaftliche

---

[1]) Vgl. Hampe im Neuen Archiv XXI 618 A. 2, der annimmt, daß Einhard sich die fraglichen Ziegel „von Hause" (zu Ausbesserungsarbeiten an seiner Aachener Wohnung) kommen habe lassen.

[2]) S. Beck a. a. O. 408.

Walkmühle, wo die Tücher, die man zur Anfertigung der Kleider aller zur Gutsherrschaft gehörigen Personen brauchte, gewalkt wurden; hier befand sich vermutlich eine große Arbeitsstätte für Frauen, wo Dutzende von fleißigen Händen spannen und webten und so gleichfalls für Bekleidungszwecke sorgten; Frau Imma aber wird in diesem herrschaftlichen Gynäzeum die Aufsicht geführt und nicht bloß auf den Fleiß der hier dienenden Frauen und Mädchen, sondern auch auf die Hochhaltung von Zucht und Ordnung gesehen haben. — Auch dieser herrschaftliche Betrieb einer Art von „Textilindustrie" im kleinen dürfte noch für die weitere Entwicklung Steinbach-Michelstadts von Einfluß geworden sein: vielleicht ist er als Vorläufer und Ausgangspunkt der Tuch- und Kattunweberei, die sich heute in Michelstadt befindet,[1]) anzusehen.

In diesem Zusammenhang möchte ich auch noch eines interessanten Schreibens gedenken. Es ist uns in einer heute der Pariser Nationalbibliothek angehörigen Handschrift, dem Codex Parisiensis latinus 2777 und zwar in jenem Teile dieser Handschrift überliefert, der eine Sammlung von Urkunden und von Formularien, von Mustern und Vorlagen zu solchen Urkunden und Briefen darstellt und der in der Regel als „Formularsammlung von St. Denis" bezeichnet wird;[2]) auch das erwähnte

---

[1]) Marburg a. a. O. 11.

[2]) So auch von W. Levison, Das Formularbuch von St. Denis, im Neuen Archiv, XLI (1917), 283 ff. — Ich habe mich seit langem mit der Untersuchung der einzelnen Formulare, welche die Sammlung umfaßt, sowie mit der Datierung der ganzen Sammlung beschäftigt und bin hierbei zu dem Ergebnis gekommen, daß dieselbe allerdings durch einen Abt von St. Denis, nämlich durch den schon erwähnten Erzkaplan Ludwigs d. Fr., Hilduin, sowie durch einen anderen Hofwürdenträger, den kaiserlichen Kanzler Fridugis, Abt von St Martin in Tours, zwischen 819 und 830 angelegt wurde, und zwar am Kaiserhofe

Schreiben ist uns nicht in seinem vollen Wortlaut überkommen; die Eigennamen, die in demselben ursprünglich vorkamen, sind nämlich vielfach durch unpersönliche Wendungen ersetzt, so daß auf solche Weise der Wortlaut des Briefes zu einem Formular zurechtgestutzt wurde. Der fragliche Brief ist von einem ungenannten Abte an einen gleichfalls im Texte des Formulars nicht mit seinem Namen genannten oder vielmehr nur durch eine unpersönliche Wendung (ille) angedeuteten Empfänger gerichtet, das Schreiben handelt u. a. von einem Kirchenbau, zu welchem das nötige Blei und sonstiges Baumaterial[1]) von einem bestimmten Orte (N. N.) aus „bis zu der Stelle, wo die Signa (Seine) in das Meer mündet“[2]) geschafft werden sollte. Und zwar sollte dieser Transport auf dem Wasserwege vor sich gehen. — Bei diesem Kirchenbau handelt es sich — ich glaube das an einem andern Orte[3]) dargetan zu haben — um den Erweiterungsbau der Klosterkirche von Fontanelle (St. Wandrille) durch den später heilig gesprochenen Abt Ansegis, dem wir als Gehilfen und Werk-

---

selbst, für dessen Gebrauch sie bestimmt war; ich hoffe diese Datierung und diese Heimat der Sammlung bei Veröffentlichung meiner Forschungen über mittelalterliche Fälschungen näher begründen zu können; vorläufig s. die bei M. Buchner, Zum Briefwechsel Einhards und des hl Ansegis von Fontanelle (St. Wandrille), in der Hist. Vierteljahrsschrift XVIII (1916) 355 A. 4 angegebene Literatur. — S. auch im Nachtrag.

[1]) „plumbum et materiamen;“ s. zu „materiamen“ Du Cange, Glossarium V 303.

[2]) „[de] loco illo usque ad locum, ubi Signa confluit in mare;“ so las wenigstens E. de Rozière bei der Herausgabe des Briefes in seinem Recueil général des formules usitées dans l'empire des Francs du Ve au Xe siècle, II. partie (Paris 1859) 1033 f; Zeumer in den Mon. Germ. Formulae Merow. et Karolini aevi (1886) 503 druckt statt „loco“ „Sancto“; die Handschrift hat nur die beiden Buchstaben „co“ (Zeumer ebd. N. 1), so daß vom paläographischen Gesichtspunkte aus beide Lesarten möglich sind.

[3]) In der Hist. Vierteljahrsschrift 1916 S. 361 ff.

meister Einhards ja schon begegnet sind. Ansegis selbst ist der Schreiber der fraglichen Zeilen, die er vermutlich an niemanden sonst als an Einhard gerichtet hat: wenn er dem Adressaten seines Briefes berichtet, er sei in dessen „Örtchen (H.) in dem Orte, der N. N. heiße“,[1]) gewesen und habe hier das Gut des Adressaten sich besehen, wenn er ferner in dem Briefe sagt, er sei sodann von hier aus zu Schiffe nach einem anderen Hofgute (villa). das offenbar gleichfalls dem Adressaten unseres Briefes gehörte, gefahren[2]) und habe sich hierbei mit Fischen die Zeit verkürzt, so bezieht sich dies auf die beiden Besitzungen Einhards in Steinbach und Obermulinheim; denn beide Orte waren ja tatsächlich durch den Wasserweg der damals noch schiffbaren und fischreichen Mümling und des Maines, in den die Mümling mündet, miteinander verbunden: das „Örtchen H. in dem Orte, der N. N. heißt“, ist eben Steinbach,[3]) das gewissermaßen ein Teil von Michelstadt war und das daher sehr gut als „locellus in loco qui dicitur ill. [Michlinstat]“ bezeichnet werden konnte; das Landgut (villa) aber, zu dem Ansegis zu Schiffe fuhr, ist die nächst Aschaffenburg gelegene „villa“ Obermulinheim, die Einhard gleichfalls 815 erhalten hatte; vermutlich kurz vor dem 28. Juli 826 ist der fragliche Brief geschrieben. Wenn in ihm nun die Rede ist von dem Transport von

---

[1]) „Fuimus namque ad locellum vestrum in loco qui dicitur ill.“

[2]) „Inde navigio pisces capiendo ad villam . . . pervenimus.“ — Daß auch diese „villa“ dem Adressaten des Briefes gehörte, scheint aus dem Zusammenhang des folgenden hervorzugehen; denn hier wird berichtet, daß der Absender — eben in der fraglichen villa — die Kontrolle der Wirtschaftsführung eines gewissen Tassilo, der als Getreuer des Adressaten bezeichnet wird, vorgenommen habe; und eben dieser Tassilo wird dem Adressaten für ein Amt empfohlen.

[3]) S. darüber den erwähnten Aufsatz in der Hist. Vierteljahresschrift 1916 S. 353 ff.

Blei und anderweitigem Baumaterial, welcher von dem fraglichen Orte, also von Michelstadt aus, zu Schiffe bis in die Gegend der Seinemündung gebracht werden sollte, so paßt dies recht gut zu dem Bilde, das wir uns von der Bedeutung Michelstadts unter Einhard gemacht haben; denn hier befand sich nicht bloß die Gußstätte und die hierfür nötigen Bleivorräte, hier gab es auch eine Ziegelfabrik und ähnliche Werkstätten, in denen man jenes „Baumaterial", d. h. wohl insbesondere auch jene Ziegeln anfertigte, die Ansegis zu seinem Kirchenbau brauchte. Und so bietet uns jener zunächst rätselhafte Brief eine willkommene Ergänzung zu der Vorstellung, welche wir uns schon bisher vom Leben und Treiben in Steinbach-Michelstadt machten — ganz abgesehen davon, daß uns diese Zeilen ein lebendiges Bild voll idyllischer Reize vorzaubern; denn ein solches entrollt sich uns, wenn wir hören, wie Abt Ansegis auf Einhards Herrenhof nach Steinbach kommt, wie er hier dann alles inspiziert, um sich schließlich gütlich zu tun — aus seinem eigenen Hab und Gut, wie unser Briefschreiber dem Adressaten treuherzig versichert, und um dann mit den Leuten Einhards ein paar frohe Stunden zu verleben; sodann aber besteigt er mit seiner Begleitung einen Nachen und fährt auf den munter murmelnden Wassern der Mümling zwischen lauschigem Erlengebüsch dem Maine zu, während links und rechts die Haine des Odenwaldes an dem Auge der Schiffer vorübergleiten und die Höhen und Talgründe, die sich zwischen Michelstadt und Höchst hinziehen und all die Reize dieses schönen Mittelgebirges in sich vereinigen, den heiteren Schiffsinsassen prächtige Landschaftsbilder erstehen lassen. Um die lange Fahrt abzukürzen, wirft man die Angel aus und wohl manches Fischlein in der ja heute noch so fischreichen Mümling mag da gefangen worden sein. Die Insassen jenes Kahnes

aber mögen von einer ähnlichen Stimmung beseelt gewesen sein, wie sie Karl Scriba, der liebenswürdige Sänger des Odenwaldes, in die Worte gekleidet hat:

„Das Tal und den ahnungsdüsteren Hain
Und die rauschende Mümling, sie lieb ich allein!" —

Der ganze von Einhard im heutigen Steinbach angelegte Gutskomplex wurde zu seiner Zeit noch zu Michelstadt gerechnet; daher begegnet er zunächst meist auch noch nicht unter einem eigenen Namen.[1]) Erst später ist der Name Steinbach mehr und mehr in Übung gekommen, so daß also *Steinbach nichts anderes ist als ein Teil des alten Michelstadt.*[2]) Die *Besitzung Einhards daselbst* kam nach seinem Tode, entsprechend seinem Testament von 819, *an* das Kloster *Lorsch*; aber fast 2½ Jahrhunderte lang scheint Steinbach öd und verlassen geblieben zu sein, niemand kümmerte sich so recht um das Werk Einhards. Erst unter dem Abte Udalrich von Lorsch (1056—75) wurde eine Anzahl von Lorscher Mönchen an die Gründung Einhards versetzt; unter dem Abte Winter von Lorsch (1078—89) wurde die

[1]) Immerhin dürfte anzunehmen sein, daß schon in Einhards Tagen der Bachlauf, an dem der Ort Steinbach gelegen war und der noch heute Steinbach heißt, einen Namen geführt habe, der vielleicht schon damals auf die Wohnstätten bei diesem Bache übertragen ward, so daß also der Name „Steinbache" auch für die Niederlassung schon von Einhards Zeit an in Gebrauch war; im Original des erwähnten Briefes des Ansegis scheint ja das Hofgut Einhards mit einer eigenen Bezeichnung innerhalb des „Ortes, der Michelstadt heißt", gestanden zu sein, ein „lapideus rivulus" („Steinbächlein") kommt auch in der oben S. 212 erwähnten Grenzbeschreibung vor; s. Buchner in der Histor. Vierteljahrsschrift 1916 S. 374 Anm. 1.

[2]) Auch hier hat Schäfer a. a. O. 141 der Forschung den richtigen Weg gewiesen, wie das dann namentlich durch die Studie von Draudt im Archiv für hess. Gesch. und Altertumskunde XIII (1874) sich gezeigt hat; zur Identität von Steinbach und Michelstadt s. namentlich auch Adamy a. a. O. 8.

Erneuerung der Stiftung Einhards kräftig weiter gefördert; die Michelstädter Besitzungen des Klosters Lorsch, welche noch gegen Ende des elften Jahrhunderts unter einem besonderen Namen (Steinbeche) erscheinen, wurden von einem vom Kloster Lorsch bestellten Propste (praepositus) verwaltet. Auf solche Weise wurde Steinbach zum Sitze einer Propstei des Klosters Lorsch. Noch unter dem letzten Abte, Konrad von Lorsch (1214—26), erscheint ein besonderer Propst von Steinbach namens Adhelm. Nach der Einverleibung des Klosters Lorsch in das Mainzer Erzbistum ging dann anfangs des 13. Jahrhunderts Steinbach an einen weiblichen Orden, wahrscheinlich an einen Benediktinerinnen-Konvent, über und wurde so in ein Frauenkloster verwandelt.[1]) Im 16. Jahrhundert (1535) wurde dann von Graf Eberhard von Erbach das Kloster aufgehoben. So gelangte die Einhard-Stiftung in Steinbach an die Grafen von Erbach, welche in Einhard und Imma — freilich ohne allen geschichtlichen Grund — ihre Stammeltern sehen wollten, welche aber tatsächlich schon in sehr früher Zeit (seit dem 12. Jahrhundert) in Beziehung zu dem Kloster Steinbach getreten waren. Das Kloster Steinbach selbst wurde nun zunächst zu einem Hospital umgewandelt, das während des dreißigjährigen Krieges einging. Die Kirche des Klosters Steinbach aber bildete vom Ausgang des 13. Jahrhunderts an bis gegen Ende des Mittelalters die Begräbnisstätte von zwei älteren Linien des Hauses Erbach, der Linien Erbach-Reichenberg-Fürstenau und Erbach-Reichenberg-Michelstadt; die teils noch sehr roh gearbeiteten Grabdenkmäler der Grafen von Erbach, welche hier aufgestellt wor-

[1]) Diese Geschichte Steinbachs hat Draudt in seinem Aufsatz „Das Kloster Michelstadt, Steinbach im Odenwalde" a. a. O. 358 ff, 398 ff. behandelt; vgl. Schneider in den Annalen XIII 108 ff, 133 f.; Adamy 8.

den waren, wurden am Anfang des 19. Jahrhunderts in das Museum zu Erbach verbracht, wo sie sich noch heute befinden. — Die Nebengebäude des Steinbacher Klosters, das Gebäude der Äbtissin, die Dechanei und das Haus des Pförtners wurden später niedergelegt; an ihrer Stelle wurden im Jahre 1711 dort, wo ehemals der Klostergarten sich erstreckt hatte,[1]) Privathäuser angelegt.

[1]) S. Draudt a. a. O. 408; Adamy 9.

XV.

Die Übertragung von St. Marzellin und St. Peter von Rom nach Michelstadt.

Als Einhard seine Steinbacher Kirche vollendet hatte, trat an ihn die Frage heran, welchem Heiligen zu Ehren sie eingeweiht werden sollte. Und diese Frage beschäftigte ihn nicht wenig. Wie schon gesagt,[1]) scheint Einhard bereits beim Bau seiner Kirche die Absicht gehabt zu haben den Leib eines der zahlreichen in Rom bestatteten Märtyrer in sein Gotteshaus übertragen und ihm hier eine würdige Verehrung zuteil werden zu lassen. Schon damals war er also entschlossen, sein Steinbach auch durch einen besonderen kirchlichen Vorzug, durch die Anwesenheit eines römischen Märtyrers, auszuzeichnen.

Ich werde später, wenn ich von Einhards Schrift über die Translatio SS. Marcellini et Petri berichte, auch auf die Heiligen- und Reliquienverehrung seiner Zeit und auf seine eigene Stellung hierzu einzugehen haben. Hier möchte ich zunächst nur in aller Kürze darauf hinweisen, daß für die intensive Reliquienverehrung, von der wir Einhard beseelt finden, schon seine Jugendjahre im Kloster Fulda von Einfluß gewesen sein dürften. Hier in Fulda verehrte man damals ja den Leib des großen Heidenbekehrers, des hl. Bonifatius; dessen sterbliche Überreste waren nach seinem Martyrium

[1]) Oben S. 228 f.

zuerst nach Mainz gebracht worden, aber Abt Sturmius von Fulda hatte es bei Erzbischof Lull von Mainz durchgesetzt, daß sie nach Fulda überführt wurden; damals also setzte die Bedeutung Fuldas als Wallfahrtsort, die bald durch Wunderfälle gesteigert wurde, ein; und neben dem hl. Bonifatius selbst war hier in Fulda auch seine Schülerin Lioba bestattet worden. So war Fulda zur Jugendzeit Einhards wohl der berühmteste Wallfahrtsort des östlichen Frankenreiches, zu dem Tausende frommer Pilger zogen. Das konnte sicher nicht ohne Wirkung auf den jugendlichen Einhard bleiben. Überhaupt darf man ja nicht vergessen, daß schon gegen Ende des achten Jahrhunderts das Verlangen nach Reliquien außerordentlich groß war. Die Heiligen- und Reliquienverehrung schien den christlichen Glaubensboten namentlich mit Rücksicht auf die neubekehrten Germanen segensreich, ja notwendig zu sein; denn es war die Gefahr nur allzu groß, daß, wenn kein greifbarer Heiligenleib die neuen Christen in die Kirche zog, sie nur allzu leicht wieder zu ihren heidnischen Göttern zurückkehren möchten. Bald freilich nahm das Interesse für die Überreste der Heiligen Formen an, die nur als ungesunde Auswüchse eines berechtigten Reliquienkultus gelten können. Wie in unseren Tagen die Sammelwut und die Leidenschaft für den Erwerb von Altertümern zuweilen unglaubliche Formen angenommen hat, so war es damals mit der Sucht nach dem Erwerb von Reliquien. Kein hoher Preis schien mehr eine Rolle zu spielen, und unbedenklich setzte man sich auch über manche Schranken, die von Recht und Sitte gezogen waren, hinweg.[1])

---

[1]) Zu all dem s. Beissel, Verehrung der Heiligen (47. Ergänzungsheft zu den Stimmen aus Maria-Laach 1890) 44 ff., 89; J. Guiraud, Le commerce des reliques au commencement du IXe

Fast unmittelbar bevor Einhard die Überreste der Heiligen Marzellin und Peter erhielt, war im fränkischen Reich ein anderes Ereignis erfolgt, das in der Geschichte der Reliquienverehrung von weittragender Bedeutung werden sollte: die Gebeine des hl. Sebastian, des in der christlichen Welt berühmten Märtyrers, waren damals von Rom in das Frankenreich übertragen worden. Hilduin, Kaiser Ludwigs Erzkaplan, der neben St. Denis auch noch eine Mehrzahl anderer Klöster, darunter St. Medard in Soissons, besaß, hatte die guten Beziehungen, in welchen er zu dem damaligen Papst Eugen II. stand, dazu benützt, um von diesem die Erlaubnis zur Überführung des hl. Sebastian von Rom nach St. Medard zu erhalten; das war im Jahre 826 gewesen. Seitdem ruhten also die Gebeine des berühmten Heiligen in Soissons; infolge der Wunder, von denen man hier schon bald zu berichten wußte, strömten in kurzem große Scharen von Gläubigen nach Soissons. Lange Zeit bildete diese Überführung des hl. Sebastian das Tagesgespräch in weiten Kreisen.

Nun war damals gerade ein römischer Diakon namens Deusdona[1]) am Kaiserhof zu Aachen, wo auch Einhard in jenen Tagen weilte; Deusdona gedachte in seinen eigenen Angelegenheiten am Hofe vorstellig zu werden; Einhard wurde mit ihm bekannt. Als Deusdona den Zweck seines Aachener Aufenthalts erledigt hatte und daran dachte wieder nach Rom zurückzukehren lud ihn

---

siècle, in den Mélanges G. B. de Rossi (Supplément aux Mélanges archéologie et d'histoire publiés par l'école Française de Rome XII, Paris et Rome 1892) 76.

[1]) Vgl. über ihn die Ausführungen von Guiraud a. a. O. 81 ff., der Deusdona als den Typ eines Reliquienhändlers, wie solche am Beginn des neunten Jahrhunderts aufgekommen seien, dartun will.

Einhard noch zu sich zum Frühstück ein — aus reiner Menschenfreundlichkeit, wie Einhard selbst uns versichert, beileibe nicht etwa aus Berechnung, zu selbstsüchtigen Zwecken! Bei Tisch spricht man über dieses und jenes, man redet schließlich auch über den hl. Sebastian und seine Überführung in das Frankenreich, von der ja damals alle Welt sprach.. Was lag da näher, als daß man auch auf die Märtyrergräber in Rom zu reden kommt, die dort in so ungeheuer großer Zahl und — leider! — auch in so schlimmem Zustand sich befanden! Fast kein Mensch kümmerte sich so, wie sich's gebührt hätte, um die heiligen Stätten, wenn man von rühmenswerten Ausnahmen einzelner, namentlich einiger Päpste, absah. Einhard hatte bei seinem Aufenthalt in Rom wohl genug Gelegenheit gehabt diese Zustände zu beobachten. Und der römische Diakon kannte diesen traurigen Verfall der Katakomben sicher nicht minder gut.

So ist man in der besten Unterhaltung über diese Dinge. — Da gibt Einhard der Konversation eine kleine Wendung, indem er auf die bevorstehende Weihe seiner Steinbacher Basilika zu sprechen kommt. Wie er es doch wohl anfangen müsse, so rückt er jetzt heraus, daß er in den Besitz von einigen echten Überresten von Heiligen, wie man sie in Rom habe, käme? Für seine neue Steinbacher Kirche möchte er halt gar zu gerne solche Reliquien bekommen. Der Römer zuckt die Achseln: da sei guter Rat teuer, meint er. Aber Einhard läßt nicht sogleich locker. Deusdona merkt bald, welch großes Interesse Einhard an der Sache habe, wieviel ihm am Besitz echter römischer Reliquien liege; schließlich verspricht er Einhard, er wolle ihm am nächsten Tage eine Antwort auf seine Anfrage geben. Das bringt ihm seitens Einhards eine zweite Einladung zu Tische ein. Deusdona läßt am andern Tage auch nicht auf sich warten: er kommt wieder

in Einhards Haus und zieht da aus seinem Gewande eine kleine Schrift hervor. Er übergibt sie Einhard — aber mit dem Siegel strengster Verschwiegenheit: Einhard solle sie lesen, wenn er sich ganz allein in seinem Kämmerlein befinde; und dann solle er ihm sagen, was er zum Inhalt der Zeilen meine. Einhard nimmt die Schrift voll Interesses entgegen. Wie sehr ihn auch seine Neugierde gebrannt haben mag — er bemeisterte sie und erst, als er ganz allein ist, entfaltet er das Schriftstück und liest die Zeilen. Je weiter er liest, desto mehr erhellt sich wohl seine Miene; denn da drinnen steht es ja, was sein sehnlichster Wunsch gewesen ist: Deusdona, der Gute, will ihm wirklich seine hilfreiche Hand bieten, um ihm zum Besitz römischer Reliquien zu verhelfen. Auf sehr einfache Weise konnte dies noch dazu geschehen: Deusdona besaß ja selbst, wie er jetzt bekannte, zu Hause in Rom viele Reliquien von Heiligen — der Glückliche! Und er sei auch entschlossen, so schreibt er, Einhard diesen Reliquienschatz abzutreten — freilich unter einer Bedingung: Einhard solle ihm zu seiner Rückkehr nach Rom behilflich sein. Er habe nämlich erfahren, daß Einhard zwei Maultiere besäße — das eine davon wird vielleicht jenes gewesen sein, das er aus dem Nachlaß des Bischofs Bernhari von Worms erhalten hatte[1]) —; eines dieser beiden Tiere solle nun Einhard Deusdona zu seiner Rückreise überlassen; auf dem andern Maultier aber könnte Einhard einen seiner Leute mit Deusdona nach Rom schicken, um hier jene Reliquien in Empfang zu nehmen und sie Einhard zu überbringen; sogleich, so versprach Deusdona, werde er in Rom die Reliquien an Einhard absenden.

Solches las Einhard damals in den Zeilen Deusdonas; mit dessen Vorschlag konnte er sich doch wohl zu-

---

[1]) S. oben S. 128.

frieden erklären. Eine Gefälligkeit erfordert die andere — es war also wohl recht und billig, wenn er sich dazu verstand das eine seiner beiden Maultiere dem Römer abzulassen. So beschloß also Einhard auf den Vorschlag Deusdonas einzugehen, obgleich er sich wohl bewußt war, daß er für die Erfüllung des von Deusdona ihm gemachten Versprechens keine Sicherheit hatte. Einhard ließ nun Deusdona das von diesem begehrte Maultier übergeben und fügte diesem Geschenk, großmütig wie er war, auch noch eine Geldsumme als „Viatikum" hinzu. Nun konnte sich Deusdona auf die Heimreise machen. Einhard mußte nur noch einen seiner Leute zur Begleitung Deusdonas auswählen, der dann die Vertrauensaufgabe die Reliquien ihm zu überbringen übernehmen sollte. Die Wahl Einhards fiel auf einen gewissen Ratleik, der bei ihm die Stellung eines Sekretärs innehatte; der Grund, weshalb Einhard gerade ihn auswählte, war der, daß Ratleik eine Wallfahrt nach Rom gelobt hatte; so konnte man die beiden Zwecke gleichzeitig erledigen.

Von diesen Vorgängen hat Einhard selber in einer seiner Schriften, der Translatio Sanctorum Marcellini et Petri, uns Bericht erstattet; wenn ich auch erst später auf dieses Büchlein und seine Eigenart eingehe, so möchte ich doch schon hier in aller Kürze bemerken, daß es vor allem die Quelle ist, der wir die Kunde von diesen Geschehnissen entnehmen.

Doch folgen wir auf Grund dieses eigenen Berichtes Einhards seinem Sekretarius Ratleik und dessen Begleitern nach der Ewigen Stadt!

Aus drei Personen bestand zunächst die Reisegesellschaft: aus Deusdona, aus Ratleik und aus dessen Diener Reginbald. Deusdona mußte von Aachen aus zuerst noch einen Abstecher nach Soissons machen: er mußte nämlich zuerst noch in das dortige Kloster des hl. Medardus, mit

dessen Abt Hilduin er ein ähnliches Abkommen wie mit Einhard getroffen hatte; er hatte Hilduin das Versprechen gegeben, ihm den Leib des hl. Tiburtius zu verschaffen; so schien der Reliquienschatz, den der Abt von St. Medard seit dem kurz vorher erfolgten Erwerb des hl. Sebastian besaß, noch vermehrt zu werden. Hilduin gab nun dem Deusdona und dessen Begleiter Ratleik einen gewissen Hun mit, den Einhard als einen abgefeimten Menschen, an einer andern Stelle als verschmitzt und von bedenklicher Vertrauenswürdigkeit, wieder ein andermal sogar als Taugenichts und Windbeutel bezeichnet.

So brachen also die Reisegefährten von Soissons nach Rom auf; man suchte die Reise möglichst zu beschleunigen. Als man schon die Grenze Italiens überschritten hatte, erkrankte der Diener Ratleiks Reginbald. Ein dreitägiges Fieber hatte ihn ergriffen; in den Stunden, da die Fieberhitze den Kranken quälte, konnte man an eine Fortsetzung des Marsches natürlich nicht denken. So verzögerte sich die Reise sehr. Da, als man noch drei volle Tagereisen von Rom entfernt war, hatte Reginbald angeblich eine Vision — der Gewährsmann Einhards für diesen Fall wie für so manches andere war offenbar Ratleik, dem Reginbald die Erscheinung erzählt haben soll —: Reginbald erhielt in dieser Vision durch die ihm erschienene Gestalt eines Diakons die Enttäuschung, welche Ratleik durch Deusdona bevorstand, vorausgesagt; Reginbald ward dann in jener Vision auf einen hohen Berg geführt, wo man ihm die Umrisse einer weitausgedehnten Stadt — Roms, wie ihm geoffenbart wurde — zeigte; und nun tritt ihm in der Vision eine bestimmte Kirche vor Augen, in der man das finden sollte, was man zu Einhard heimbringen sollte. Durch seine plötzliche Heilung vom Fieber, die Reginbald gleichfalls verheißen wird und die nun auch sofort tatsächlich eintritt, wird die Glaubwürdig-

keit der Kunde, die Reginbald zu berichten weiß, dem Ratleik und dem Hun dargetan.

Einige Tage hernach kommt man nun in der Ewigen Stadt an; gleich in der Nähe der Kirche San Pietro in Vincoli, die wenige Jahrzehnte vorher von Hadrian I. wieder erneuert worden war, war die Wohnung Deusdonas gelegen; hier stieg die Reisegesellschaft ab; Deusdona spielte den Hauswirt — aber von einer Übergabe von Reliquien, um derentwillen man doch gekommen war, ließ er nichts hören. So vergeht Tag um Tag. Als man nun Deusdona an sein Versprechen zu erinnern begann, vertröstete er seine Gäste immer auf den kommenden Tag. Ratleik und Hun wurden schließlich ungeduldig. Sie beginnen mit Vorwürfen gegenüber Deusdona und meinen, er solle sie nicht zum besten haben; wenigstens möchte er sie nicht noch länger in Rom hinhalten, sondern solle sie zurück ins Frankenreich ziehen lassen. Deusdona sieht, daß sein hinterhältiges Tun seinen Reisegefährten doch nicht mehr lange verborgen bleiben könne. Da nimmt er denn zuerst Ratleik beiseite und gesteht ihm, daß er die Einhard versprochenen Reliquien ihm nicht aushändigen könne; denn als er von Rom ins Frankenreich gezogen sei, da habe er sein Haus und sein ganzes Besitztum seinem Bruder übergeben; der aber sei inzwischen nach Benevent in geschäftlicher Angelegenheit gezogen. Wann er zurückkommen werde, sei ihm unbekannt. Er wisse leider gar nicht, was sein Bruder mit den Reliquien und mit all den andern Schätzen, die er ihm übergeben hatte, angefangen habe; jedenfalls habe er sie nirgends im ganzen Hause finden können. Er wolle also sehen, was man in der Sache tun könne; von seiner Seite aus sollte nichts unversucht bleiben. — So sprach Deusdona zu Ratleik, ohne daß dieser sich der Überzeugung verschließen konnte, es hätte ihn Deusdona eigentlich doch nur

zum besten gehabt; mit denselben nichtssagenden Worten macht sich Deusdona dann zu Hun und sucht ihm — ohne Erfolg — gleichfalls Vertrauen einzuflößen.

Am nächsten Tage waren Ratleik und Hun gar traurig darüber, daß man sie so hinters Licht geführt hatte und daß sie nun mit leeren Händen zu ihren Herren heimkehren sollten. Deusdona blieb diese Verstimmung seiner Gäste nicht verborgen. Er richtete an sie die Aufforderung mit ihm hinaus zu den Grabstätten der Heiligen, zu den Katakomben, zu wandern; dort könne man, hoffe er, doch etwas von dem finden, was sie wünschten; sie brauchten also noch keineswegs den Kopf hängen lassen und besorgen ohne Reliquien heimkehren zu müssen. Ratleik und Hun sind mit solchen Worten einverstanden und wollen sich mit Feuereifer auf den Plan einlassen. Aber da tritt nun wieder Deusdona dazwischen und meint, so schnell ginge die Sache nicht, denn für den Augenblick habe er ein dringendes Geschäft zu erledigen. — Im ganzen Verhalten des Römers lag offenbar System! Das merken Hun und Ratleik nur zu gut; sie wollen ganz mutlos werden; ja sie fassen schon den Beschluß sich nicht weiter um Deusdona zu kümmern und lieber mit leeren Händen nach Hause zurückzukehren.

Da aber erinnert sich Ratleik der Vision seines Dieners: man solle doch zu den Katakomben gehen; man brauche ja auf Deusdona selber nicht erst zu warten, meint Ratleik. Hun ist damit einverstanden. Man schaut sich nach einem ortskundigen Führer um, dingt sich dessen Dienst und zieht nun hinaus zur Kirche des hl. Tiburtius an der Via Labicana; 3000 Schritte hat man von der Stadt aus zurückzulegen. Als man hier angekommen ist und den Sarg des Märtyrers Tiburtius[1]) zu Gesicht

[1]) Vgl. nun J. P. Kirsch, Die Märtyrer der Katakombe ‚ad duas lauros' in Rom, in der Ehrengabe deutscher Wissenschaft

bekommen hat, betrachtet man ihn von allen Seiten und überlegt eingehend, ob er, ohne daß es hernach jemand merke, geöffnet werden könne. Dann steigt man in das Cömeterium, das an die Kirche des hl. Tiburtius anstößt und in welchem die Heiligen Marzellin und Peter begraben liegen, hinunter;[1]) auch die Beschaffenheit dieses Grabmals studierte man genau, um bei der beabsichtigten Ausführung des Planes über die topographischen Verhältnisse und alles andere gut unterrichtet zu sein. Bei all dem war man in dem Glauben, daß Deusdona von diesem Tun keine Kunde habe; denn ohne seine Mitwirkung wollte man sich in den Besitz der gewünschten Reliquien setzen. — Aber es sollte anders kommen. Deusdona erfuhr sehr bald auf einem Wege, der Ratleik und Hun unbekannt blieb, von deren Besuch des genannten Grabes; er, der seinen beiden Gästen die genaueste Ortskenntnis voraushatte, wußte nun mit süßen Worten ihnen zuzureden, daß man gemeinsam ans Werk gehen solle. Man gibt ihm nach und bestimmt eine Zeit zur Ausführung des Planes.

Drei Tage bereitet man sich durch Fasten auf das nach unseren heutigen Begriffen wenig erbauliche Vorhaben vor. Dann, als die Stunde zur Ausführung des Planes gekommen war und sich schon die Schatten der Nacht über den Gassen Roms gelagert hatten, schleichen

---

von katholischen Gelehrten, herausgegeben von F. Feßler (Freiburg 1920) 548 f.

[1]) Die historische Krypta der hl. Marzellin und Peter sowie die von Papst Hadrian I. erbaute Treppe, welche direkt von dem Oratorium des hl. Tiburtius in diese Krypta führte, wurde durch die Nachgrabung wieder entdeckt, welche seitens Stevensons 1896 angestellt wurde; man fand auch die Inschriften wieder, welche auf die Begräbnisstätte der heiligen Marzellin und Peter hinwiesen; s. Bondois, Translation 38 Anm., nun auch Kirsch a. a. O. 578 ff.

die drei hinaus zur Via Labicana; kein Mensch in ganz Rom merkt etwas von ihrem Vorhaben. So gelangen sie unbelauscht in die Kirche des hl. Tiburtius. Und nun geht es hurtig ans Werk: man versucht den Altar aufzusprengen, unter dem man den Leib des hl. Tiburtius vermutet. Aber das gelingt nicht; denn die Härte des Marmorsteins hält den Versuchen, welche die drei mit bloßen Händen, ohne Werkzeuge, anstellen, natürlich leicht stand. So läßt man schließlich von dem Beginnen ab und steigt wieder hinunter in das Cömeterium der heiligen Marzellin und Peter; hier versucht man den Stein wegzuschieben, mit dem die Oberfläche des Grabes bedeckt war. Dies gelingt auch; nun schauen sie den heiligsten Leib des hl. Marzellinus im oberen Teil des Grabes und finden zu seinen Häupten eine Marmortafel, deren Inschrift den evidenten Beweis dafür bietet, daß die hier liegenden Gebeine die Überreste des hl. Marzellinus sind. Sie nehmen nun den Leib des Heiligen mit größter Verehrung, erheben ihn und wickeln ihn dann in ein reines Tuch, um ihn dem Deusdona zu übergeben, der ihn nach Hause tragen und hier verwahren sollte. Dann rückt man den Stein wieder an seinen Ort zurück, auf daß keine Spur die hier geschehene Tat verraten würde. Nachdem auch das geschehen war, konnte man sich wieder auf den Heimweg machen. Deusdona versicherte nun, er wolle den Leichnam, den man ihm übergeben hatte, in seinem nächst San Pietro in Vincolis gelegenen Hause verwahren; tatsächlich aber übergab er dann einem seiner Brüder namens Lunisо den hl. Leib zur Bewachung; nun könne Ratleik, meinte er, zufrieden sein; er begann daher auf ihn in dem Sinne einzuwirken, er möchte, nachdem ihm jetzt der Leib des hl. Marzellin gesichert sei, nach Hause zurückkehren.

Aber Ratleik dachte bald anders: ob es denn wirklich

recht sei, daß er mit dem hl. Marzellin allein ins Frankenreich zurückkehre, ohne den Leib des seligen Märtyrers Petrus[1]) mitzubringen? Ist es nicht eine Sünde, diese beiden Heiligen, die im Martyrium Genossen gewesen waren — beide waren in der diokletianischen Christenverfolgung ins Gefängnis geworfen und um 304 hingerichtet worden — und welche 500 Jahre und noch länger in demselben Grabe geruht hatten, nun voneinander zu trennen? — Nachdem solche Gedanken und Gewissensbedenken Ratleik einmal in den Sinn gekommen waren, ließen sie ihn nicht mehr los — so wenigstens wußte es später Ratleik seinem Herrn darzustellen; keine Speise hätte ihm mehr munden gekonnt, kein Schlaf hätte ihm mehr Erquickung zu bringen vermocht, wenn er nicht die Leiber der beiden Heiligen, gleichwie sie im Martyrium und im Grabe bisher zusammen gewesen waren, so auch für die Zukunft beieinander wissen würde. Da Ratleik aber nicht etwa daran dachte St. Marzellins Leib wieder an seine alte Begräbnisstätte zurückzubringen, so konnte es sich nur darum handeln auch des hl. Petrus sich zu bemächtigen und ihn mitzunehmen. Aber wie sollte sich dies ermöglichen lassen? Darüber mußte sich ja Ratleik klar sein, daß sich in ganz Rom kein Mensch finden würde, der ihm bei seinem geplanten Beginnen behilflich sein wollte; ja Ratleik konnte nicht einmal wagen sein Herzensgeheimnis irgend jemand anzuvertrauen. Und doch drängte es ihn dazu. Endlich vertraute er sein Vorhaben einem griechischen Mönche namens Basilius an; zwei Jahre vorher war dieser aus Konstantinopel nach Rom gekommen und hatte sich hier samt vier Schülern bei andern griechischen Mönchen auf dem Palatin niedergelassen. An ihn wandte sich nun Ratleik voll Vertrauen. Und er schöpfte aus

[1]) Natürlich handelt es sich bei ihm nicht um den Apostel-Fürsten dieses Namens sondern um Petrus den Exorzisten.

dieser Aussprache wirklich neue Zuversicht: er beschloß sein großes Vorhaben auszuführen, wiewohl er sich dessen bewußt war, daß, wenn man ihn hierbei ertappen würde, es ihm nach Umständen seinen Kopf kostete. Er eröffnete nun zunächst Hun seinen Plan und beriet mit ihm darüber, wie sie insgeheim neuerdings zur Kirche des hl. Tiburtius gehen wollten — ganz so, wie man es schon beim erstenmal gemacht hatte, und wie man dann das Grab, in dem man den Leichnam des hl. Petrus vermutete, wiederum zu öffnen versuchen sollte. Hun war für das Projekt zu haben; beide nahmen ihre fränkischen Diener mit sich, sagten aber ihrem römischen Gastwirt Deusdona kein Wort von ihrem Vorhaben, sondern schlichen sich in dunkler Nacht ganz heimlich davon. Als sie an der fraglichen Stätte wieder angekommen waren und hier für das Gelingen ihres „löblichen" Vorhabens gebetet hatten, teilten Ratleik und Hun ihre Begleiter miteinander; Hun bleibt mit einigen in der Kirche des hl. Tiburtius, um hier dessen Leib zu suchen, Ratleik steigt mit den übrigen hinunter in die Krypta dieser Kirche zum Leib des seligen Petrus. Die Öffnung von dessen Grab macht keine Schwierigkeit; Ratleik erhebt die Gebeine des genannten Heiligen und verschließt sie mit Sorgfalt in einem seidenen Säckchen, das er zu diesem Zwecke mitgenommen hatte.

Nicht so glücklich war Hun bei der Suche nach dem Leib des hl. Tiburtius; vergebens mühte er sich damit ab den Altar aufzusprengen; als er endlich von dem fruchtlosen Beginnen abließ und hinab in die Krypta zu Ratleik gestiegen kam, um diesen um Rat in seiner Not zu fragen, da vernahm er die erstaunliche Kunde, daß Ratleik auch die Überreste des hl. Tiburtius gefunden zu haben glaubte; in der Tat hatte Ratleik unmittelbar, bevor Hun bei ihm erschien, im selben Grabe, in dem die Leiber von St. Marzellin und Peter gelegen hatten, ein rundes Loch

gefunden, das nach innen ungefähr in der Länge von drei Fuß ausgehöhlt war und das im Umfang von einem Fuße offen stand; in dieser Öffnung fand man einen immerhin beträchtlichen Teil von Staub liegen. Ratleik und Hun wollte es nun so scheinen, als ob dieser Staub vom Leib des seligen Tiburtius, dessen Gebeine allerdings weggenommen worden waren, habe liegen bleiben können und als ob er, um nicht so leicht aufgefunden zu werden, mitten zwischen den heiligen Marzellinus und Petrus im selben Grabe beigesetzt worden sei. —

Nach diesem Verlauf des Unternehmens, das für Ratleik wenigstens mit einem vollen Erfolg geendet hatte, kehrten dieser und Hun samt ihrem Fund in das Haus des Deusdona zurück. Hier hatte Ratleik mit seinem Hauswirt eine Unterredung, in deren Verlaufe er Deusdona mitteilte, er wolle nun sogleich in die Heimat ziehen; Deusdona möchte ihm daher sofort die Reliquien des hl. Marzellin, die er ihm jüngst zur Aufbewahrung übergeben hatte, zurückstellen. Deusdona tut dies auch unverzüglich; und er übergibt Ratleik dazu noch eine beträchtliche Menge von Heiligenüberresten — sie waren in einem Päckchen zusammengelegt — mit dem Auftrag diese Einhard zu überbringen. Neugierig frägt Ratleik, von welchen Heiligen denn diese Reliquien seien. Deusdona gibt ihm keine Auskunft auf diese Frage. Er sagt nur, er werde dies Einhard mitteilen, wenn er selber erst wieder zu diesem gekommen sei; er ermahnt aber Ratleik den letzterwähnten Reliquien keine geringere Ehrerbietung zuteil werden zu lassen als den anderen. Denn nicht kleinere Verdienste hätten diese Heiligen bei Gott. Einhard werde sich davon überzeugen, so fügt Deusdona mit geheimnisvoller Miene bei, wenn er erst durch ihn die Namen der betreffenden Heiligen erfahren hätte. — So nimmt denn Ratleik auch diese Gabe entgegen und gesellt sie, wie ihm

geraten worden war, seinen andern Reliquien bei. Sodann berät er sich mit seinem römischen Wirte über die Heimreise und über die Beförderung der Reliquien; man beschließt, daß der kostbare Reliquienschatz, in Schreinen wohl verwahrt und bezeichnet, durch Lunisо, den Bruder Deusdonas, und durch Hun, den Abgesandten Hilduins, nach Pavia gebracht werden sollte. Ratleik selbst bleibt zunächst mit Deusdona noch in Rom; eine Woche lang horcht man hier gespannt, ob etwas von dem großen Reliquiendiebstahl den verehrten Römern zu Ohren gekommen sei. Aber man kann sich davon überzeugen, daß von niemandem eine Erwähnung des Vorfalls gemacht wird; man glaubt also, daß alles verborgen geblieben ist. So reisen schließlich nun auch Ratleik und Deusdona ab.

Inzwischen hatten Hun und Lunisо in Pavia in der Kirche des hl. Johannes des Täufers, welche meist als Domnanä (Dominarum) bezeichnet wurde und damals Einhard als Lehn gehörte,[1]) auf die beiden Nachzügler gewartet; gemeinsam verbleibt man jetzt hier noch einige Tage; denn die Reittiere, auf welchen Deusdona und Ratleik nachgekommen waren, waren von diesem Ritte stark mitgenommen worden; und die Reiter selber wollten auch der Rast pflegen, um so für die Weiterreise neue Kräfte zu sammeln. — Während dieses Aufenthaltes in Pavia kam nun plötzlich die Kunde, daß nächstens Gesandte des päpstlichen Stuhles, welche an den Hof des Kaisers gingen — es handelte sich hierbei um die Mission, welche die Anzeige vom Regierungsantritt des neuen Papstes, Gregors IV., Kaiser Ludwig überbringen sollte —, auf der Durchreise Pavia berühren würden. Diese Nachricht erregte begreiflicherweise bei unserer Reisegesellschaft keinen gelinden Schrecken: man weiß ja nicht, welch unan-

[1]) S. oben S. 104, 137.

genehme Weiterungen sich daraus ergeben können, wenn die Römer, die inzwischen vielleicht doch etwas von der Grabschändung und dem Reliquiendiebstahl erfahren hatten, des einen oder des anderen von ihnen — ihre Gewissen waren ja alles weniger als so ganz ruhig! — habhaft werden würden! Man beschließt daher einen Teil der Reisegefährten sogleich weiterziehen zu lassen, um so den römischen Gesandten zuvorzukommen, während die übrigen in Pavia warten sollen, um hier zunächst noch zu erkunden, ob die Römer von dem Vorfall etwas gehört hätten; erst dann, wenn die römische Mission Pavia wieder verlassen habe, sollten sie gleichfalls weiterreisen und den Reisegefährten nacheilen.

Diesem Beschluß gemäß reist nun Deusdona mit dem Getreuen Hilduins, Hun, von Pavia ab, ehe noch die Gesandten des Papstes hier eingetroffen sind, und zieht möglichst rasch nach Soissons, da man hier die Anwesenheit Hilduins vermutet. Ratleik aber bleibt mit seinem Reliquienschatz in Pavia und wartet hier die Durchreise der römischen Mission ab, um, wenn diese erst einmal die Alpen hinter sich hätte, umso sicherer seines Weges ziehen zu können. Nun fürchtet aber Ratleik, daß ihm durch Hun, in dessen Diskretion er nicht viel Vertrauen setzt, und der doch den Hergang des ganzen Reliquienraubes in Rom lückenlos kannte, irgendein Hemmnis in den geplanten Weg gelegt werden könnte. So änderte Ratleik sein ursprüngliches Reiseprojekt und hielt es für besser schon am nächsten Tag nach der Abreise Deusdonas und Huns gleichfalls von Pavia aufzubrechen; er schickte nun den Diener Askolfs, des Verwalters Einhards in Pavia, zu diesem und gab ihm brieflich Kunde von seiner bevorstehenden Rückkehr und von dem Schatze, den er in Rom erlangt hatte.

Ratleik selber aber langte, nachdem die römische Gesandtschaft die Alpen überschritten haben mußte, wie er auf Grund der für sie in Aussicht genommenen Aufenthaltsstationen vermuten konnte, in Saint Maurice an; sechs Tage nur hatte er von Pavia hierher gebraucht; das war allerdings eine starke Leistung, wenn man bedenkt, daß die Entfernung von Pavia bis Saint Maurice allein in der Luftlinie etwa 32 Meilen beträgt und daß die beiden Orte und die Täler, in denen sie gelegen sind, das Potal und das Rhonetal, durch die hochragenden Alpen getrennt sind; man mußte den Großen Sankt-Bernhard-Paß, der eine Höhe von 7670 Fuß, also mehr als 2400 m hat, überschreiten;[1]) trotz dieser das Reisen erschwerenden Umstände legte man die erwähnte Strecke in der kurzen Zeit von weniger als einer Woche zurück.

Mit der Ankunft Ratleiks in Saint Maurice war der schwierigste Teil des Marsches überwunden; bisher, solange man in Italien war, hatte man nur mit Sorge daran denken können, daß der Reliquiendiebstahl in Rom doch noch durch irgendwelchen Zufall entdeckt werden könnte; jetzt aber war man diesseits der Alpen angekommen und man fühlte sich nun befreit von der drohenden Gefahr. Die Folge hiervon war, daß man erst von jetzt an die Überführung der Heiligen-Leiber vor aller Öffentlichkeit und mit großer Feierlichkeit vollzog: man legte in St. Maurice die in einem Schreine eingeschlossenen heiligen Leiber auf eine Bahre und traf die sonstigen Vorbereitungen zur Weiterreise. Dann setzte man diese auch wirklich fort und trug den Reliquienschatz weiter; manche Leute aus dem Volke, die man begegnete, waren hierbei behilflich. — Man zog von Saint Maurice aus an den

[1]) S. W. Matthäi, Einhards Translatio SS. Marcellini et Petri in kulturgeschichtlicher Beziehung. 1. Teil (Laubacher Progr. 1884) 22.

Genfer See und kam an dessen Spitze, wo heute Villeneuve gelegen ist, vorbei. Als man zu dem Scheidepunkt der beiden wichtigen in das Frankenreich führenden Straßenzüge[1]) gelangt war, schlug Ratleik den Weg zur Rechten ein, der durch alemannisches Gebiet nach Solothurn führte. Hier in Solothurn traf Ratleik die Leute, welche ihm Einhard aus Maastricht auf die Kunde hin, die er ihm von Pavia aus hatte zukommen lassen, entgegengesandt hatte. Einhard hatte nämlich von St. Bavo in Gent aus — hier hatte ihn Ratleiks Botschaft erreicht — einen seiner Getreuen nach seinem Kloster in Maastricht mit der Weisung geschickt von hier sogleich Priester samt anderen Leuten geistlichen und weltlichen Standes mit sich zu nehmen und mit dieser Begleitung dem von Italien kommenden Zuge mit dem Reliquienschatze entgegenzueilen; so geschah es denn auch. Schon wenige Tage hernach kam die Schar von Maastricht aus in Solothurn an und traf hier auf Ratleik und die Seinen. Nun vereinigt man sich hier und zieht weiter der nordischen Heimat zu; auch Volksscharen finden sich jetzt ein; man stimmt fromme Gesänge an und gelangt so rasch und in freudvoller Stimmung in das alte Argentoratum, das jetzt, wie Einhard in seinem Berichte bemerkt, Stratburgus — es handelt sich natürlich um unser altes deutsches Straßburg — heißt. Hier besteigt man ein Schiff. Die Rheinfahrt geht gut von statten. Man fährt also rheinabwärts bis zu einem Orte namens „Hafen" („Portus").[2]) Hier verläßt man das Schiff, landet auf

[1]) Vgl. P. H. Scheffel, Verkehrsgeschichte der Alpen II (Das Mittelalter), Berlin 1919, S. 68 ff., 71; R. Kretschmer, Historische Geographie von Mitteleuropa (München und Berlin 1904) 160, 212.

[2]) Wo dieser Ort gelegen ist, hält Waitz, der Herausgeber von Einhards Translatio Sanctorum Marcellini et Petri in den Mon. Germ. SS. XV 243 N. 2, für nicht feststehend; man hat an

dem rechten Rheinufer und hat von hier aus noch fünf Tagereisen bis nach Michelstadt; den Zug dorthin geleitet eine stattliche Menschenmenge, welche zu Gottes Ehre fromme Lieder singt; so wallt man von der Rheinebene hinauf in den Odenwald; still und verträumt liegt dieser in seinem spätherbstlichen[1]) Schmucke da — der richtige, stimmungsvolle Hintergrund für den Zug, der jetzt durch seine Laubgänge schreitet und in dem man die Leiber von zwei Heiligen trägt, deren Seelen schon mehr als ein halbes Jahrtausend vorher diese Körper verlassen hatten und zu ihrem Schöpfer zurückgekehrt waren. Es war ein mühevolles, langsames Vorwärtskommen auf den wenig begangenen und wenig gangbaren Wegen des Odenwaldes. Fast volle fünf Tage brauchte man, bis man in Michelstadt anlangte. Man brachte die Reliquien in die neue, von Einhard erbaute Kirche, die bisher noch nicht geweiht worden war; hier wurden die beiden Heiligenleiber niedergelegt.

Sandhofer-Fahrt nördlich der Neckarmündung gedacht. — Wie mir scheint, geht aus dem Wortlaut („ . . . per Rhenum secunda aqua navigantes, cum ad locum qui Portus vocatur venissent, in orientalem fluminis ripam egressi . . . ") hervor, daß der fragliche Ort nicht auf dem Ufer auf dem man landete, sondern auf dem westlichen Rheinufer gelegen war.

[1]) Die Ankunft der Reliquien wird von der einen Quelle in den Oktober, von der andern in den November (827) verlegt; mit dem ersten Zeitpunkt ist wohl die Ankunft des Boten, der das Eintreffen der Reliquien im Frankenreiche ankündigte, mit dem späteren Zeitpunkt die Ankunft der Reliquien selber in Michelstadt gemeint; s. Kurze, Einhard 43 Anm. 1.

XVI.

Von Michelstadt nach Obermulinheim.

Der Gutsherr von Michelstadt war damals, als die Überreste der hl. Marzellin und Peter dort eintrafen, nicht zu Hause. Als er aber die Kunde hiervon erhalten hatte, litt es ihn nicht mehr lange an einem andern Orte; mit größter Eile kam er nach Michelstadt gezogen. Nachdem er drei Tage daselbst verweilt hatte, wurde ihm eine Nachricht hinterbracht, die geeignet war, *Einhards Gewissen zu beunruhigen*; der, der ihm diese Kunde machte, war Ratleik. Dessen Diener war auf seinen Befehl — so wußte jetzt, gleich am Tage nach dem fraglichen Ereignis, Ratleik Einhard zu erzählen, sobald er nur diesen zu Gesicht hatte bekommen können — nach der Verrichtung des abendlichen Gebetes, als sich die anderen schon entfernt hatten, allein in der Kirche zurückgeblieben. Schon waren die Kirchenpforten gesperrt und der Bursche hatte sich in dem oben[1]) erwähnten Oratorium der Krypta[2])

[1]) S. S. 226 f.

[2]) Die Lesart Teulets, Oeuvres complètes II 204, „in parva cellula", welcher die schon von den Bollandisten (in den Acta Sanctorum Junii I 185) gebrachte und auch von Waitz (in den Mon. Germ. SS. XV 243) aufgenommene Lesart: „in parva sellula" entschieden vorzuziehen sein wird, hat Schneider in den Annalen XIII 119 f. zu der Meinung veranlaßt, jener Vorgang habe sich in der Krypta abgespielt; daß die hl. Leiber in der Tat hier ruhten, geht aus einem andern Grunde hervor; s. Adamy, Einhard-Basilika 7 Anm. 3.

neben den Leibern der Heiligen niedergesetzt mit dem Vorhaben hier zu wachen; plötzlich aber wurde er vom Schlafe befallen; da sah er, wie zwei Tauben durch das rechte Fenster in der Apsis der Kirche hereinkamen und sich auf dem Baldachin über dem Sarge der Heiligen[1]) niederließen. Die eine der beiden Tauben war schneeweiß, die andere von einer Mischfarbe aus Weiß und Grau. Die beiden Tiere trippelten auf und ab und ließen, gleich als ob sie miteinander sprächen, ihr Girren hören. Dann verschwanden sie wieder durch dasselbe Fenster, durch das sie gekommen waren. Hierauf erscholl über dem Haupte des schlafenden Dieners Ratleiks eine Stimme: „Steh' auf — so sprach sie — und sage Ratleik, er solle seinem Herrn künden, daß diese hl. Märtyrer nicht damit einverstanden sind, daß ihre Leiber an dieser Stätte ruhen; denn sie haben eine andere ausgewählt, an welche sie in Eile zu ziehen sich entschlossen haben." — Den, der so sprach, konnte man nicht sehen; nach dieser Rede erwachte der Schläfer. Als Ratleik wieder in die Kirche gekommen war, erzählte ihm sein Diener sein Erlebnis; Ratleik hinwiederum berichtete es Einhard; dieser aber glaubte, obgleich er den Vorfall nicht auf die leichte Achsel nahm, zunächst das weitere abwarten zu sollen und erhoffte sich ein Zeichen, durch welches noch unzweideutiger der Wille der Heiligen kund wurde.

Indes ließ Einhard die Gebeine der Heiligen von den linnenen Kissen, in welchen man sie aus Italien überbracht hatte, herausnehmen und sie in neue, seidene Kissen einnähen. Dabei fiel ihm, als er die Überreste der beiden Heiligen so nebeneinander sah, die Tatsache auf, daß die Reliquien des hl. Marzellinus von geringerer Quantität

[1]) Offenbar handelt es sich um ein Gezelt, das über der Ruhestätte der Heiligen angebracht war, also um eine Art Baldachin; s. auch Schneider in den Annalen XIII 132.

waren als die des hl. Petrus. Er glaubte sich dies damit erklären zu können, daß St. Marzellin von weniger stattlicher Körpergröße als St. Peter gewesen sei. Aber bald sollte sich zeigen, daß der beobachtete Unterschied mit etwas anderem zusammenhing.

Inzwischen spielte sich indes eine neue Erscheinung ab, die Einhard aufs schwerste zu denken gab.

Als Einhard sich wieder einmal den Reliquienschatz betrachtete, da wollte ihm der Schrein, in welchem die hl. Gebeine lagen, wegen der Geringfügigkeit des Materials, aus dem er zusammengefügt war und das so wenig zu der Kostbarkeit seines Inhalts zu passen schien, gar nicht recht gefallen. Barg doch dieser Schrein einen Schatz, der Einhard wertvoller als Gold zu sein dünkte! Daher schien es ihm eine Ehrenpflicht gegenüber seinen Heiligen zu sein, daß seine kunstfertige Hand einen neuen Reliquienschrein, für den Gold oder Elfenbein als gerade gut genug erscheinen mochten, anfertigte! — Durch solche Gedanken wurde Einhard bestimmt an die Herstellung eines Reliquiars für seine beiden Heiligen zu gehen. Eines Abends, als man schon das Nachtgebet gesprochen hatte, beauftragte er einen von den Küstern der Basilika, er solle sich die Maße des alten Schreines nehmen und sie ihm (Einhard) geben. Der Küster wollte tun, wie ihn Einhard geheißen hatte; er zündete sich in dem Gotteshause, um besser zu sehen, eine Wachskerze an, schlug die Decken, mit denen der Reliquienschrein umhangen war, zurück und sah nun zu seiner größten Überraschung, ja zu seinem Entsetzen, daß vom Reliquienschrein wunderbarerweise eine blutartige Flüssigkeit herabtröpfelte. Sogleich ließ er Einhard von dieser Erscheinung wissen. Einhard kam darauf mit den anwesenden Priestern selber an Ort und Stelle und schaute hier nun jenes staunenswerte und höchst auffällige Wunder. Der Reliquienschrein triefte förmlich von wirklichem

Blute und lief davon von allen Seiten über — gerade so, wie Säulen und Prunktische und marmorne Statuen, wenn schlechtes Wetter eintritt, zu schwitzen pflegen. Auf Einhard übte diese Art von Wunder,[1]) die, wie er behauptete, gänzlich neu und noch niemals vorher vorgekommen war, keinen geringen Schrecken aus. Was sollte er jetzt tun? Wie sollte er es erkunden, was Gottes Wille mit diesem außergewöhnlichen Zeichen andeuten wollte? Um dies festzustellen, beschloß man ein dreitägiges Fasten mit besonderen Gebetsübungen. Am Ende dieses Fastens begann gegen Abend jene blutartige Flüssigkeit plötzlich einzutrocknen; und — wunderbar! — die Flüssigkeit, die eine volle Woche lang gleich einer laufenden Wasserquelle ohne Unterbrechung geflossen war, versiegte jetzt so vollständig, daß schon in jener Nacht, als Einhard — es war gerade ein Sonntag — mit seinen Klosterbrüdern zur Kirche ging, um hier den nächtlichen Gottesdienst zu feiern, bereits gar keine Spur mehr von jener Flüssigkeit an dem Reliquienschrein zu sehen war. Dagegen waren die Linnen, welche um diesen Schrein hingen, allerdings von der blutartigen Flüssigkeit besprengt; Einhard gab die Weisung sie in diesem Zustand, also mit den blutigen Flecken, aufzubewahren. Für ihn war es ausgemacht, daß man in diesen Tüchern einen starken Beweis für die Tatsache jenes Wunders erblicken dürfe. Jene Flüssigkeit — so bezeugt er uns — habe sich durch einen salzigen Geschmack, wie den von Tränen, charakterisiert. Sie sei so dünn wie Wasser, aber hinsichtlich ihrer Farbe wie wahres Blut gewesen.

In derselben Nacht, in welcher jenes angebliche Wunder zu wirken aufgehört hatte, sollte aber auch einer

---

[1]) Adamy a. a. O. 7 sucht das angebliche Wunder natürlich zu erklären, ohne daß indes seine Erklärung genügte.

der Diener Einhards, Hruodlang mit Namen, eine Vision haben: im Schlafe schaute er zwei junge Männer; sie machten ihm — so bezeugte wenigstens dieser Hruodlang später Einhard — eine Reihe von Angaben hinsichtlich der Übertragung der heiligen Leiber; Hruodlang sollte nach ihrem Geheiß Einhard diese Angaben mitteilen; auch der Ort, an den die Heiligen überführt werden sollten, und die Weise der gewünschten Überführung ward dem Hruodlang kundgemacht; er sollte unverweilt — so ward ihm unter Androhung schrecklicher Strafen anbefohlen — Einhard von dem Gehörten benachrichtigen. Hruodlang suchte denn auch Einhard, sobald sich dies nur machen ließ, auf, um ihm all das zu erzählen und ihm seine Vision zu bezeugen. Durch diese Botschaft wurde Einhard nicht wenig beunruhigt; sorgenvolle Fragen und Gedanken, Bedenken über Bedenken stiegen in seinem arglosen Gemüte auf. Was sollte er tun? Er überlegte hin und her. Sollte er wiederum ein Fasten und besondere Gebetsübungen veranstalten, um noch einmal Gott um Aufklärung über das, was er wissen wollte, zu bitten? Oder sollte er einen Vertrauensmann aufsuchen, einen wahren Gottesmann, dem er seine Herzensangst mitteilen und die Sorgenlast, die ihn drückte, vorbehaltlos eröffnen konnte? Ein solcher Diener Christi mochte es dann in seinem Gebete erbitten, daß Gott ihm (Einhard) seinen Willen kund tue. — Aber wo konnte man doch gleich einen solch wirklich Frommen finden, einen Menschen, der in aller Einfalt und in Vollkommenheit nur seinem Herrn und Gott lebte? — An solchen Gottesmännern war ja die Welt auch zu Einhards Zeiten nicht überreich! Und zumal mitten drinnen im Odenwald! Allerdings gab's ja auch hier ein paar Klöster, die nicht allzu weit von Michelstadt entfernt lagen: Amorbach war hier, dessen „Münster der hl. Maria im Odenwald" da-

mals auf ein schon etwa hundertjähriges Bestehen zurückblicken konnte.[1]) Westlich von Michelstadt aber lag Lorsch, die Ruhestätte der Reliquien des hl. Nazarius, wo in Einhards Jugendzeit der unglückliche Bayernherzog Tassilo III. seine Tage beschlossen hatte. — Aber gab es in diesen Klöstern auch einen solch heiligen Mann, wie ihn Einhard suchte? Wohl nur von wenigen oder sogar von gar keinem wußte Einhard; das hing allerdings mit den besonders mißgünstigen Verhältnissen im Odenwald zusammen, die einen persönlichen Verkehr sehr erschwerten und die es daher mit sich brachten, daß man von einander wenig erfuhr.

Es waren wirklich bange Tage, die Einhard damals durchlebte, Tage des Zweifelns, der inneren Unruhe und der Unschlüssigkeit, was er tun und lassen wollte und sollte. Vielleicht — wir haben freilich keinen Anhaltspunkt für diese Annahme — stieg ihm auch vorübergehend der Argwohn auf, die Erscheinungen, die ihm berichtet worden waren und welche er selber beobachtet hatte, könnten am Ende gar Erfindungen und Täuschungen seitens seiner eigenen Umgebung sein, seine Leute, insbesondere sein Vertrauter Ratleik, könnten ein persönliches Interesse daran gehabt haben, daß man die Reliquien an einen andern Ort überführe.

In der Tat scheint dem so gewesen zu sein. Kurze[2]) hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß Einhard und Imma ja schon i. J. 819 ihr Besitztum in Michelstadt dem Kloster Lorsch vermacht und sich bloß noch für ihre Lebenszeit den Genuß ihrer dortigen Güter ausbedungen hatten. So konnte also später, nach dem Ableben des schon sehr alternden Einhard und seiner Gattin,

[1]) S. Stamminger in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon I² 753.

[2]) Einhard S. 43.

einzig und allein das Kloster Lorsch und seine Äbte als Gebieter über Michelstadt in Frage kommen. Wenn dagegen der ganze vorerst hier ruhende Reliquienschatz nach Obermulinheim gebracht wurde, das Einhard ja auch besaß und über das er noch nicht verfügt hatte, so konnte hier in Obermulinheim ein eigenes selbständiges Kloster errichtet werden; zum künftigen Abt desselben aber schien in diesem Fall der Vertraute Einhards, Ratleik, gewissermaßen vorherbestimmt zu sein; er hatte ja die Überführung der hl. Gebeine von Rom geleitet, er ist später auch tatsächlich Abt des neuen, in Obermulinheim errichteten Klosters geworden; Ratleik scheint somit schon aus diesem Grunde an der Übertragung der Reliquien nach Obermulinheim interessiert gewesen zu sein. Dazu kam noch, daß die Lage dieses letzteren Ortes am sonnigen Ufer des Mains Ratleik und seinen Gefährten Obermulinheim viel anziehender erscheinen lassen mußte als das im unwirtlichen Odenwald gelegene Michelstadt, das zudem auch für die Entstehung eines Wallfahrtsortes nicht entfernt die guten Aussichten bot, wie das durch die Wasserstraße des Mains viel leichter erreichbare Obermulinheim.

Einhards arglose Seele dürfte diese allzu menschlichen Erwägungen kaum so recht berücksichtigt haben. Ihm scheint es vielmehr recht schwer geworden zu sein mit seinen Heiligen Michelstadt zu verlassen, sein liebes Michelstadt, wo er ja schon seit langem seinen Lebensabend zu verbringen gehofft hatte. Noch schwankte er immer, ob er jene Zeichen wirklich im Sinne einer Übersiedelung nach Obermulinheim auffassen müsse, ob nicht jene Erscheinungen am Ende auf Täuschungen des Teufels beruhen könnten. Wieder nahm er zum Gebete seine Zuflucht, wieder flehte er um die Hilfe der heiligen Märtyrer; und nicht nur er selbst: er vertraute sein Anliegen auch seiner Umgebung an und ermahnte sie unaufhörlich

gleichfalls sich an die Heiligen mit derselben Bitte zu wenden. — Da begannen wieder Visionen über Visionen sich einzustellen: zwölf Nächte lang wurde nicht bloß einem, sondern zweien, ja sogar dreien seiner Gefährten Nacht für Nacht die Offenbarung zuteil, es sollten die Heiligen an einen andern Ort überführt werden. Den Ausschlag bei der Entscheidung Einhards gab eine Vision, welche ein seiner Umgebung angehöriger Priester namens Hiltfrid hatte: dieser wollte einen mit priesterlichen Gewändern bekleideten Mann mit weißem Haar, gar verehrungswürdig zu schauen, in ein weißes Kleid gehüllt, gesehen haben, der zu ihm sprach: „Warum ist Einhard von so hartnäckigem Sinn und von so großer Halsstarrigkeit, daß er so vielen Offenbarungen keinen Glauben schenkt und meint, er dürfe so viele Mahnungen, die ihm auf überirdische Weise zuteil geworden sind, verachten? Steh' auf und sag' ihm, daß er das erfüllen müsse, was die seligen Märtyrer hinsichtlich ihrer Leiber verrichtet wissen wollen, wenn er auch bisher es aufgeschoben hat ihren Willen hierin zu tun. Noch jetzt soll er eilen den Befehl derselben auszuführen und die Übertragung ihrer Leiber an den Ort, den sie selbst ausgewählt haben, nicht versäumen, wenn anders er es vermeiden will, daß das Verdienst von einem solchen Beginnen an einen andern komme."

Auf solche Auslassungen hin glaubte Einhard allerdings nicht lange mehr zögern zu dürfen: jetzt ist es ihm klar, daß die Heiligen ihren Willen erfüllt erhalten sollen und daß man sie von Michelstadt nach Obermulinheim überführen müsse. Er berät sich also mit seinen Getreuen über die bevorstehende Übertragung und man verabredet, daß diese möglichst rasch ins Werk gesetzt werden solle. Voll Eifer trifft man die Vorbereitungen hierzu. Am 16. Januar 828 macht man

sich dann wirklich von Michelstadt nach Obermulinheim mit dem Reliquienschatze auf. Einhards eigene Feder hat uns auch diesen Zug lebhaft und klar dargestellt, und ich will mich in der Hauptsache an seine Worte halten, wenn ich meine Leser zum Geleit dieses Zuges einladen möchte.

Es war ein unfreundlicher, trüber Wintermorgen mit einer Schirokkostimmung, wie sie in diese Jahreszeit gar nicht paßte, als man sich am 16. Januar von Michelstadt aufmachte, um mit dem Reliquienschatze nach Obermulinheim zu ziehen; die ganze vorhergehende Nacht hatte es in Strömen geregnet; schmutzig-graue Wolken hingen auch jetzt noch schwer vom winterlichen Himmel herab — es war so recht eine Stimmung zum Scheiden und Abschiednehmen. Gleich in der frühesten Morgenstunde, als man kaum den Morgengottesdienst beendet hatte und nun die heiligen Reliquien aus der Kirche heraustrug, hatte sich die Bewohnerschaft Michelstadts in gar trauriger und schmerzlicher Stimmung zusammengefunden. Es waren wohl bei vielen aufrichtige religiöse Gefühle, die es ihnen schwer machten, die Reliquien der lieben Heiligen nicht mehr wie bisher in ihrem Heimatsorte zu wissen; daneben gab es vielleicht auch genug Leute, die aus mehr materiellen und selbstischen Interessen heraus die Wegführung des Reliquienschatzes von Michelstadt bedauerten; hatte doch dieser Schatz weite Kreise von Fremden dorthin zu lenken versprochen — Michelstadt hatte die beste Aussicht gehabt zu einem vielbesuchten Wallfahrtsort zu werden. Das aber hätte für die Bewohner Michelstadts natürlich nur Vorteil und Gewinn im Gefolge gehabt! Nun aber war es mit diesen Zukunftsträumen mit einem Schlage zu Ende! So ist es leicht begreiflich, wenn die guten Michelstädter nicht bloß aus frommen Gefühlen, sondern auch aus wirtschaftlichen Interessen den Wegzug der Reliquien mit schmerzlichem Bedauern mitansahen. — Eine andere

Schar, die gleichfalls an dem Aufenthaltsorte der Heiligenleiber aufs regste interessiert war, bestand aus einer Anzahl von Armen und Bettlern. Sie hatten sich in Michelstadt gleich nach der Ankunft der Reliquien eingefunden, weil sie hier aus den Taschen der frommen Pilger, die man an dem neuen Wallfahrtsort erwarten durfte, reichlich Almosen zu erhalten hofften. Von weither waren diese Bettler schon gekommen; so treffen wir unter der Bettlerschar, welche Einhard nach Obermulinheim begleitete, auch einen 15jährigen Sohn der Champagne,[1]) einen gewissen Daniel aus dem Gebiet von Porcien, der sich mit anderen Armen und Kranken schlecht und recht bis in den Maingau durchgeschlagen hatte; er war so verkrümmt, daß er den Himmel nur sehen konnte, wenn er mit dem Rücken am Boden dalag; dazu quälte ihn ein schweres Nierenleiden. Er wie auch die anderen Bettler, die sich in Michelstadt eingestellt hatten, machten die Übertragung der Reliquien nach Obermulinheim mit.

So ging ein immerhin ansehnlicher Zug von Menschen an jenem 16. Januar durch den winterlichen Odenwald. Einhard sah gewiß so manchmal hinauf zu den schweren Wolken und sorgte sich wegen des Regens, der von ihnen drohte und der seinen Zug noch wesentlich zu erschweren schien; aber er vertraute doch auf Gottes Hilfe und hoffte auf günstige Witterung. Freilich: durch die Wolkengüsse, welche schon in der vorhergehenden Nacht eingetreten waren, mußte das Gebirgsterrain noch schwieriger, als es dies sonst schon war, zu passieren geworden sein; und die Waldbäche, welche zu überqueren waren, mußten so stark angeschwollen sein, daß man bei ihrem Überschrei-

[1]) Nicht einen Italiener, wie Kurze, Einhard 45, hierzu wohl durch die irrige Deutung der in die Mon Germ. SS. XV 245 N. 2 genannten Campania auf die Campagna statt auf die Champagne veranlaßt, schreibt.

ten Schwierigkeiten über Schwierigkeiten besorgte; angesichts dieser mißlichen Verhältnisse meinte man fast auf den Antritt des Marsches verzichten zu sollen. Aber bald schon konnte sich Einhard sagen, daß all diese Erwägungen so ganz nichtig gewesen und daß sie nur aus einem beklagenswerten Mangel an Gottvertrauen hervorgequollen seien; denn man fand tatsächlich den Weg, den der Zug einschlug, in einer so ganz anderen, weit besseren Verfassung, als man es gedacht hatte. Und wenn man sich wegen der Sümpfe, die man überqueren mußte, gesorgt hatte, so war man auch in dieser Hinsicht insofern angenehm überrascht, als man nur wenige morastige Stellen antraf; und die Bäche, die man doch bei einem so gewaltigen und andauernden Regen, wie er vorhergegangen war, stark angewachsen glaubte, zeigten sich fast gar nicht angeschwollen.

So ging alles glücklich und schon konnte man erleichtert aufatmen, als man die Wälder des Gebirges hinter sich hatte und ins freie Land hinaus kam, wo menschliche Siedelungen dichter beieinander gelegen waren. Jetzt fanden sich auch gar häufig Scharen von Leuten ein, welche der Prozession entgegengezogen waren, und nun zu Ehren Gottes fromme Loblieder sangen. Diese Leute begleiteten den Zug fast acht Meilen weit und halfen Einhard und den Seinen beim Tragen der Reliquien.

Als sich der kurze Wintertag schon seinem Ende zuneigte, und man sich sagen mußte, daß es ausgeschlossen sei, noch bis nach Obermulinheim zu kommen, da lenkte man seine Schritte in die Siedelung Ostheim bei Aschaffenburg; sie war nicht allzu weit von dem von Michelstadt nach Mulinheim führenden Weg entfernt. Hier in Ostheim war ein dem hl. Martin geweihtes Kirchlein gelegen. Bereits dunkelte es, als man die hl. Reliquien in dieses Heiligtum hineintrug, um sie während der Nacht hier zu

lassen; mehrere seiner Leute ließ hier Einhard zur Wache bei den Reliquien zurück, während er selbst mit ein paar andern der Seinen am selben Tage nach Obermulinheim eilte und hier noch in der Nacht alles zum Empfange der hl. Leiber vorbereitete.

Am nächsten Morgen erhob er sich denn schon bei Tagesgrauen und brach mit einer ansehnlichen Zahl seiner in Obermulinheim ansässigen Leute auf, um die Reliquien einzuholen; diese Leute Einhards hatten sich, nachdem ihnen die Kunde von der bevorstehenden Ankunft der Reliquien zu Ohren gekommen war, schon in der Morgendämmerung vor seinem Hause in der Absicht mit ihm dem frommen Zuge entgegen zu wallen eingefunden.

Indes hatte sich im Martinskirchlein zu Ostheim ein Wunder abgespielt: eine gichtbrüchige Nonne aus Kloster Mosbach, das nur eine Meile von Ostheim entfernt gelegen war, hatte sich von ihren Verwandten und Bekannten in einem Karren nach Ostheim schaffen lassen und hier die Nacht in der Kirche neben dem Reliquienschrein in Wachen und Gebeten zugebracht; und sie erlangte die Gesundheit all ihrer Glieder wieder, so daß sie auf eigenen Füßen, ohne daß sie irgend jemand führte oder ihr sonstwie behilflich war, am nächsten Tage nach Mosbach zurückgehen konnte.

So war der Ruhm der Heiligen noch gewachsen; mit Freude und Dankbarkeit wird Einhard, als er samt seiner Begleitung mit der von Ostheim kommenden Prozession zusammentraf, hiervon Kenntnis erhalten haben; dort, wo die Gersprenz in den Main sich ergießt, erfolgte jene Begegnung. Von hier aus zog nun alles mit dem Reliquienschatze nach Obermulinheim, Gottes Barmherzigkeit preisend und voll gehobener, freudiger Stimmung, der man in lautem Frohlocken Ausdruck gab. Als man nun in Obermulinheim ankam, hatte sich hier eine so große Menge

Volkes eingefunden und die kleine Kirche bereits so stark angefüllt, daß es gar nicht mehr möglich war, in den Raum des Gotteshauses hineinzukommen oder auch nur die Reliquien dorthin zu bringen. So entschloß sich denn Einhard auf einem angrenzenden Felde droben auf einer kleinen Anhöhe einen Altar unter freiem Himmel zu errichten; hinter diesen stellte man den Reliquienschrein. Hier hielt man nun einen feierlichen Gottesdienst ab. Als dieser zu Ende war und die Volksmenge sich zerstreut hatte, trug man die Heiligenleiber in die Kirche hinein, wie dies die seligen Märtyrer selber ehedem in jener Vision angegeben hatten. Man stellte hier den Heiligenschrein nächst dem Altare auf und ließ noch einen zweiten Gottesdienst abhalten. Da ereignete sich nun ein neues Wunder: der schon erwähnte Bettler aus der Champagne, Daniel, brach mit einemmal, als er gerade zu dem Reliquienschrein herantrat und sich niederknien wollte, zusammen, wie wenn ihn einer zurückgehalten oder vielmehr zurückgezogen hätte. So lag er nun lange bewußtlos vor aller Augen hier; als er dann aus seiner Ohnmacht erwachte, setzte er sich auf und erhob sich schließlich vollständig ohne von jemandem gestützt zu werden; er hatte seine gesunden Glieder und seine Nervenkraft wieder völlig erlangt.

Am Tage nach der Überführung der hl. Reliquien barg Einhard dieselben in seinem neuen Schrein und stellte diesen in der Apsis der Kirche auf. Dann setzte er, wie solches im Frankenreiche üblich war, einen hölzernen Deckel[1]) darauf und bedeckte ihn mit linnenen und seidenen Decken zum Schmuck. Er fügte dann einen Altar und jene

[1]) „culmen". — Ich möchte nicht mit Beissel, Verehrung 91, „culmen" als Thron auffassen; eher scheint mir dabei an ein baldachinartiges Holzgerüst, das zum Schmuck mit leinenen und seidenen Stoffen behangen wurde, zu denken zu sein, wie das Schneider in den Annalen des Vereins f. nass. Altertumskunde XIII 132 tut.

zwei Kreuzfahnen bei[1]), die man bei der Überführung von Michelstadt her dem Reliquienschrein vorangetragen hatte; so suchte Einhard, wie er treuherzig versichert, die jetzige Ruhestätte seiner Heiligen in einer seinen ärmlichen Verhältnissen entsprechenden Weise zu gestalten und sie geeignet zur Abhaltung von Gottesdiensten zu machen. Den Schlußstein dieser seiner Tätigkeit bildete, daß er eine Vereinigung von Geistlichen einrichtete, welche ihren ständigen Sitz in Obermulinheim haben, hier die Wache bei den Reliquien führen und Sorge für das Lob Gottes tragen sollte.

Einhard selbst freilich konnte, so leid es ihm auch tat, zunächst nicht auf dauernd in Obermulinheim verbleiben: nicht freiwillig, sondern bloß auf Grund eines königlichen Schreibens, das ihm schon auf dem Wege nach Mulinheim ausgehändigt worden war, machte er sich auf, um wieder nach der Königspfalz zu Aachen zu ziehen. Sein eigentliches Hofamt daselbst, die oberste Leitung der Aachener Kunstinstitute sowie der Hofbücherei, hatte Einhard zwar schon vor der Zeit, da die Überführung der Reliquien von St. Marzellin und Peter von Rom ins Frankenreich erfolgt war, niedergelegt; Gerward war sein Nachfolger in dieser Stellung. Aber deshalb war Einhard noch nicht aller Pflichten dem Hofe und dem Kaiser gegenüber ledig. Er mußte nach wie vor auf längere oder kürzere Zeit in Aachen verweilen, wenn man ihn dort brauchte; das aber war oft genug der Fall. Einhard unterstand jetzt naturgemäß Gerward, da er sich in dessen Ressort ja auch bisher betätigt hatte; daher war es auch Gerward, der Einhard nach Aachen laden mußte, so oft er

[1]) „duo vexilla dominicae passionis“ I cap. 15, in den Mon. Germ. SS. XV 245; ich glaube nicht, daß darunter „Banner mit den Abzeichen vom Leiden Christi“ (so Schneider a. a. O. 132), sondern Banner in Kreuzesform zu verstehen sein werden.

dorthin kommen sollte. An ihn hat Einhard daher auch wohl manche temperamentvolle Rückäußerung gerichtet,[1]) wie uns eine solche in den Zeilen überkommen ist, in denen sich Einhard — ich werde noch darauf zurückkommen — bitter darüber beklagt, daß er von Gerward wiederholt nach Aachen befohlen wurde. Bald suchte dann aber Einhard seinen vollständigen Rücktritt vom Hofe zu erreichen. Seitdem sollte immer mehr Obermulinheim zu seinem eigentlichen Wohnsitz werden.

Wir können es Einhard gewiß nachfühlen, wenn er seinem Bericht von der Überführung seiner Heiligen nach Obermulinheim und von dem Wunder, das sie hier sogleich wirkten, voll Befriedigung die Bemerkung beifügt, daß der

---

[1]) Wie ich in meinem Buche „Einhard als Künstler" 47ff. zu zeigen suchte, ist nicht bloß Brief Nr. 52 (in den Ep. V 135) von Einhard an Gerward gerichtet, sondern auch Nr. 18 (ebd. 119) und wahrscheinlich auch Nr. 14 (ebd. 117); als „comes atque optimas" wie in Nr. 18 ist der Adressat von Nr. 52 zwar nicht bezeichnet, wie überhaupt in diesem letzteren ein vertraulicherer Ton seitens Einhards gegenüber dem Empfänger angeschlagen wird: der letztere wird mit „Du" statt mit „Ihr" (so in Nr. 18) angesprochen, worauf mich (neben andern freundlichen Hinweisen) Herr Geheimrat Hampe aufmerksam machte. Allein dieser verschiedene Ton in den beiden Briefen kann sich wohl auch durch eine Änderung in den Beziehungen Einhards und Gerwards, durch ihre im Laufe der Zeit stärker hervortretende Vertraulichkeit erklären, wie es ja auch in unserer Zeit gang und gäbe ist, daß zwei Männer, die sich ehedem mit „Sie" anredeten, später das freundschaftliche „Du" gebrauchen und in ihren Briefen darauf verzichten, ein Standesprädikat (wie „gloriosus comes atque optimas") zu verwenden. Es kann also diese Verschiedenheit in Nr. 52 gegenüber Nr. 18 nicht beweisen, daß die beiden Schreiben an verschiedene Empfänger gerichtet sind; bei der Gleichheit des Gegenstandes und besonders angesichts der Empfehlung eines Malers in Nr 18 an G., dessen „devotus junior" dieser Maler genannt wird, was sehr wohl auf Gerward als den Leiter der Aachener Kunstwerkstätten paßt, dürfte m. E. dieser eben doch als Adressat auch von Nr. 18 gelten. — S. auch im Nachtrag zu S. 275.

Tag, da all dies geschah, der 17. Januar — er wurde fortan an dem Orte als besonderer Festtag begangen — voll Heiterkeit und Klarheit gewesen sei, und zwar in so hohem Grade, daß er dem Glanze der Sommersonne schon gleichkam; und die Luft war schon so milde und schön und ruhig, daß sie, wie es dem glückseligen Einhard wenigstens vorkam, mit ihrem schmeichlerischen Sonnenschein dem Frühling voranzugehen schien.

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

XVII.

Der Begründer Seligenstadts.

Johannes Weindens hat seinem zu Frankfurt a. M. 1714 erschienenen Werke: „Navarchia Seligenstadiana" oder „Fundatio antiquissimae et regalis abbatiae Seligenstadiensis", einen Kupferstich Joh. Salvers vom Jahre 1707 beigegeben: rechts im Hintergrunde des Bildes schauen wir die Türme und Kirchen Seligenstadts, während vorn der Main in stattlicher Breite vorüberströmt, belebt von dem auf einem Delphin einherreitenden Neptun und seinem aus Tritonen und Nereiden bestehenden Gefolge wie auch von einer Reihe von Schiffchen und Kähnen. Vor allem aber nimmt den Vordergrund ein stattliches Schiff ein, dessen geschwelltes Segel der doppelköpfige Reichsadler schmückt; Mönche des Seligenstädter Klosters sind seine Insassen: das Schiff selbst stellt Seligenstadt, die „königliche Abtei", dar. Sieben Frauengestalten, als Rudererinnen dienend, erscheinen als die Symbole von Hoffnung, Glaube, Liebe, Stärke, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Klugheit. Am Kiel des Schiffes aber sitzt eine ehrwürdige Greisengestalt, den Abtstab in der Rechten und ein Buch in der Linken: als „abbas primus et fundator Eginhardus" bezeichnen sie die Buchstaben an der Schiffswand. Vom Himmel herab sieht die Gottesmutter mit dem Jesuskind auf dem Schoße und von Engeln begleitet gar zufrieden auf diese „Na-

varchia Seligenstadiana", auf diese Fahrt der Seligenstädter Klostergemeinde; lichte Heiligengestalten, die natürlich St. Marzellin und St. Peter darstellen, werden sichtbar, in deren Mitte sich wieder jener würdevolle Greis im schwarzen Benediktinerhabit — Einhard — befindet.

Einhard — der Schöpfer des Klosters Seligenstadt und der Begründer der Bedeutung dieses Ortes! Dieser Ruhmestitel gebührt ihm in der Tat zweifellos; denn ohne Einhard wäre dort, wo der Main nicht mehr allzu weit von seiner Mündung, von der Gebirgslandschaft des Vorspessarts kommend, in die oberrheinische Tiefebene eintritt, kein Kloster entstanden, von dem aus sich die Kultur in der Folgezeit nach Osten hin ausbreiten sollte; und das alte Mulinheim, das hier in Einhards Tagen gelegen war, hätte sich ohne sein Wirken wohl niemals zu einem Markt und schließlich zu einer Stadt weiter entwickelt; es hätte ohne Einhards Eingreifen nie eine solche Bedeutung erlangt, daß es schon bald zur Versammlungsstätte von Fürsten und Großen wurde, und daß sich hier das staufische Geschlecht sein Palatium erbaute, dessen Trümmer noch heute den Schiffer grüßen, der auf dem Main vorüberfährt. Und selbst der neue Name, den das alte Mulinheim schon bald erhielt, der Name Seligenstadt, geht auf Einhards Tat, auf seine Überführung der Gebeine der hl. Marzellin und Peter dorthin, zurück.

Freilich war es ein altes Kulturland, auf dem Seligenstadt erwuchs: die Inschriften heidnischer Altäre und Leichensteine, die der Forscher hier fand, und so manche andere Überreste aus alter Zeit sind redselig genug, um uns noch von der Römer Aufenthalt in dieser Gegend zu erzählen, von den Tagen, da der Schritt der XXII. römischen Legion durch das alte Kastrum, das hier gelegen

war, hallte.[1]) Aber die Wogen der Völkerwanderung gingen auch über dieses Gebiet hinweg und zerstörten das reiche, üppige Leben, das hier in den Jahrhunderten nach Christus emporgekommen war. Die römische Militärstadt verschwindet im Dunkel der Überlieferung und an ihrer Stelle steht am Beginn des neunten Jahrhunderts ein unscheinbares Dorf, das zunächst dem fränkischen Kaiser gehörte. Zum Maingau, also zu jenem großen Verwaltungsdistrikt, in dem auch die Heimat Einhards gelegen war, wurde Mulinheim gerechnet; als „villa", als Gutsherrschaft Kaiser Ludwigs, die in früherer Zeit ein Graf namens Drogo besessen hatte, erscheint es in der oben[2]) erwähnten Urkunde vom 11. Januar 815, durch welche Einhard neben Michelstadt auch dieses Mulinheim erhielt; es ward zur Unterscheidung von dem gleichnamigen etwas mainabwärts gelegenen Orte, dem Mulinheim inferior,[3]) als Mulinheim superior, Obermühlheim, bezeichnet. In diesem Obermulinheim waren neunzehn Hofgüter gelegen und befanden sich dreizehn kaiserliche Leibeigene samt Frauen und Kindern, während man in Untermulinheim, das seinerseits zu dem Gutshof Obermulinheim gehörte, vier Hofgüter und vier Leibeigene samt Weib und Kind zählte. Auch eine Kirche, freilich von geringer Größe, aber immerhin schon aus Stein gebaut, befand sich bereits 815 in Obermulinheim; die Kenntnis des bei den Römern üblichen Steinbaues hatte hier — im Gegensatz zu dem regelmäßigen, namentlich

---

[1]) S. J. W. Ch. Steiner, Geschichte und Beschreibung der Stadt und ehemaligen Abtei Seligenstadt (Aschaffenburg 1820. 1 ff. und K. Kihn, Führer durch das Freigericht und seine Umgebung. 2. Aufl. [1886] 108.

[2]) S. 208.

[3]) Heute Mühlheim am Main in Hessen, Prov. Starkenburg, Kreis Offenbach.

in Innergermanien herkömmlichen Holz- oder Fachwerkbau — schon frühzeitig zur Nachahmung angereizt; aber gleichwohl war Obermulinheim zunächst, als es im Jahre 815 Einhard erhielt, ein wenig bemerkenswerter Ort. Für Einhard selbst bedeutete derselbe, wie es scheint, anfänglich nur eine Wirtschaftsstelle in seiner allgemeinen Gutsverwaltung; darauf weist m. E. jener kurz vor dem 28. Juli vermutlich des Jahres 826 geschriebene Brief des Abtes Ansegis von Fontanelle hin, von dem wir schon gehört haben,[1]) und in welchem der Absender u. a. sagt, daß er auch diese „villa" (Mulinheim) inspiziert und den getreuen Tassilo, der Einhard für ein Amt — vermutlich für den Dienst eines Wirtschaftsbeamten, eines „Propstes" — empfohlen wird, über alles gefragt habe, worauf Tassilo, wie sichs gehörte, Rede und Antwort gestellt hätte.

Als nun Einhard im Jahre 828 den Reliquienschatz nach Obermulinheim brachte, begann eine ganz neue Zeit für das bisher unscheinbare Dorf. Durch seine Lage am schiffbaren Main war es ja zum Wallfahrtsort wie geschaffen — weit besser jedenfalls geschaffen als Michelstadt mitten drinnen in den dunklen Hainen des Odenwaldes. Da entwickelte sich denn schon bald ein starker Verkehr in Mulinheim: von weither kamen Kranke und Sieche gezogen, um hier durch die Fürbitte der hl. Marzellin und Peter ihre Gesundheit wieder zu erlangen: von Köln und von Lüttich, aus der Schweiz, aus verschiedenen Gegenden Frankreichs und selbst aus dem fernen England wallten sie in den stillen Flecken am Main. Da hören wir z. B. von einem jungen Mädchen, das aus dem Gau von Bourges stammte; es war von Geburt an taubstumm — ein rechtes Sorgenkind der Seinen; sein Vater und sein Bruder waren mit ihm in der weiten Welt her-

---

1) Oben S. 235ff.

umgezogen; an viele Wallfahrtsorte war man schon gekommen, ehe man sich schließlich nach Mulinheim wandte. — Ein anderer Kranker, der an Muskelschwund litt, war bis von Lüttich her nach Mulinheim gekommen oder vielmehr elend dahin gekrochen. Wieder ein andermal hören wir von einem alten Mann, der, ein Alemanne von Geburt, vollständig verkrümmt gewesen und bis vom Aargau an unsern Ort gezogen war. Auch einen jungen englischen Geistlichen, dessen Mutter eine Wallfahrt nach Rom angetreten hatte, treffen wir in Mulinheim. Er war jedenfalls den Rhein und den Main herauf dorthin gefahren. Von einem andern aus Aquitanien stammenden Bettler namens Alberich hören wir, daß er zu Schiff mit Mainzer Kaufleuten nach Mulinheim gekommen war. Ebenso wird uns von einer geborenen Kölnerin, die an Muskelschwäche derart litt, daß ihr jeglicher Gebrauch von Beinen und Füßen versagt war, erzählt, daß die Arme, die nur mehr im Sitzen, die Füße nach vorn gestreckt und auf die Hände gestützt, sich vorwärts bewegen konnte, auf die Kunde von den in Mulinheim erfolgten Wundern dorthin in einem Schiff gebracht wurde; dieses Schiff gehörte Kaufleuten, welche zum Gedächtnistag der Heiligen Marzellin und Peter — es war dies der 2. Juni — nach Mulinheim kamen; von Kaufleuten wollte sie auch im August wieder nach Köln zurückgebracht werden.

Alle diese Einzelheiten, die wir aus Einhards Translatio SS. Marcellini et Petri entnehmen, weisen schon darauf hin, wie stark der Wallfahrtsverkehr und der Fremdenzuzug in Mulinheim in kurzem wurde; er lockte natürlich wieder eine Menge von Leuten an, welche um ihres Erwerbes willen an dem emporblühenden Wallfahrtsort vorübergehend oder auch auf die Dauer sich niederließen. Da kamen einmal Krämer und Kaufleute, um den Pilgern gewerbliche Erzeugnisse aus der Fremde anzu-

bieten. Da mochte man dann vor den Kirchenpforten die großen, bis oben angefüllten Kramkörbe und die dicht belegten Stände und Bänke in den Marktbuden („Stationes") der Händler stehen sehen, von denen man gar manches erhalten konnte, was man im täglichen Leben so brauchte: Nadeln und Knöpfe, Gürteln und Spangen, Tücher und Gewebe und Pelzwaren.[1]) Namentlich an hohen Kirchenfesten spielte sich zweifellos ein gar lebhafter Handelsverkehr in dem sich entwickelnden Örtchen am Main ab; vor allem am 2. Juni, wenn man den Gedächtnistag der beiden Schutzheiligen Obermulinheims beging, und ebenso am Tage ihrer Überführung nach Obermulinheim, am 17. Januar, wird ein großer Jahrmarkt in dem kürzlich noch so stillen Dorfe stattgefunden haben. Aber auch das Alltagsleben brachte Abwechselung genug. Auf dem Main zogen die Frachtschiffe der Kaufleute vorüber, wie etwa die Schiffe jener Kaufleute aus Mainz, die nach Einhards Darstellung im Ostfrankenlande Getreide eingekauft hatten und dieses nun den Main hinab nach Mainz brachten. Auch hohe Herren, weltliche und geistliche Fürsten, ja der Kaiser selbst, werden so manchesmal zu Schiff an dem erstehenden Wallfahrtsort vorbeigezogen sein und hierbei den bald weithin berühmten Reliquien ihren Besuch abgestattet haben, nicht ohne hierbei auch den treuesten Diener und Verehrer dieser Heiligen, Einhard, den Herrn von Obermulinheim, aufzusuchen. So mußte beispielsweise Kaiser Ludwig und seine Gemahlin Judith im Jahre 832 an Obermulinheim vorüberkommen, als der Kaiser von

---

[1]) S. G. Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters II. 2. Aufl. (Paderborn 1908) 154 f; Sombart, Der moderne Kapitalismus I 2. Aufl. (München und Leipzig 1916) 167 ff; vgl. 101; M. Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer Bd. III (Leipzig 1903) 218 f., 245, 280 f., 331 f.

Salz an der fränkischen Saale aus mit Judith zu Schiff mainabwärts bis Frankfurt fuhr.[1])

Nachdem Einhard mit seinen Reliquien am 17. Januar 828 nach Obermulinheim gezogen war und diesen Ort zum dauernden Ruheplatz seiner Heiligen erwählt hatte, da galt es vor allem für ihn eine Art von mönchischer Vereinigung zu organisieren, welche den kirchlichen und seelsorgerischen Bedürfnissen des jungen Wallfahrtsortes Genüge tat. Einhard scheint sich, wie schon kurz erwähnt,[2]) auch sogleich daran gemacht zu haben, eine solche Klerikergenossenschaft, welche ständig bei den hl. Gebeinen Wache halten und die einzelnen kirchlichen Tagzeiten verrichten sollte, zu organisieren; damit war auch schon der Grund zur späteren Abtei Seligenstadt gelegt.[3]) Zwar mußten jetzt erst die Klostergebäude errichtet werden; für die Unterkunft der zahlreichen Wallfahrer, die aus nah und fern, zu Schiffe und zu Lande nach Obermulinheim gezogen kamen, mußte gleichfalls gesorgt werden. Und vor allem galt es schon bald auch ein neues Gotteshaus zu bauen; ich werde hierauf später, bei der Betrachtung der verschiedenen Kirchenbauten Einhards in Seligenstadt, noch zurückkommen.

Hier möchte ich zunächst versuchen, einzelne Bilder aus dem Alltagsleben, wie es Einhard in Obermulinheim führte, dem Leser vorzuführen. Und da darf denn zunächst zusammenfassend bemerkt werden, daß Einhard das Leben des Hofmannes von ehedem immer mehr vertauschte mit dem Leben des schlichten Ordensmannes. Diese seine mönchische Lebensweise kam einmal darin zum Ausdruck, daß er alle die einzelnen kirch-

[1]) Boehmer-Mühlbacher, Regesta imperii Nr. 899e ff; Kurze, Einhard 71.

[2]) S. oben S. 274.

[3]) So mit Recht Kurze ebd. 45 A. 1.

lichen Stundengebete mitmachte, gleich den Mönchen und im Gegensatz zum Volke beim Gottesdienst auf erhöhtem Platze, auf der Empore seiner Kirche, saß, das schlichte Kleid der Söhne des hl. Benediktus trug, kurz — sich mehr und mehr als Mönch fühlte und gab, nicht als Weltmann. Priester hingegen ist Einhard nie geworden; und er hat daher auch nie selber das hl. Meßopfer gefeiert. Wohl aber hat er gleich den anderen Ordensbrüdern zu Obermulinheim die Mönchsgelübde abgelegt; und er hat zu diesem Zwecke auch — und gerade darin spricht sich seine Zugehörigkeit zum Mönchsstande in seinen späteren Lebensjahren am klarsten aus — seine ehelichen Beziehungen zu Imma gelöst und mit ihr nur mehr in einem Verhältnis wie Bruder und Schwester gelebt;[1]) auf solche Art erhielt sowohl Einhard selber die Möglichkeit sich als Mönch zu fühlen wie auch Imma hierdurch in die Lage versetzt wurde in den Stand der gottgeweihten Frauen, der Nonnen, überzutreten. Zwar blieb auch jetzt Imma ihrem früheren Gatten noch örtlich nahe; auch sie führte fortan zu Mulinheim ihr Leben, das Leben einer Kanonissin; in der dortigen Stiftung Einhards hat auch sie ihren Wirkungskreis gesucht und gefunden. Tag für Tag war sie hier tätig in all den kleinen Verrichtungen und Geschäften, welche das Leben eben erforderte, in der Führung des ganzen Haushalts und in der Betreuung der jungen Klostergemeinde; allem, was für die Kirche und für den Gottesdienst, aber auch für die leiblichen Bedürfnisse der Seligenstädter Mönche nötig war, galt Immas Sorge. Überall sah man sie als den guten Geist Seligenstadts am

[1]) Das geht m. E. aus einem Briefe hervor, den Einhard an Lupus von Ferrières schrieb und in welchem er ganz deutlich Imma als seine „einstige getreueste Ehefrau (coniunx)" gegenüberstellt der Imma, die ihm „nunmehr Schwester und Gefährtin" geworden war. S. Buchner, Einhard als Künstler 102. S. auch im Nachtrag zu S. 284.

Werke. Auf solche Weise nahm sie auch jetzt noch teil an den Sorgen und Geschäften ihres früheren Gatten.

Diese aber waren nicht gering. Und an Abwechselung, ja sogar an aufregenden Vorfällen war in den ersten Zeiten von Einhards Gründung in Mulinheim schon gar kein Mangel. Denn wundervolle Erscheinungen, über die Einhard in seiner noch näher zu besprechenden Schrift De Translatione SS. Marcellini et Petri genau berichtet, sollen in dem neuen Wallfahrtsorte in großer Zahl vorgekommen sein. Eine Vielzahl von Leidenden soll geheilt worden sein, besonders Sinnesstörungen wie Blindheit und Taubheit bzw. Taubstummheit, Lähmungen, Verkrümmungen, Muskelzusammenziehungen, aber auch Geisteskrankheiten, Besessenheit, allgemeine Schwäche, u. s. f., Fälle von starkem, nervösem Zittern.[1]) Es waren wenig heitere, ja geradezu schmerzvolle Bilder, welche die vielen Kranken und Notleidenden, die Armen und die Bettler darboten, die sich in Mulinheim eingefunden hatten, teils um hier Heilung oder doch Linderung ihrer körperlichen Gebreste zu erfahren, teils um an dem vielbesuchten Wallfahrtsort ihren Unterhalt zu erwerben: da wird z. B. von jenem gliederkranken alten Schweizer berichtet, der da auf den Knien dahergerutscht kommt und sich auf seine beiden Stöcke stützt; vor der Türe der Seligenstädter Kirche liegt eine gichtbrüchige Frau, welche fast keines ihrer Glieder mehr bewegen kann, und ruft flehentlich zu den Märtyrern um Hilfe in ihrer Not. Im Küsterhäuschen bei der Seligenstädter Basilika sehen wir den blinden Alberich auf seiner Lagerstätte, zuweilen auch vor der Kirche selber, auf einem Steine sitzen, ihn, der neben seiner Blindheit auch noch ein großes Nervenübel, ein ner-

[1]) S. E. von Sommerfeld, Eine Heilanstalt zur Zeit Ludwigs des Frommen, in Nord und Süd CVI (1903) 382; Bondois, Translation 62.

vöses Zittern hat, und zwar in einem solchen Grade, daß er nicht einmal sein Essen mit eigenen Händen zum Munde führen kann! Überhaupt sind Bettler und Kranke, welche dieses große Zittern haben und mit unsicherem Schritte zur Kirche schwanken, kein seltener Anblick in Mulinheim. — Als Einhard einmal nachts zum Gotteshause geht, um hier sein Stundengebet zu verrichten, da sieht er vor den Toren der Kirche einen 15jährigen Knaben, der so furchtbar verwachsen ist, daß seine Kniee mit dem Kinn zusammenstoßen! Und vom nahen Höchst hat man eine Besessene hergebracht.

In einer kleinen Zelle aber, die ganz nahe bei der Kirche gelegen ist, kann man eine Nonne aus- und eingehen sehen, die auch mit schwerem Gebrest beladen nach Mulinheim gekommen war: es ist die fromme Marktrud, die aus dem Gau Wetereiba hergekommen war; ihre Eltern hatten sie, mit schwerer Gichtbrüchigkeit behaftet, einstens nach Mulinheim gebracht, nachdem man zuerst bereits an allen möglichen anderen Wallfahrtsorten Heilung des Leidens gesucht hatte; zehn Jahre schon hatte sie damals an dem Übel gelitten und war zu nichts mehr nütze gewesen; auf einer Tragbahre hatte man sie nach Mulinheim schleppen müssen. Hier aber war sie so vollkommen geheilt worden, daß sie zu Fuß ihre Heimreise antreten konnte. Aber freilich: noch auf dem Heimweg war sie wieder von dem alten Übel befallen worden; das war ein rechtes Mißgeschick für die arme Kranke und ein kaum geringeres für ihre alten Eltern; man wußte sich nicht anders zu helfen, als daß man sie wieder nach Mulinheim zurückbrachte; in der Tat erlangte sie auch hier sogleich neuerdings ihre Gesundheit. Und jetzt machte sie hier das Gelübde, daß sie künftig ihre ganze Tätigkeit dem Dienste St. Marzellins und St. Peters weihen und sich nicht mehr vom lieben Mulinheim trennen wolle; auf solche Art war also die fromme Marktrud zur Nonne in Mulinheim geworden.

Auch ein junger Mensch, der jetzt dauernd dort seinen Wohnsitz hat, war einst als armer Kranker hierher gekommen; als Türschließer an der Mulinheimer Wallfahrtskirche verdient er sich jetzt sein Brot und hat beim dortigen Pförtner seine Unterkunft; Prosper pflegt man ihn zu rufen und Einhard selber hatte diesen Namen für ihn vorgeschlagen; eine ganze Geschichte knüpft sich an diese Namensgebung, die Einhard voll Behaglichkeit uns erzählt hat: als der Junge, der taubstumm nach Mulinheim gekommen war, bereits drei Jahre hier verweilte, saß er eines Abends — es war gerade der 2. Juni, der Festtag der heiligen Marzellin und Peter —, als man schon das Nachtgebet gesprochen hatte, wie so manchesmal neben der Kirchentür; da geht er in die Kirche und stürzt hier zur Rechten des Altars zusammen. So findet ihn der Küster, als dieser in der Kirche noch eine Besorgung machen und einen Leuchter mit einer Kerze vor den Altar stellen will. Der Küster eilt gleich zu Einhard selber; dieser ist gerade mit den Klosterbrüdern beisammen und kommt mit ihnen sofort zur Kirche, als er die Nachricht vernimmt. Da findet er denn tatsächlich vor, was ihm der Küster in zusammenhangslosen Sätzen berichtet haben wird: der arme Junge liegt wie tot vor dem Altar; man sucht ihn aufzuheben, ohne daß er hierbei aus seiner tiefen Ohnmacht erwacht wäre. Endlich kommt er zu sich, erblickt Einhard und die anderen um ihn herum; und er redet — o Wunder! — in lateinischer Sprache die ihm zunächst Stehenden an! Jetzt wollen sich einige der Augenzeugen daran erinnern, daß derselbe Junge ungefähr ein halbes Jahr vorher zur Nachtzeit, als er im Hause eines Dieners Einhards schlief, auch schon zwei Worte im Schlafe gesprochen habe; seit dieser Nacht hätte er, so erzählt man, sein Gehör, nicht aber seine Sprache wieder besessen; denn daß er seit jenem Vorfall vor einem halben Jahre gehört haben müsse, das könne

man daraus schließen, daß der Junge seitdem alle Befehle, die man ihm gab, ausgeführt habe, sie also offenbar auch verstanden haben mußte. Dabei hielt Einhard nun vor allem einen Umstand für besonders merkwürdig und wunderbar: die Leute, welche jene Befehle dem Jungen gegeben hatten und von denen derselbe auch richtig verstanden worden war, hatten nicht in Latein, sondern in „barbarischer" Sprache — das war für Einhard natürlich die „lingua theodisca", die „Volkssprache", also unsere deutsche Sprache — geredet. Der Junge hatte somit deutsch verstanden. Und nun sprach er nach dem Wunder am 2. Juni in Latein! Er wußte jetzt nach seiner Heilung zu erzählen, daß er die Heiligen Marzellin und Peter geschaut habe, daß diese zu ihm gesprochen und ihm manches gesagt hätten, was er seiner Umgebung berichten sollte. Am nächsten Tage habe er auch davon Mitteilung machen wollen; aber da seien die Reden der Heiligen, welche er sich wiederzugeben bemühte, seinem Gedächtnisse schon entfallen gewesen. Natürlich konnte der Junge auch nicht angeben, wie sein Name sei, er hatte ihn ja selber noch nie gehört! So war er namenlos. Aber Einhard war um einen Namen nicht verlegen: wegen des günstigen Ausganges dieses Wunders (propter prosperum virtutis effectum) — so sagt er — habe er den Jungen „Prosper" benannt.

Am Tage vor der Heilung dieses Prosper war ein anderer junger Taubstummer gesundet; aber dieser redete, nachdem er die Sprache wiedererlangt hatte, nicht lateinisch, sondern in seiner Muttersprache; und Einhard gab dem bisher natürlich gleichfalls Namenlosen auch einen deutschen Namen: „Godeskalk" — „Gottes Knecht" ward er geheißen.

Eines schönen Tages nahte ein Einwohner Mulinheims selber, ein wohlsituierter Mann namens Willibert, der ein Haus in dem Wallfahrtsort sein eigen

nannte, dem Reliquienschrein im Kirchlein zu Mulinheim; und er opferte vierzig Denare — also eine immerhin recht stattliche Gabe! Einhard sieht's; er tritt zu Willibert, den er noch nicht kennt, heran und erkundigt sich nach seinem Namen; welches Anliegen er denn auf dem Herzen habe? Und da bekommt nun Einhard von Willibert eine Geschichte zu hören, die Einhard selber recht nahe ans Herz gegangen sein wird: vor ein paar Monaten war Willibert von einer außerordentlich großen Schwäche befallen worden; sie war schon so groß, daß alle, die ihn sahen, meinten, daß da nichts mehr zu hoffen sei. So habe man ihm denn den Rat gegeben, er solle, rasch entschlossen, all sein Hab' und Gut verschenken. Der brave Willibert zauderte auch nicht, sondern raffte sich zu diesem Entschluß auf: er gab seinen letzten Willen kund und verfügte im einzelnen darüber, wie alle seine Habe an verschiedene fromme Stätten verteilt werden sollte. Als das geschehen war, fällt plötzlich einem seiner Leute noch ein, daß man ja die Heiligen Marzellin und Peter ganz vergessen habe! Ihre Leiber waren eben erst kürzlich von Rom gekommen und ruhten damals noch in Michelstadt, nicht in Mulinheim. Daher sind sie in den meisten Kreisen daselbst auch noch nicht recht populär, so daß jenes Übersehen allerdings unterlaufen hatte können. Aber ein großer Jammer war es halt doch, daß so etwas hatte passieren müssen! Willibert suchte dieser Not abzuhelfen: ob denn von seinem großen Vermögen gar nichts mehr vorhanden sei, das er den beiden Heiligen überschicken könnte, frägt er seine Umgebung. — Da antwortet ihm einer, daß allerdings ein Stück von seiner Habe noch übrig sei: ein Schweinchen sei es, über das Willibert noch nicht verfügt habe. Willibert befiehlt, daß man es verkaufe und den Erlös nach seinem Tode dem Gute der genannten beiden Heiligen überbringe. Das war doch ein rührend frommer Zug des guten Willibert! Der

Lohn ließ auch nicht auf sich warten: denn kaum hatte er diese Weisung gegeben, als er plötzlich eine Besserung seines Zustandes wahrnimmt. Die Schmerzen, die ihn gequält hatten, lassen nach, der Appetit, der ganz ausgeblieben war, hebt sich wieder, er ißt auch wacker und kommt rasch wieder zu Kräften, so daß er schon am nächsten Tage einige Hausarbeit ohne Schwierigkeit hätte verrichten können. — So habe man denn jenes Schwein verkauft, schließt Willibert seinen Bericht, und diese vierzig Denare hier seien der Erlös dafür, den er den Heiligen Marzellin und Peter seinem Gelübde gemäß überbringe.

Einhard wird, wie gesagt, dieses Geschichtchen aus dem Munde Williberts nicht ohne Rührung vernommen haben; und auch der nüchterne Geschichtsschreiber darf wohl ohne allzu große Phantasie behaupten, daß fortan zwischen dem wackeren, den Heiligen Marzellin und Peter so ergebenen Willibert und ihrem allzeit getreuen Einhard ein freundschaftliches Verhältnis bestanden hat. —

Ein andermal sehen wir im Geiste Einhard bei einer Bauersfrau stehen, die aus dem nur wenige Meilen von Obermulinheim entfernt gelegenen Ursel bei Homburg im Niddagau gekommen war. Sie erzählt ihm gerade treuherzig und bieder, wie es so ihre Art war, die Geschichte, die ihr jüngst passiert war, erzählt sie ihm mit der ganzen Ausführlichkeit, wie sie das Landvolk liebt: sie schildert ihm, wie sie da neulich am Morgen aufgewacht sei und sich in ihrem Bett aufgesetzt habe; wie sie dann ihre Arme gestreckt und ein über das andere Mal gegähnt und dabei den Mund aufgerissen habe — wie man's halt so tue, wenn man aufwache und noch müde sei. Bei dieser Prozedur habe sie nun aber einmal den Mund noch weiter aufgemacht, als dies gut gewesen sei, und habe so die Kinnbacken-Fugen bis zu den Ohren auseinander gerissen und sich so — o Schreck! — die Mundsperre zugezogen! Das

sei wahrhaftig eine böse Sache gewesen! Ganz schrecklich habe sie da ausgesehen, mehr einer Larve als einem Menschen gleichend. Und das alles wegen des dummen Gähnens! — Der Fall verbreitete sich in Ursel gleich einem Lauffeuer. Für die Weiber des Ortes bedeutete er vor allem ein Ereignis; man läuft zusammen und erörtert das tragikomische Geschehnis. An gutem Rat fehlt es unserer braven Bäuerin selbstverständlich nicht. Die einen wissen dieses, die anderen ein anderes Heilmittel. Hierbei spielen Heilkräuter eine große Rolle. Aber auch mit Zauberspröchlein, die Einhard recht abgeschmackt vorkamen, wollte man der Armen Hilfe bringen. Doch nichts von allem hatte Erfolg; es war eben doch bloß eine eitle und abergläubische Hoffnung, die man auf solche Dinge setzte. Und die Operationen, welche unkundige Hände, wenn auch mit dem besten Willen Heilung zu bringen vorzunehmen suchten, bedeuteten für die Arme nur eine neue Qual. Heilung fand sie keine. Als so gar nichts zu helfen schien, kam auch der Schwager der Frau — es war der Bruder ihres Mannes, sagte sie Einhard erläuternd — herbei und wußte einen neuen Rat: man solle nur gleich nach Obermulinheim eilen; wenn irgendwo, so würde hier ihr Gebrechen geheilt werden. Gesagt — getan. Man hebt die Bäuerin auf ein Saumtier und fort geht's gen Obermulinheim. Als man schon in dessen Nähe gekommen ist, steigt die Bäuerin von ihrem Tiere ab und will den Rest des Weges zu Fuß gehen. Schon ist man so nahe dem Ort, daß man in der Ferne das kleine Türmchen der Kirche des Dorfes auftauchen sehen kann, wenn man nur genau hinsieht. Die Begleitung unserer Bauersfrau macht diese darauf aufmerksam und meint, sie solle nur den Kopf etwas strecken, dann sähe sie den Turm schon. Sie tut es auch. sieht die Kirche und — wird in diesem Augenblick gesund. Alle Anwesenden staunen dieses Wun-

der an, fallen auf die Kniee nieder und danken Gott. Dann steht man auf und zieht weiter nach Obermulinheim, betet hier vor den Heiligen und erfüllt nach Kräften die Gelübde, die man getan hatte, um hierauf froh nach Hause zurückzukehren.

Zuweilen waren es auch recht aufregende Szenen, die sich in Obermulinheim abspielten: manche Besessene und Wahnsinnige wurden in den Wallfahrtsort gebracht: so war ein geistesgestörter Priester, der aus einem Dorf Suntilinga im Niddagau — es ist wohl das heutige Singling bei Höchst — gekommen war und welcher der dortigen Kirche vorgestanden hatte; seine drei Brüder, von denen einer gleichfalls Priester und zwei Laien waren, und ein Mönch des Klosters Hornbach, der mit dem Kranken auch verwandt war, hatten ihn nach Mulinheim geführt; als er hier zu Einhard gebracht wurde, erkundigte sich dieser nach der Krankheitsgeschichte des Geistesgestörten: ob man schon einen Arzt beigezogen und eine Arznei angewendet habe? frägt er. Man erzählt ihm darauf, daß man den Unglücklichen, sogleich nachdem man Kunde von seinem Wahnsinnsausbruch erhalten hatte, nach dem Kloster Hornbach, in welchem er erzogen worden sei, gebracht habe; die Ärzte hätten sich hier auch sofort des Kranken angenommen; aber ihre Kunst habe versagt. Da habe man nun von befreundeter Seite den Rat erhalten, man solle doch zu den Heiligen Marzellin und Peter in Obermulinheim seine Zuflucht nehmen. Man habe denn darauf sein Vertrauen auf die Hilfe dieser Heiligen gesetzt, wie man ja auch schon von vielen anderen gehört habe, daß sie hier gesund geworden seien. — So sagten damals die Verwandten jenes geistesgestörten Priesters zu Einhard. Dieser wird sie in ihrem gläubigen Vertrauen gewiß nur noch bestärkt haben; dann aber ließ man sie in das Unterkunftshaus von Obermulinheim führen; hier blieben sie

vier Tage lang; tagtäglich führten sie den Kranken in die Kirche und ließen ihn hier vor den hl. Reliquien sich niederwerfen. Am fünften Tage muß der eine Bruder des Geisteskranken, der Priester war, und ebenso sein Verwandter, der Mönch von Hornbach, vorübergehend verreisen; in drei Tagen aber wollen sie wieder zurück sein. Sie bitten Einhard, er möchte doch inzwischen den Kranken samt den beiden Brüdern bei sich im Klostergebäude aufnehmen. Einhard schlägt dies nicht ab und vertraut die Sorge für den Irren seinem Priester Hiltfrid an. Dieser übernimmt seinen Schutzbefohlenen und führt ihn in seine Zelle. Gegen Abend desselben Tages erfolgt nun plötzlich ein Wahnsinnsausbruch bei dem Kranken; zufällig ist ihm ein Messer in die Hand gekommen und er will nun mit diesem einen seiner Brüder, die ihn bewachen, niederstechen. Dieser aber entflieht und erzählt den aufregenden Vorgang den Leuten Einhards. Hiltfrid selbst eilt zu diesem und berichtet ihm, was sich ereignet hat; er bittet Einhard um die Erlaubnis den Wahnsinnigen in Fesseln legen zu lassen. Einhard gestattet dies und der Arme wird mit eisernen Ketten festgebunden, auf das Bett geschnallt und die Türe des Gemaches, in das man ihn legt, wird verschlossen. Vor dieser Türe wachen seine Brüder und sind für den Fall, daß er ausbrechen sollte, gerüstet. Freilich schien ein Ausbrechen ausgeschlossen zu sein; denn die Fesseln, die man dem Irren angelegt hat, sind derart, daß sie ihm gar keine Bewegungsfreiheit lassen: nicht auf die rechte noch auf die linke Seite kann er sich drehen, nur auf dem Rücken kann er liegen. So schläft er schließlich ein. Als er frühmorgens beim ersten Hahnenschrei erwacht, da ist ein Wunder geschehen: er ist nicht nur frei von den Banden, in die man ihn gelegt hatte, er ist auch frei von der Krankheit, in welcher sein Geist gefesselt war. Er bricht nun in eine Lobpreisung Gottes aus vollem Herzen aus,

singt — ganz allein in seiner Zelle — klar und deutlich Psalmen und Hymnen und weckt dadurch alle auf, welche in der Nachbarschaft seiner Zelle noch ruhen. Als er dann zur Türe tritt und seine Brüder, die draußen wachen, ersucht ihn zur Verrichtung seiner Notdurft hinauszulassen, da meinen diese, er versuche auf solche Art bloß hinauszukommen; sie wagen daher nicht dem Begehr Folge zu leisten; sie rufen vielmehr Hiltfrid herbei, der sich aber durch die vernünftigen Antworten, die er von dem Eingeschlossenen erhält, davon überzeugt, daß dieser geheilt sei; so läßt man ihn schließlich aus seiner Zelle hinaus. Auf Hiltfrids Frage, was denn mit den Fesseln geschehen sei, mit denen man den Irren gebunden gehabt hatte, zündet man ein Licht an, sucht die Ketten und findet sie vor dem Bette, in dem der Unglückliche gelegen hatte; und zwar waren sie noch genau so zusammengeschlungen, wie man sie dem Armen angelegt hatte. — Wer sonst — so ruft Einhard bei der Darstellung dieses Hergangs aus — hätte solches tun können, als allein der, „welcher das All aus dem Nichts geschaffen hat und der in seinen Geschöpfen solches vollbringen kann, was nicht mit dem Verstande begriffen und nicht mit menschlichen Worten erklärt werden" könne. Und Einhard führt im Anschluß hieran dann weiter aus, daß es ganz unmöglich gewesen sei, daß ein Mensch die Ketten, mit denen jener Kranke gefesselt war, hätte abstreifen können; er versichert schließlich uns ausdrücklich, daß er dieses Wunder nicht etwa durch den Bericht von Zeugen erfahren habe, sondern daß er es persönlich beobachtet habe, weil er an Ort und Stelle anwesend gewesen sei, als es sich ereignete.

Das besondere Interesse Einhards fand auch ein anderes Wunder, das sich gleichfalls in Mulinheim abspielte, nachdem — wir werden davon später noch hören — auch die Gebeine der Heiligen Protus und Hyazinth — es

waren dies zwei römische Märtyrer unter Kaiser Diokletian gewesen — dorthin gebracht worden waren: es handelte sich da um eine Besessene, welche aus Baldradestat gekommen war; zugleich mit dem übrigen Volke war sie in die Kirche gegangen. Hier machte der böse Geist seine Anwesenheit allen kund, indem er zu knurren und die zu Boden geworfene Frau zu quälen begann. Als der Priester, der die Beschwörung vornehmen sollte, den Geist fragte, woher er denn komme, wann und warum er von dieser Frau Besitz ergriffen habe, da antwortete der böse Geist, er sei nicht bloß ein einfacher Teufel, sondern der schlimmste von allen lebenden Teufeln. Und als der Priester darauf weiter fragte, was denn der Grund dieser seiner großen Schlechtigkeit sei, da bekannte er, daß er selber sich diesen schlechten Willen eingefleischt habe; daraufhin wurde der böse Geist gefragt, ob er einst im Himmel gewesen sei; er antwortete, daß dem allerdings so sei, daß er wegen seines Hochmutes aber von dort herabgeschleudert worden sei. Nun wurde an ihn die Frage gerichtet, ob er Christus, den Herrn, gesehen hätte; da erklärte er, er habe damals, als Christus zur Erlösung der Menschen auferstanden sei und in die Hölle hinabfahren habe wollen, den Erlöser hier gesehen. Darauf wurde an jenen Teufel die Frage gestellt, ob er die Namen der Märtyrer kenne, deren Überreste am Tage vorher in die Kirche von Obermulinheim gebracht worden seien — es waren dies, wie gesagt, die Heiligen Protus und Hyacinthus. Da antwortete er, gewiß seien sie ihm wohlbekannt; denn als sie ihr Martyrium erlitten hätten, da sei er dabei gestanden und habe sich in ungeheurem Neid verzehrt wegen ihrer ewigen Herrlichkeit. Unter den genannten Heiligen habe er auch jetzt gerade sehr zu leiden. Denn sie würden ihn gar furchtbar peinigen und ihn aus dem Gefäße treiben, in welchem er schon seit langem verborgen

sei — eben aus jener besessenen Frau. Der Priester frägt, wohin er sich wenden werde, wenn er die Frau verlassen habe. Der Teufel sagt, er werde auf einen sehr schlimmen Pfad gehen und in ferne und verlassene Gegenden. — Als er hernach sowohl den Anlaß wie auch die Art und Weise, wie er von jenem Weibe Besitz genommen habe, dem Priester auf dessen Fragen auseinandergesetzt hatte, meinte der Teufel dieser Frau, er werde ihr, bevor er aus ihr herausfahre, ihre Knochen zusammenschlagen und zerbrechen, sie elend machen und ihr einen Denkzettel an ihre Gemeinschaft mit ihm mitgeben. Als nun die Frau, gleich als ob sie sich ihrer Schwachheit bewußt wäre, mit flehender Stimme die Hilfe der Heiligen erbat, befahl der Teufel sogleich mit der größten Wildheit durch den Mund derselben Frau eben diesem Weib, das sprechen wollte, unter Knurren und Schimpfen zu schweigen. Für Einhard, der nach seinem Zeugnis persönlich diesem Vorgang beiwohnte, war es höchst verwunderlich zu hören, wie durch den Mund desselben Weibleins in so verschiedenartiger Weise gesprochen wurde, bald mit der Stimme eines Mannes, bald mit der einer Frau, so daß nicht e i n e, sondern zwei Personen es zu sein schienen, die sich in lautem Wortwechsel miteinander abstritten. In der Tat waren es ja auch zwei Personen, sagt Einhard, die miteinander uneins waren und nicht den gleichen Willen hatten: die eine Person war der Teufel, der den von ihm besessenen Körper zusammenhauen wollte, die andere war das Weib, das von dem Feinde, der von ihm Besitz ergriffen hatte, befreit zu sein wünschte. Die Verschiedenheit der beiden Willen gab sich kund in der Verschiedenheit der beiden Stimmen und der Worte, welche das Weib und der Teufel bei diesem Wortwechsel einander zuschleuderten. — Als dann der Gottesdienst beendigt war, wollte Einhard die Kirche verlassen und zu Rekreation gehen. Er

befahl, die Frau solle samt den Kirchendienern in der Kirche warten; hierbei hatte er, wie er uns sagt, das Vertrauen, daß durch die Kraft Christi und durch die Verdienste der seligen Märtyrer der böse Geist die Besessene bald verlassen würde; und so war es auch. Denn als Einhard bald hernach in die Kirche zurückkehrte, fand er die Frau gesund, ihres Sinnes völlig mächtig und voll Lobes für Gott vor. —

Von dergleichen Wundern weiß Einhard in großer Zahl zu berichten. In der Regel ging hierbei die Heilung der Kranken in folgender Weise vor sich: der Kranke stürzte — zuweilen nach einem krampfhaften Sprunge in die Höhe — ohnmächtig auf die Erde. Schweiß bedeckte dann seinen Körper, Blut floß aus Mund und Nase. Gleichzeitig hatte er die Erscheinung, es würde an ihm von überirdischen Gestalten eine Operation vorgenommen; bei Verkrümmten oder Lahmen wurden die Schultern aus dem verkrümmten Körper gerissen oder die Füße gereckt und gestreckt. Während dieser Prozedur wurde der Kranke von tiefem Schlafe befallen. Man goß nun Wasser über ihn und brachte ihn allmählich wieder zum Bewußtsein, während jetzt die Heilung in Erscheinung trat.[1])

So hören wir von einem jungen englischen Geistlichen, wie dieser während eines Gottesdienstes, dem auch Einhard beiwohnte, plötzlich ohnmächtig zusammenbrach und lange Zeit wie tot auf dem Estrich lag. Als er dann schnarchende Töne von sich gab, versuchten einige herumstehende Leute ihn aufzuheben und emporzurichten. Da strömte ihm aber so viel Blut aus Nase und Mund, daß die ganze Vorderseite seines Körpers von diesem Blutstrom benetzt wurde. Man brachte Wasser herbei und suchte den Ohnmächtigen wieder zu sich zu bringen. Als dieser nun wirklich seine Besinnung wiedererlangt hatte,

[1]) Vgl. Sommerfeld in Nord und Süd CVI (1903) 384.

war die Taubstummheit, mit der er von seiner Kindheit an behaftet gewesen war, von ihm geschwunden. Er sprach ganz deutlich mit Einhard und erzählte ihm seine Leidensgeschichte, ohne freilich seinen Namen angeben zu können, den er, da er ja bereits als Kind taub geworden war, nicht mehr wissen konnte.

Ähnlich verlief die Heilung jenes taubstummen Mädchens aus der Gegend von Bourges: eines Tages, als es in der Kirche steht, schlägt es die Teller, die es bei sich trägt, um mit deren Geklapper die Leute auf sich aufmerksam zu machen und Almosen von ihnen zu empfangen, wie wenn es von einem Wahnsinnsausbruch befallen wäre, mit aller Gewalt zusammen und wirft sie dann auf die vor ihr stehenden Leute. Dann eilt es zur linken Wand des Kirchenschiffes und tut, als ob es da hinaufklettern wolle, macht einen Sprung von mehr als drei Fuß in die Höhe und stürzt schließlich zusammen. Da liegt es nun da, einer Toten mehr gleichend als einer Schlafenden. Blut strömt auch ihm aus Mund und Nase und befleckt das Mädchen über und über. Die Leute, die dabei stehen, tragen es in die Mitte der Kirche. Da läßt man es eine Weile liegen. Endlich richtet es sich auf, schaut um sich gleich als ob es aus einem schweren Traum erwacht wäre; dann faßt es die Hände der Leute, die bei ihm stehen, und drückt ihnen mit Gebärden die Bitte aus es aufzurichten; das geschieht und man führt es zum Altar. Dort erblickt es unter den andern Geistlichen auch Ratleik, den wir als Sekretär Einhards und als dessen Abgesandten bei der Überführung der hl. Marzellin und Peter von Rom schon kennen gelernt haben. Wie das Mädchen ihn sieht und er wiederum es anschaut, stößt es sogleich die Worte aus: „Du bist Ratleik, du wirst mit diesem Namen genannt; du bist der Diener dieser Heiligen.“ Ratleik weiß nun nicht, woher der Kranken sein Name bekannt ge-

worden sein könne; als er darnach frägt, antwortet sie, die Heiligen Marzellin und Peter hätten ihr, während sie wie im Schlummer dagelegen sei, ihre Finger in ihr Ohr hineingelegt und zu ihr die Worte gesprochen: „Wenn du aufgestanden und an den Altar herangetreten bist, so wisse, daß der junge Geistliche, welchen du vor dir stehen und dich anblicken siehst, Ratleik heißt, und daß er unser Diener ist. Denn er selber ist es, der unsere Leiber an diesen Ort überliefert hat." — Damit war auch an dieser Kranken, die, wie ihr Vater und ihr Bruder Einhard bezeugten, von Geburt an taub und stumm gewesen war, der Heilungsprozeß vollzogen.

Recht lange mußte jene Kölnerin in Obermulinheim auf ihre Heilung warten, die an jenen schlimmen Nervenkrämpfen litt und die nicht mehr stehen und gehen konnte. Sie war schon einmal in Mulinheim gewesen; als sich gar keine Besserung gezeigt hatte, wandte sie sich nach Mainz. Aber dort hatte sie eine Erscheinung, von der ihr befohlen ward nach Mulinheim zurückzukehren; sie tat es, allein auch jetzt dauerte es noch zwei Monate lang, bis ihr Hilfe ward: gerade war Ratleik wieder einmal in Rom gewesen und hatte von dort eine Reliquie, ein Fingerglied des hl. Hermes, mitgebracht, als die Frau, an ihrer Gesundung verzweifelnd, am kommenden Sonntag — es war der Tag des hl. Hermes, der 28. Juli 830 — wieder in ihre Heimat zurückkehren wollte. Da ereignete sich in der Nacht vorher, als eben Einhard nach dem Abendgebet die Kirche verlassen hatte und mit seinen Ordensbrüdern zum Schlaf zurückkehren wollte, folgendes Wunder: die Kölnerin wurde plötzlich von einer Ohnmacht befallen; etwas Blut floß aus allen Nägeln ihrer Füße; als sie wieder zu sich kam, reichte sie den Umstehenden ihre Hand und erhob sich; und sie, die sich früher nur mit Hilfe der Hände hatte fortbewegen können, ging jetzt

zum Grabe der Märtyrer in der Kirche und warf sich vor diesem zur Erde nieder. Die Menge sieht das Wunder und stimmt einen Hymnus an; nach seiner Beendigung steht die Kölnerin ganz geheilt von der Erde auf und will gar nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren.

An mehreren Wundern war auch der schon genannte Bettler Alberich aus Aquitanien beteiligt; wie gesagt, war er nicht bloß blind, sondern litt auch an heftigstem Zittern. Als er an einem Vormittage in seinem Unterkunftsraum lag und schlief, hatte er eine Erscheinung, die ihm befahl gleich aufzustehen und sich zur Kirche zu begeben; denn es sei die Zeit gekommen, da er geheilt werden sollte; Alberich gehorchte und ließ sich zur Kirche führen; dort fand gerade feierlicher Gottesdienst statt; Alberich setzte sich auf einem Stein vor der Kirche nieder; als man nun während jenes Gottesdienstes eben die dem Evangelium vorausgehenden Gebete vollendet und gerade zwei Verse des Evangeliums selber gelesen hatte, ertönt von draußen plötzlich eine Stimme herein: „Hilf' mir, heiliger Marzellin!" Die Beter in der Kirche erschrecken nicht wenig. Die meisten wissen sich zwar zu fassen und bleiben ruhig in der Kirche und hören das Evangelium weiter an. Aber manchen läßt doch die Neugier keine Ruhe; sie eilen hinaus und finden nun hier den Alberich an der Stelle, wo er gesessen hatte, hingestreckt — Kinn und Brust mit Blut befleckt, das ihm aus der Nase läuft. Man richtet ihn auf, gibt ihm frisches Wasser und erquickt ihn so einigermaßen. Jetzt erzählt er, was ihm widerfahren sei und warum er einen so markerschütternden Schrei ausgestoßen habe: er sei von einem wie im Streite in den Nacken geschlagen worden, sagt er; da habe er eben die Hilfe von St. Marzellin erfleht. Aber jener Schlag sollte ihm zum Heile werden; denn von dieser Stunde an sei er von seiner Zitterkrankheit geheilt gewesen. Auch Al-

berich ließ sich nun auf dauernd in Mulinheim nieder; als Einhard über diesen Vorfall seinen Bericht schrieb, war Alberich schon fast zwei Jahre lang dort ansässig; und in diesen zwei Jahren war keine Nacht vergangen, ohne daß nicht die heiligen Märtyrer dem Alberich im Traume erschienen wären und er von ihnen manches gehört hätte, was er andern zur Kenntnis bringen sollte. So wenigstens erzählt uns Einhard, der sich freilich hier wieder auf das verlassen mußte, was ihm durch Alberich mitgeteilt worden war. Einhard glaubte allerdings die Voraussagungen, die Alberich auf Grund der ihm zuteil gewordenen Weissagungen gemacht hatte, großenteils erfüllt zu sehen, wie er seinem Bericht hinzufügt.

Durch solche wunderbare Vorgänge und die Erzählungen, zu denen sie in aller Welt Anlaß gaben, verbreitete sich der Ruf Mulinheims bald weithin. Doch nicht bloß Kranke und Arme waren es, die hierdurch angezogen wurden. Denn auch Leute, die irgendeine Schuld auf sich geladen hatten, kamen bald in großer Zahl nach Mulinheim und hofften in der Kirche der berühmten Märtyrer und bei deren mildem, menschenfreundlichem Diener Einhard ein Asyl zu finden. Sie täuschten sich nicht; die Briefe Einhards legen genugsam hiervon Zeugnis ab: da erscheint bei ihm Hunno, der Mann jenes Grafen Hatto, und erzählt ihm von der schweren Schuld, die er durch seine Heirat mit einer Leibeigenen seines Herrn auf sich geladen habe. Und die beiden Wilddiebe, die vom Grafen Poppo zu einer gar hohen Geldstrafe verurteilt worden sind, nehmen ihre Zuflucht auch zu St. Marzellin und Peter. Einhard weiß daraufhin bei dem Grafen gar inständig und flehentlich für die beiden Wilderer sich zu verwenden und ihn zu bitten „aus Liebe zu den Märtyrern Christi" ihnen gnädig zu sein, auf daß es den beiden zum Bewußtsein komme, daß sie sich selber durch nichts

anderes beim Grafen einen Stein ins Brett gesetzt hätten als durch ihre Zuflucht zur Stätte der heiligen Marzellin und Peter. Auch der Knecht, der einen andern erschlagen hat, hofft in Mulinheim bei Einhard ein Asyl zu finden und täuscht sich nicht; und Williram und Otbert wissen auch nicht, wo sonst sie ihre Zuflucht nehmen sollten in ihren Herzensanliegen als bei Einhard in Obermulinheim.[1])

Doch genug von all den Wundern, deren Augenzeuge Einhard in manchen Fällen selber war, genug auch von den Hilfesuchenden, welche sich in Obermulinheim einfanden. Diese Einzelheiten veranschaulichen es, denke ich, genugsam, welch hohen Ruhmes sich Mulinheim als Wallfahrts- und Zufluchtsort schon bald erfreuen konnte, und wie die von Rom gekommenen Überreste der hl. Marzellin und Peter gewissermaßen der Mittelpunkt wurden, um den sich das ganze, frisch aufblühende Leben Mulinheims und des christlich gewordenen Maingaues gruppierte. Es ist daher auch begreiflich, wenn Mulinheim selbst seinen bisherigen Namen abstreifte zugunsten einer neuen, von eben diesen bedeutungsvollen Heiligenleibern ausgehenden Bezeichnung: man nannte die Stätte, wo diese Leiber nunmehr ruhten, „Saligenstad" = Seligenstadt.[2]) Nicht als einzige derartige Ortsbezeichnung ist für Obermulinheim dieser Name aufgekommen. Auch in einer Reihe von andern Gegenden Deutschlands findet er sich — übrigens ähnlich wie auch „Heiligenstadt".[3]) In

[1]) S. zu all dem oben S. 162.

[2]) Sehr fraglich scheint es mir zu sein, ob man hierbei wirklich an den Namen des alten Römerortes, der an derselben Stelle sich befunden hatte, d. h. des „castrum Selgum" anknüpfte und diesen alten Namen volksethymologisch umgestaltete zu Seligenstadt; s. E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch II 3. Aufl. herausgegeben von H. Jellinghaus (Bonn 1916) 668 f.

[3]) So findet sich ein Seligenstadt als Bezeichnung für die Stadt Osterwieck im Kreise Halberstadt, Regierungsbez. Magde-

der Regel — und so auch bei unserem Seligenstadt — weist er wohl auf Orte hin, die durch Heiligenleiber, die dorthin gebracht worden waren, zu ihrer Bedeutung gelangt waren.[1])

---

burg, Prov. Sachsen; ebenso Seligenstadt als Name für ein früheres Kloster Seck, Kreis Westerburg, in der preußischen Provinz Hessen-Nassau (Förstemann a. a. O.); auch im Fränkischen kommen mehrere Orte dieses Namens vor; eine Gemeinde Seligenstadt liegt im Bezirksamte Kitzingen in Unterfranken (Bayern), eine andere Gemeinde in Mittelfranken im Bezirksamt Hilpoltstein (Bayern). — Eine Kreisstadt Heiligenstadt liegt im Eichsfeld (Regierungsbezirk Erfurt in der preußischen Provinz Sachsen); daneben ein Markt Heiligenstadt im bayrischen, oberfränkischen Bezirksamt Ebermannstadt. Ein Dorf dieses Namens auch in Oberösterreich, Bezirkshauptmannschaft Braunau, Gemeinde Lemgau, sowie ein anderes in Steiermark, Bezirkshauptmannschaft Murau, Gemeinde St. Lambrecht.

[1]) Denn daß Seligenstadt von sêlic im Sinne von besonders glücklich, also in der Bedeutung „beglückter Ort" kommt, scheint mir nicht richtig zu sein.

XVIII.

Am Vorabend der Palastrevolution — Einhard und Hilduin, zwei Hofleute Ludwigs des Frommen.

Jener 17. Januar 828 mit seinen kosenden Frühlingslüften am Main, an dem die Überführung der Reliquien St. Marzellins und St. Peters nach Obermulinheim erfolgt und der Einhard gleich einem schönen Lenzestag erschienen war,[1]) bedeutete in dessen eigenem Lebenslauf den Anbruch einer neuen Periode, den *Beginn seines Lebensherbstes*. Die Zeit nimmermüden Schaffens am Aachener Hofe gehörte für ihn immer mehr der Vergangenheit an; seine Bestrebungen und Interessen liefen jetzt mehr und mehr in *einem* Brennpunkt zusammen. Und dieser Brennpunkt war Mulinheim und seine Heiligen.

Zwar mußte, wie wir wissen,[2]) Einhard auch noch zu einer Zeit, da er sein eigentliches Hofamt in Aachen niedergelegt hatte und da hier Gerward sein Nachfolger geworden war, ab und zu am Aachener Hofe erscheinen; denn ohne seinen bewährten Rat schien es hier nicht mehr so recht zu gehen; aber Einhard empfand diesen Aachener Aufenthalt sicher meist als einen unangenehmen Zwang; wiederholt suchte er sich bei Hofe zu entschuldigen. Beson-

---

[1]) S. oben S. 276.

[2]) S. oben S. 274.

ders köstlich ist der schon gestreifte Brief an seinen Amtsnachfolger Gerward zu lesen; es ist ein geharnischtes Schreiben, das Einhard, offenbar in recht schlechter Stimmung, damals an Gerward losgelassen hat. Er wisse nicht, so beginnt er seine Epistel, was er von Gerward denken solle: entweder müsse dieser die Zeilen, die Einhard ihm kurz vorher geschickt hatte, nicht verstanden haben; oder er müsse sich über die Gefahr, in der Einhard schwebe, nicht klar geworden sein. Wie nämlich Einhard schon in jenem früheren Schreiben auf die Weisung Gerwards nach Aachen zu kommen diesem mitgeteilt hatte, war Einhard durch eine Erscheinung geheißen worden ununterbrochen in Seligenstadt zu bleiben und jedenfalls nicht eine ganze Woche lang von dort abwesend zu sein. Gerward habe sich also, wenn er trotzdem den besagten Befehl an Einhard wiederholte, so meinte dieser, entweder die prekäre Lage, in welche er durch jenes Gebot gekommen sei, nicht genügend vergegenwärtigen können, oder er scheine Einhards früheren Brief nicht recht verstanden zu haben. Und da wolle er lieber annehmen, er sei so sehr beschäftigt gewesen, daß er die erhaltenen Zeilen nur flüchtig gelesen und verstanden habe, als daß er glaube, Gerward kümmere sich einfach um das Unglück, das ihm (Einhard) bevorstehe, nicht. Denn wenn keine der beiden Annahmen zuträfe, so hätte Gerward unmöglich ihn ermahnen, ja ihm sogar die Weisung geben können, er solle seinen Aufenthalt in Seligenstadt unterbrechen und nach Aachen kommen. Das ginge doch in einer Woche nicht; denn schon die Hinreise — ganz abgesehen von dem Aufenthalt daselbst — koste ihn sieben Tage, zumal bei den schwierigen Wegeverhältnissen und bei seinem derzeitigen schlechten Gesundheitszustand ein schnelleres Reisen nicht möglich sei. Und so bitte Einhard denn den geschätzten Adressaten, er solle seinen ersten Brief an ihn noch einmal durchlesen und seinen Inhalt zu

erfassen suchen; dann möge er ihm eine Antwort geben, wie er sie schon längst schriftlich erbeten habe; er möge ihm mitteilen, was ihm von jener Offenbarung und von der strengen Weisung in Seligenstadt zu bleiben gut schiene. An Boten werde kein Mangel sein, wenn Gerward seine Antwort Bonotto, Einhards Viztum (in Maastricht), überschicken wolle. —

So suchte also Einhard, soweit dies sich machen ließ, seine Aufenthaltspflicht bei Hofe zu umgehen. So manchesmal mußte er sich zwar doch von Seligenstadt nach Aachen aufmachen; namentlich die Wintermonate pflegte er dort zu verbringen. Im November trat er dann meist die Reise an; dabei benützte er die alte Römerstraße und zog von Obermulinheim nach Aachen in schnurgerader Richtung.[1]) Nicht immer verlief diese Reise ohne Zwischenfall. So hören wir einmal davon, wie er mit einigen Reliquien seiner Heiligen an einem Novembertage eben wieder den Weg nach Aachen angetreten hatte und nun bereits den Rheinübergang hinter sich liegen hat; in Sinzig, der königlichen Pfalz nächst Bonn, ist Einhard angekommen und will hier übernachten; man ißt hier zu Abend und schon hat sich die früh hereinbrechende Dämmerung über die rheinischen Fluren herabgesenkt; als sich Einhard mit seinen Vertrauten in sein Schlafzimmer zurückzieht, ist es schon spät geworden; er wartet hier noch auf den Diener, der ihm den Nachttrunk zu reichen pflegt; als dieser hereintritt, sieht es ihm Einhard sogleich an, daß er etwas Besonderes auf dem Herzen haben muß. „Was gibt es denn zu berichten?" frägt er ihn. „Denn, wie ich merke, hast du etwas, was du mir erzählen willst!" — Der Diener bejaht das und sagt, daß sich soeben zwei Wunder ereignet hätten: sogleich, nachdem man vom Tische aufge-

[1]) S. Matthaei, Einhards Translatio SS. Marcellini et Petri 16.

standen sei und Einhard sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen habe, sei er, so erzählt der wackere Schenke, mit seinen Genossen in den Keller hinuntergestiegen, der unter dem Speisezimmer gelegen sei. Dort habe man noch ein kleines Gelage veranstaltet: eben habe man den Knechten Bier ausgeschenkt, da sei ein Junge mit einer Flasche erschienen, den ein anderer Knecht geschickt hatte; er habe gebeten die mitgebrachte Flasche ihm zu füllen. Das tat man denn auch; nun bat der Bursche, man möchte auch ihm selber etwas von dem Bier geben. Man erfüllte ihm auch diese Bitte und schenkte ihm in ein Gefäß, das auf dem Bierfaß gestanden hatte, Bier ein. Als der Junge nun aber dies Gefäß zum Munde führte und trinken wollte, da rief er höchst verwundert aus, das sei ja Wein, nicht Bier! Das sei nicht wahr, meint der, welcher sowohl die Flasche wie auch das Gefäß des Jungen von demselben Spunde gefüllt hatte! Der Bube entgegnet, er solle sich doch nur selbst davon überzeugen, daß es so sei, wie er gesagt. Jener nimmt und kostet: in der Tat, es scheint auch ihm wie Wein zu schmecken! Ein dritter und ein vierter, ja schließlich alle, die da sind, probieren's und leeren schließlich den Krug. Und alle kommen zu demselben Ergebnis: ganz nach reinem Wein, nicht nach Bier schmecke die Flüssigkeit! Man bestaunt das Wunder, das sich da ereignet hat. — Da fällt plötzlich die Kerze, die zur Beleuchtung in dem dunkeln Keller gedient hatte und an der Wand befestigt gewesen war, herunter, ohne daß jemand hingestoßen wäre; sie fällt auf den nassen Boden und erlischt hier natürlich, so daß gar kein Lichtschimmer mehr zu sehen ist. Einer der Leute packt die Kerze und rennt im Finstern dem Ausgang zu. In seinem Schrecken ruft er, noch ehe er hinaustritt, aus: „Heiliger Marzellin und Petrus, helft uns!" Und auf diesen Ruf hin brannte die Kerze, die er in der Hand hielt, und die doch zuerst völlig erloschen war,

wieder an. — So erzählte in jener Nacht Einhards Diener seinem Herrn in dessen Schlafkämmerlein in der Königspfalz zu Sinzig. Einhard aber lobte, wie er selber uns sagt, den allmächtigen Gott, „der seine Heiligen immer und überall verherrlicht, und uns, seine Diener, die wir damals heilige Reliquien von diesen mit uns hatten, mit solchen Wundern zu erfreuen sich gewürdigt hat." Dann ließ Einhard den Diener, der ihm diesen Bericht erstattet hatte, in seine Wohnung gehen. Und auch er selber ging zu Bette. — Auch wenn Einhard es uns nicht eigens aufgeschrieben hätte, könnten wir es uns denken: noch lange lag er in jener Nacht wach auf seinem Lager und dachte hin und her: immer wieder wollte er eine Antwort suchen auf die Frage, was denn jene Verwandlung des Bieres in Wein, also die Verwandlung eines minderen Stoffes in einen kostbareren, zu bedeuten hätte. Und auch darüber glaubte sich Einhard Rechenschaft geben zu sollen, warum dieses Wunder gerade in der Königspfalz zu Sinzig sich begeben hätte, nicht in Obermulinheim, wo doch die Leiber jener Heiligen selber lagen, welche durch Christi Kraft es gewirkt hatten. — Es wird, meine ich, nicht allzu oft dem Historiker vergönnt sein, so klar und so sicher in den Gedankengang einer geschichtlichen Persönlichkeit dank der eigenen Angaben derselben Einblick zu erhalten, wie dies uns hier gestattet ist; denn was ich hier berichtet habe, ist nicht etwa das Produkt eigener Phantasie, sondern Einhard selbst ist es, der uns in seiner Translatio SS. Marcellini et Petri von allen diesen Gedanken und Erwägungen, welche in jener Nacht durch seine Seele zogen, Kunde gibt; und er hat auch nicht verfehlt uns zu sagen, daß er trotz langen und sorgfältigen Nachdenkens über diese Dinge zu keinem sicheren Ergebnis kommen konnte. „Gleichwohl — so schließt er — hielt ich es für gewiß und werde es auch immer für gewiß halten, daß jene göttliche und überirdische

Kraft, durch welche diese und andere Wunder dieser Art nach unserem Glauben geschehen, niemals etwas ohne Grund tue oder an den Geschöpfen, welche zu den Plänen ihrer Vorsehung und ihrer Weltenlenkung zweifellos gehören, geschehen lasse." —

Nicht viel weniger anschaulich schildert uns Einhard einen andern Vorfall, der sich gleichfalls auf einer seiner Reisen nach Aachen abspielte. Es war diesmal schon der 1. Dezember herangerückt, als Einhard von Seligenstadt aufbrach. Am 2. Dezember war er in das alte Römerkastell gekommen, das, wie er sagt, in der „heutigen Zeit" Wisibada — Wiesbaden ist dies natürlich — genannt wird. Die Überquerung der Höhen des Taunus stand bevor. Die Diener Einhards, welche sein Gepäck transportierten, waren ihm vorausgezogen; sie hatten nun im Gebirge recht große Schwierigkeiten mit dem Wege. Ein dichter Nebel, schwarz wie die Nacht, umgab mit einemmal die Leute Einhards. Sie wußten gar nicht mehr, wohin man sich wenden sollte. Zudem war es bitter kalt; der Boden war ganz weiß von Schnee, so daß es unmöglich war, die Straße zu finden. Die Joche des Gebirges selber, über welche man ziehen mußte, waren von schwerem Wolkenschleier behangen, so daß man nicht sehen konnte, wie weit oder wie nahe sie noch entfernt lagen. Dazu kam, daß auch auf den Tälern ein Nebel lag, der durch seine Dichtigkeit den Blick behinderte und die Reisenden aufhielt. Als die Leute Einhards mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten und nicht wußten, was man tun sollte, da sprangen sie schließlich von den Pferden herunter und suchten den Weg, den sie nicht mehr sehen konnten, durch Greifen festzustellen. Aber auch das will nicht recht gelingen. Sie steigen wieder auf's Pferd. Lieber will man in die Irre reiten als sich so verzögern. Als sie darauf ein wenig durch die Dunkelheit gezogen sind, kommen sie

zu einem Kreuz. Es war nicht lange vorher zum Gedächtnis St. Marzellins von den Bewohnern eines Ortes gesetzt worden, welche Einhard entgegengegangen waren, damals, als dieser — wir werden darauf erst noch einzugehen haben[1]) — von Aachen mit den Überresten dieses Heiligen nach Obermulinheim gezogen kam; gerade an dieser Stelle, wo jetzt das Kreuz stand, waren damals jene Dorfleute auf Einhard getroffen. — Als nun die Diener Einhards an diese Stelle mehr zufällig als absichtlich gekommen waren, beschlossen sie hier auf ihre Kameraden, die folgten, zu warten und diese, um sie vor Irregehen zu schützen, mit einem Hörnerruf herbeizuholen. Wenn auch sie sich eingefunden hätten, wollte man die Heiligen anrufen und ein dreimaliges „Kyrie eleïson!" anstimmen. So denken eben die Diener Einhards — da zucken plötzlich so zahlreiche Blitze vom Himmel, daß ihr Schein der Helle des Tages gleichkommt. So wird den Leuten das Finden des Weges erleichtert. Der Nebel schwindet, die Dunkelheit vergeht, man kann die Straße, die man ziehen muß, klar sehen und den Weg, obgleich er durch Wälder und über Berge, die durch Haine beschattet sind, führt, ohne Irren bis zum Morgen wandeln. Am Morgen wird es dann so warm, daß man — so sagt Einhard freilich mit etwas starker Übertreibung — eine Hitze wie in einer Schmiede verspürt. Da schwindet nicht bloß der Nebel, sondern auch der Schnee schmilzt dahin, der die Berge und den ganzen Wald bedeckt hatte. —

Als Einhard nach jenem wundervollen Vorfall zu Sinzig, der ihm soviel zu denken gegeben hatte, am Aachener Hofe anlangte, da hatte sich hier so manches nicht zum bessern verändert gegenüber den Tagen Kaiser Karls: wir haben von diesen Wandlungen ja schon oben[2]) gehört.

[1]) Am Ende dieses Abschnittes.

[2]) S. 116f.

Und wie sah es erst im weiten Frankenreiche aus! Die Verhältnisse, welche hier herrschten, schienen allerdings einer stärkeren und festeren Hand, als sie Kaiser Ludwig besaß, zu bedürfen. Der Zustand des Reiches wurde in mancher Hinsicht immer schlimmer. Überall überwucherten Eigennutz und Selbstsucht die Interessen der Allgemeinheit.[1]) Was halfen Gesetze und Verordnungen, wenn kein Arm da war, der für ihre Durchführung sorgte, und wenn die staatlichen Organe selber, die Amtsleute des Kaisers, das Volk nur auszubeuten schienen? Von allen Seiten hörte man Klagen und Anschuldigungen gegen die Reichsregierung. Wenn schon in der Zeit Ludwigs d. Fr. die öffentliche Meinung annehmen zu sollen glaubte, daß Recht und Gerechtigkeit noch niemals so tief darniedergelegen sei als in der Gegenwart, so war das insofern begreiflich, als im Verhältnis zu der kurz verflossenen „guten alten Zeit", da Kaiser Karl noch das Zepter geführt hatte, tatsächlich alles weit zurückgegangen war. Freilich: in der Zeit nach Ludwig d. Fr. sollte sich zeigen, daß der Verfall der öffentlichen Ordnung in Ludwigs Tagen noch lange nicht einmal seinen Tiefstand erreicht hatte, daß die Verwirrung immer noch weiter greifen und immer noch schlimmere Formen annehmen konnte. Für die Zeitgenossen Ludwigs d. Fr. aber schien es, als habe bereits jetzt das Staatswesen einen Tiefstand erfahren, wie man ihn schlimmer gar nicht mehr sich ausmalen zu können glaubte. Am Hofe sah man Ränke und Intriguen, Neid und gegenseitige Rivalität zwischen den einzelnen Hofwürdenträgern. Die Grafen, welche draußen der Verwaltung dienen sollten, zeigten sich nur allzu sehr der Bestechung zugänglich. Die Lasten, welche der Staat verlangte, wurden immer drückender.

[1]) Vgl. zum folgenden E. Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern, in der Bibliothek deutscher Geschichte, herausgeg. von Zwiedineck-Südenhorst (Stuttgart 1896) 262ff.

Und ähnlich wie im Staate stand es auch in der fränkischen Kirche. Mit der zunehmenden Bedeutung, welcher sich die fränkischen Kirchenfürsten nach außen hin erfreuten, hatte die innere Kraft und Güte des fränkischen Klerus' nicht gleichen Schritt gehalten. Weltliche Interessen traten nur allzu stark hervor. Der Verfall der alten, strengen kirchlichen Zucht machte sich unheimlich breit. Die Vernachlässigung kirchlicher Verpflichtungen, die Laxheit in der Seelsorge gaben mehr als genug Anlaß zu Klagen. Hatte der niedere Klerus teilweise eine entwürdigende soziale Stellung inne, so konnte man anderseits der Hofgeistlichkeit Buhlen um die Gunst der Großen, ein unwürdiges Streben nach ertragreichen Pfründen und Ämtern, das oft genug in Simonie ausartete, zum Vorwurf machen.

Die Mißstände hatten natürlich auch ihre Rückwirkung auf die breiten Massen. Eine Verwilderung der unteren Volksschichten hatte eingesetzt. Statt daß die Reste des Heidentums endlich vor christlicher Sitte dahingeschwunden wären, wucherten sie und mit ihnen alter heidnischer Aberglaube und Zauberei, Wahrsagerei und Traumdeuterei im Verborgenen immer noch fort; die geheimen Mittelchen und Künste, die man vom Ahn überkommen hatte, das Brauen von Zaubersäften und von besonderen Tränken, die vermeintliche Kunst Hagelwetter zu erzeugen, die Feldfrüchte dem Feinde verderben und dem Freunde gedeihen zu lassen, die angebliche Fähigkeit den Kühen ihre Milch zu entziehen — alle diese Dinge mußten von kirchlicher Seite immer wieder gerügt werden.

Und alle die andern Schwächen und Sünden der Menschen, die sich nicht selten zu Lastern und Verbrechen steigerten! Die Heiligung des Sonntags achtete man gering. Die kirchlichen Zehnten wurden nur unregelmäßig abgeliefert. So manchem schienen Jagd und Würfelspiel

statt ernster Arbeit unentbehrlich. Meineid kam nicht minder häufig als Unmäßigkeit und Unzucht vor, Raub und Diebstahl, ja selbst Totschlag und Mord waren an der Tagesordnung. Die Blutrache kam wieder mehr in Übung. Und anderseits wurden die Beziehungen derselben Sippenmitglieder immer stärker gelockert. Gerade Blutsverwandte trennte zuweilen Haß und Neid; die Greuel, welche die heraufziehenden Jahrzehnte der Bruderkriege in der großen Politik bringen sollten, waren somit in den Kreisen des fränkischen Volkes schon damals in furchtbarem Maße verbreitet.

Neben diesen Übelständen, die von der Verderbtheit der Menschen herrührten, kamen damals unglückliche und widrige Verhältnisse in der Natur: fast Jahr für Jahr klagte man über Mißwachs und Hungersnot, über Pestilenz unter den Menschen und über Seuchen unter dem Vieh. Furchtbare Gewitter verbreiteten Angst und Schrecken, und entsetzliche Brände vernichteten des Volkes Wohlstand. Das Frankenvolk, wenige Jahrzehnte vorher noch glücklich und reich, begann auch materiell arm und ärmer zu werden.

Auch in Einhards Leben und gerade bei seinem oben vermerkten Aufenthalt zu Aachen sollte die trübselige Stimmung, welche über dem fränkischen Volke und über den fränkischen Großen angesichts der Zerrüttung des Reiches lagerte, zum Ausdruck kommen.[1]) Auch er nahm an dem Reformreichstag teil, der damals gegen Ende des Jahres 828, mitten im Winter, in Aachen abgehalten wurde; sein Herz freilich war auch jetzt in Seligenstadt. Dorthin sandte er nach seiner Ankunft in Aachen einen seiner Leute, einen gewissen Ellenhard; er sollte die Seligenstädter Brüder besuchen und

---

[1]) S. unten S. 318ff.

die Verhältnisse daselbst einer Besichtigung unterziehen, um dann Einhard hierüber Bericht zu erstatten. — Ellenhard leistete dem Gebot seines Herrn Folge und wollte, wie ihm geheißen, möglichst schnell wieder zu Einhard zurückkehren; als er aber nach einem Aufenthalt von drei Tagen Seligenstadt wieder verlassen will, da wird er durch Alberich, den wiederholt schon erwähnten[1]) Seligenstädter Bettler, der dort durch seine Visionen berühmt geworden war, zurückgehalten. Ellenhard, so meint Alberich, müßte in Seligenstadt vor seiner Abreise noch ein Erlebnis haben, über dessen Schilderung sich Herr Einhard gar sehr freuen würde. Alberich weiß nämlich von einem Gesicht zu berichten, das er in der letzten Nacht gehabt haben will: St. Marzellin und St. Peter seien ihm da im Traum erschienen und hätten ihm befohlen, einen anderen Armen namens Gisalbert zu suchen, der einen schrecklich großen Höcker hatte und der so stark verkrümmt war, daß er sich beim Gehen auf kurze Stecken stützen mußte; wenn Alberich diesen Gisalbert gefunden habe, solle er ihn zur Zeit des Morgengottesdienstes auf die Empore, welche über dem Portikus der Kirche zu Seligenstadt gelegen war, zu den hier befindlichen Reliquien bringen; durch die Verdienste und die Kraft der Heiligen, von denen diese Überreste herrührten, werde Gisalbert von seinem Höcker und von seiner Verkrümmung geheilt werden. — Durch diese Angaben Alberichs ließ sich Ellenhard bestimmen seine Rückreise zu Einhard aufzuschieben. Und in der Tat fand Alberich jenen Bettler und brachte ihn zur angegebenen Stunde an den fraglichen Ort; die hier aufbewahrten Reliquien waren seinerzeit mit denen der Heiligen Marzellin und Peter von Rom ins Frankenreich gekommen. Aber man wußte damals noch nicht, von welchen Heiligen sie

[1]) Oben S. 285, 300.

seien, da Deusdona, der sie Einhard geschickt hatte, ihm hatte sagen lassen, er werde später, wenn er einmal Einhard persönlich träfe, diesem die Namen der betreffenden Heiligen angeben. Später erfuhr dann Einhard auch tatsächlich von Deusdona, daß es die Reliquien des Märtyrers Marius und seiner Gattin Martha sowie seiner Söhne Audifax und Habakuk — sie hatten den Märtyrertod unter Kaiser Aurelian Ende des dritten Jahrhunderts erlitten — seien. — Als nun jener Gisalbert neben die Reliquien dieser Heiligen gebracht worden war, schrie er während der zweiten Lesung bei der Matutin gar laut auf, so daß die, die es hörten, sehr erschraken. Einige Geistliche wie auch Alberich kamen herbeigeeilt und fanden Gisalbert neben dem in jenem Raume befindlichen Altar am Boden liegen; dieser war von dem Blute ganz naß, das ihm aus dem Munde floß. Man hob Gisalbert auf und erfrischte ihn mit Wasser. Als er wieder zu sich kam, war sein Höcker verschwunden; voll Dankbarkeit gegen Gott führte man den Geheilten in das untere Geschoß der Wallfahrtskirche. —

Diesen Bericht hörte Einhard voll freudigen Herzens aus dem Munde Ellenhards, der ihn haarklein seinem Herrn wird vorgetragen haben. Aber schon bald sollte Einhard während jenes Aufenthaltes zu Aachen eine noch staunenswertere Kunde aus seinem geliebten Seligenstadt erhalten, eine Kunde, die im engsten Zusammenhange stand mit den zerrütteten Verhältnissen des Reiches, von denen ich gesprochen habe, und mit dem Reformreichstage, der gerade damals in Aachen abgehalten werden sollte.

Ratleik, der uns schon wohlbekannte, erschien vor Einhard in Aachen; er kam von Seligenstadt und brachte von dort eine kleine Schrift, eingeteilt in mehrere Kapitel, mit sich; und Ratleik wußte Einhard eine Mär zu berichten, bei der es diesem vermutlich gar schauerlich zu

Mute geworden ist; denn also erzählt ihm Ratleik: „Vor ein paar Tagen, als wir uns, wie üblich, zur Verrichtung des nächtlichen Gottesdienstes in der Kirche versammelt hatten, trat auf mich jener Blinde (Alberich) herzu, den du kennst, und ersuchte mich, ich sollte mit ihm an einen etwas entlegenen Ort gehen." Ratleik habe diesem Wunsch entsprochen und sei mit dem Alberich in seine Zelle gegangen. Da habe ihm Alberich nun erzählt, daß in dieser Nacht — es war kurz, ehe die Stimme der Glocken die Schläfer zum Gebete weckte — ihm in einer Erscheinung ein Mann vor Augen getreten sei, der durch sein weißes Haar einen ehrwürdigen Eindruck gemacht habe und der mit einem weißen Gewand bekleidet gewesen sei, während seine Hand einen goldenen Stab hielt. Der Alte habe ihn nun angesprochen und habe ihm befohlen, auf all das, was er ihm jetzt sage, wohl zu merken und nichts zu vergessen, damit er es auch anderen klarlegen könne, die es dann aufschreiben würden. „Denn ich wünsche," so sagte die Erscheinung, „daß es aufgeschrieben und durch eueren Herrn dem Kaiser Ludwig zur Lektüre vorgelegt werde. Denn es ist sehr notwendig, daß der Fürst, in dessen Reich jene Märtyrer durch Gottes Befehl gekommen sind, diese Dinge nicht allein kennen lerne, sondern daß er sie auch ausführe." Und nun habe die Erscheinung dem Alberich zwölf oder noch mehr Absätze der Reihe nach verkündet und Alberich angewiesen, diese Punkte im einzelnen dem Ratleik und vier anderen, wie sie Alberich dem Ratleik angeben werde, aufzuzählen und klarzulegen; hernach sollte Ratleik dies alles schriftlich festhalten und es Einhard samt der Weisung, er solle diese Aufzeichnung möglichst bald dem Kaiser unterbreiten, überbringen. Die Erscheinung habe dann noch beigefügt: „Weißt du nicht, wer ich bin, der ich dir dies befehle?" Alberich habe frischweg geantwortet, es sei St. Marzellin. Die Erscheinung aber

sprach: „Es ist nicht so, wie du denkst, sondern ich bin der Erzengel Gabriel, und ich habe die Gestalt und die Hülle des Marzellin deshalb angenommen, weil Gott der Herr mir die Sorge für alle Dinge und Ursachen übertragen hat, welche sich auf jene Heiligen beziehen; und nun bin ich gekommen, um dir anzugeben, was man meinem Befehl gemäß aufschreiben soll, da es Sache des göttlichen Willens ist, daß dies auf Grund ihrer Autorität unverzüglich zur Kenntnis des Königs komme. Du aber melde, wie ich dir befohlen habe, beim ersten Tagesgrauen nach Vollendung des Morgengottesdienstes, was du gehört hast, denen, denen du nach meinem Geheiß das melden sollst." — Alberich habe daraufhin seine Zweifel darüber geäußert, ob man ihm Glauben schenken werde: wie sollte man es ihm glauben, daß der Engel mit ihm gesprochen und diese Dinge kundzutun ihn geheißen habe? — Aber der Engel habe ihn beruhigt und ihm ein Zeichen verheißen, auf Grund dessen man ihm glauben werde: er solle sich von Ratleik zwei neue Kerzen, die noch nie angebrannt worden seien, geben lassen und solle, die eine von ihnen in der Rechten, die andere in der Linken haltend, vor den Altar treten. So solle er alles erzählen, was ihm St. Gabriel gesagt habe. Und wenn er damit zu Ende gekommen sei, so solle er seinen Zuhörern sagen, sie sollten an die Wahrheit seiner Darstellung glauben, wenn die beiden Kerzen ohne irdisches Feuer vor allen Zuschauern anbrennen würden. So sei es denn auch wirklich geschehen. Daraufhin wurde von Ratleik jene Schrift abgefaßt, die dieser Einhard nach Aachen brachte.

All das berichtete damals Ratleik Einhard: Alberich habe also, so kündete er diesem, ihm (Ratleik) auf Veranlassung des Erzengels Gabriel geboten diese Kapitel aufzuzeichnen und sie Einhard zu überbringen mit der Weisung, dieser solle sie dem Kaiser zur Einsichtnahme dar-

reichen. — Einhard nahm nun die Schrift entgegen und las sie durch. Aber er glaubte sie so, wie sie war, dem Kaiser doch nicht übergeben zu können. Dagegen sträubte sich der klassische Philologe in Einhard! Er meinte, die Schrift zunächst einer Korrektur unterziehen zu müssen. Und schließlich war eine neue Abschrift nötig. So machte sich denn Einhard auch wirklich daran die Schrift stilistisch zu verbessern und sie dann nochmals fein säuberlich abzuschreiben. Erst jetzt glaubte er sie — dem ihm übermittelten Befehle gemäß — dem Kaiser darreichen zu dürfen. Der alte Hofmann in ihm kam eben da trotz aller Tünche, welche sein mönchisches Leben darüber gegossen hatte, doch wieder zum Vorschein. Ludwig der Fromme nahm die Blätter, die ihm sein alter Vertrauter darreichte, entgegen und las sie durch. Aber der Erfolg, den diese Lektüre hatte, war herzlich gering: „Nur ganz wenig von dem, was der Kaiser in jener Schrift zu tun geheißen und gemahnt worden war, ließ er ausführen," sagt Einhard resigniert.

In jener Schrift Ratleiks, die durch Einhard dem Kaiser überreicht wurde, hatte die Stimmung der Allgemeinheit und die Forderungen an die Regierung, die sie auslöste, einen Niederschlag gefunden. Schade, daß uns ihr Inhalt nicht überliefert ist! Er wird indes nicht allzu stark abgewichen sein vom Inhalt eines andern Büchleins, das Einhard bald hernach — Ratleik war bereits wieder nach Obermulinheim heimgekehrt — von hier nach Aachen überschickt bekam.

Die Kunde, welche dies Büchlein enthielt, war merkwürdig genug. Sein Inhalt bestand, wie man wenigstens Einhard zu berichten wußte, aus den Worten und Gedanken eines bösen Geistes, der sich Wiggo genannt habe und der nach seiner eigenen Aussage ein Gefolgsmann und Schüler Satans selber und lange Zeit hindurch in der Hölle Pförtner gewesen war; vor einigen Jahren aber

habe er mit noch elf seiner Genossen die Hölle verlassen und sei in das Frankenreich gezogen, um dieses zu verwüsten. Getreide und Wein und alle sonstigen Früchte, welche die liebe Erde zum Gebrauch der Menschen gegeben habe, habe die böse Schar gemäß der Weisung, die sie bekommen hatte, ruiniert; die Herden habe jener Wiggo samt seinen Genossen mit Seuchen geschlagen, die Menschen selber mit Krankheiten und Pestilenz heimgesucht. Alles Übel und alles Elend hätten sie über die Menschen, die solche Heimsuchung schon seit langer Zeit verdient hätten, gebracht. — So erklärte Wiggo in Obermulinheim durch den Mund eines 16jährigen Mädchens, das aus Höchst im Niddagau stammte; die arme Besessene war von ihren Eltern an den Wallfahrtsort gebracht worden, um hier Befreiung von ihrer Besessenheit zu erlangen. Als man sie vor den Reliquienschrein geführt hatte und der Priester über ihrem Haupte die Teufelsbeschwörung in der üblichen Weise vorgenommen und an den bösen Geist die Frage gerichtet hatte, seit wann und wie er in das Mädchen gekommen sei, da habe der Teufel nicht in der Sprache der Barbaren,[1]) sondern in Latein geantwortet; und dies, trotzdem doch das Mädchen nur der deutschen, nicht auch der lateinischen Sprache kundig gewesen sei! Der Priester sei deswegen in Staunen geraten und habe gefragt, wie es denn nur zu erklären sei, daß das Kind Latein redete, da doch seine Eltern von dieser Sprache keine Ahnung hätten. Der böse Geist, der aus dem Mädchen sprach, habe nun den schon wiedergegebenen Aufschluß über sich gegeben. Als der Priester dann von dem Geist erfahren wollte, warum ihm und seinen Gefährten eine solche Macht im Frankenreiche Böses zu verüben gegeben worden sei, habe Wiggo auf den priesterlichen Beschwörungsbefehl das Mäd-

[1]) S. oben S. 288.

chen zu verlassen ausdrücklich erklärt, er tue solches nicht der Beschwörung wegen, sondern vielmehr wegen der Macht der Heiligen Marzellin und Peter, welche ihn nicht mehr länger im Besitze seines Opfers ließen; nach diesen Worten habe Wiggo das Mädchen zu Boden gestoßen, wo es eine Weile wie im Schlafe dagelegen sei. Dann aber sei das Kind, als der Teufel es verließ, wie vom Schlafe erwacht und sei nun durch die Kraft Christi und durch die Verdienste der hl. Märtyrer vor aller Augen und zum Erstaunen aller Anwesenden gesund aufgestanden. Und nun, nach der Austreibung des Teufels, habe es auch nicht mehr lateinisch gekonnt. Daraus zog Einhard den Schluß, daß das Mädchen jene lateinische Aussage nicht aus sich selber heraus gemacht habe, sondern daß der Teufel durch den Mund des Mädchens gesprochen habe. Und mit einem Seufzer fügt er bei: „O Jammer! O Elend! Zu welchem Unglück haben es doch unsere Tage gebracht, da nicht mehr gute Menschen, sondern böse Geister als Lehrmeister auftreten und uns von unsern Lastern reinigen und von unsern Verbrechen überzeugen müssen, um uns zu unserer Besserung zu ermahnen."

Ein charakteristisches Bild des begonnenen Verfalls im fränkischen Volke gibt jene Strafpredigt. — Einen nicht minder interessanten Ausschnitt aus dem gleichfalls wenig erfreulichen Hofleben unter Ludwig d. Fr. erhalten wir in einer Szene, welche sich zwischen zwei Höflingen eines Morgens in der kaiserlichen Pfalz zu Aachen im Vorzimmer des Kaisers abspielte; Einhards Feder hat sie uns meisterhaft und nicht ohne innere Leidenschaft gezeichnet; diese persönliche Anteilnahme des Autors ist ja auch ganz begreiflich. Denn der eine der beiden Hofleute war niemand anders als Einhard selbst; der andere aber war Hilduin, der oberste geistliche Würdenträger am

Aachener Hofe, der Erzkaplan des Kaisers, der selbstbewußte Abt von St. Denis, von St. Medard in Soissons und von anderen großen Klöstern.

Der Vorfall, um den es sich handelt, berührte, wie gesagt, allerdings Einhards persönlichstes Interesse und war daher nur allzu sehr dazu angetan ihn aus seinem seelischen Gleichgewicht zu bringen: es war kurz nach der schon berichteten Überführung der Reliquien seiner Heiligen nach Mulinheim,[1]) als Einhard, gerade in Aachen weilend, eines schönen Tages in aller Morgenfrühe in den Palast tritt und hier an der Türe des kaiserlichen Schlafgemaches Hilduin sitzen sieht, um beim Lever des Kaisers sogleich zur Stelle zu sein. Einhard grüßt den Erzkaplan, wie sich's geziemt, und bittet ihn zu ihm an ein Fenster zu treten, von wo aus man hinab in den Pfalzhof sieht; da stehen nun die beiden Würdenträger, lässig an die Fensterbrüstung gelehnt, und plaudern miteinander von dem, was Einhards Herz vor allem bewegt: von den Heiligen Marzellin und Petrus und von dem wunderbaren Blute, das sich in Michelstadt sieben Tage lang am Reliquienschrein gezeigt hatte. Im Verlauf dieses Gespräches kommt man auch auf die Gewänder zu reden, welche zugleich mit den Heiligenleibern gefunden worden waren; und Einhard bemerkt hierbei, es sei das Gewand, in das der hl. Marzellin gehüllt gewesen war, von wunderbarer Feinheit; das bestätigt ihm Hilduin mit einer Miene, als habe auch er diese Kleidung gesehen. Einhard stutzt: wie kann denn eigentlich Hilduin von dem Gewande des Heiligen etwas wissen, er, der doch niemals die Reliquien selber gesehen hat? — Hilduin schaut Einhard an, merkt offenbar dessen Überraschung und — schweigt. Dann aber meint er, es sei doch wohl besser,

[1]) Oben S. 261ff., 274.

wenn Einhard durch ihn von einer Sache Kenntnis erhalte, die er auch andernfalls schon bald durch andere Leute hören müßte. „Und ich" — so erklärt Hilduin mit der unschuldvollsten Miene der Welt dem auf jedes Wort gespannt lauschenden Einhard — „mache dir diese Sache in Einfalt kund, während sie vielleicht ein anderer, wenn er dir davon Bericht gibt, nicht schlicht darstellen wird." Ganz naturgemäß, so fährt Hilduin fort, könne jemand nur eine Sache, die er durch eigenes Wissen und nicht bloß durch den Bericht anderer Leute kenne, in ihrer vollen Wahrheit wiedergeben; er verlasse sich denn auf seine guten Beziehungen zu Einhard, die auch dann keine Trübung erleiden sollten, wenn Einhard durch seinen Bericht die nackte Wahrheit des Vorfalls erfahren habe. — Einhard dauert diese phrasenvolle und dunkle Einleitung seines Gegenüber viel zu lange. Allerdings werde er nicht anders handeln, als wie man übereingekommen sei, antwortet er kurz. — Und nun beginnt Hilduin mit seiner Erzählung; Einhard wußte zuerst nicht, ob er in ihr einen Schauerroman oder eine klug gesponnene Intrigue sehen sollte.[1]) Sein Abgesandter Hun, so beginnt Hilduin seinen Bericht, der auf seinen Befehl Ratleik nach Rom begleitet habe, um die Reliquien des hl. Tiburtius zu holen, habe, als sich dieses Vorhaben als undurchführbar erwiesen und als Ratleik die Reliquien von St. Marzellin und Peter bekommen hatte und nun nach Hause zurückkehren

---

[1]) Bondois, Translation 41 scheint mir den Hergang nicht richtig aufgefaßt zu haben, wenn die Verfasserin annimmt, Einhard habe bereits von Anfang an von dem Diebstahl gewußt und seine Unwissenheit nur fingiert, um Hilduin so ins Garn zu locken und zu einem Bekenntnis zu veranlassen. — Allerdings hatte Einhard das Gerücht von dem Diebstahl schon auf seiner Reise nach Aachen gehört; aber er hatte ihm bisher keine Bedeutung beigelegt und wurde also durch Hilduins Erzählung tatsächlich überrascht.

habe wollen, mit Ratleik sich dahin vereinbart, daß dieser noch etwas in Rom bleiben sollte, während Hun selber mit Luniso, dem Bruder des Deusdona, und mit dessen Leuten, die als Träger der Reliquien dienen sollten, bis Pavia vorangehen und hier die Ankunft des Deusdona erwarten wollten; Ratleik sei mit diesem Vorschlag Huns einverstanden gewesen; und so habe man ihn denn ausgeführt. — Als nun Hun mit Luniso und mit den Knechten nach Pavia gekommen sei, habe man hier den Reliquienschrein in Einhards Kirche[1]) nächst dem Altar niedergestellt; hier wurde der Schrein mit Sorgfalt und Klugheit von den in jener Kirche wachenden Geistlichen und Laien behütet. In einer Nacht, da Hun selber mit anderen in der Kirche die Wache hatte, traf es sich nun, wie Hun bei seiner Rückkehr Hilduin versichert hätte, daß ungefähr um die mitternächtige Stunde alle Beter von einer großen Schlafsucht befallen worden und sämtliche mit alleiniger Ausnahme Huns eingeschlafen seien. Da sei nun dem Hun der Gedanke durch den Kopf geschossen, es müsse doch wohl einen ganz besonderen Grund haben, daß so plötzlich der Schlaf so viele Menschen befallen habe. Und der gute Hun habe sich nun auch diese besondere Ursache zurechtzulegen gewußt: er dachte, er müsse die Gelegenheit, die so günstig sei, benützen; er sei daher aufgestanden, habe ein Licht angezündet und sei stille zu dem Reliquienschrein hinzugeschlichen. Hier nun habe er mit seinem Lichte die Schnüre der Siegel, mit denen der Schrein ob seines kostbaren Inhaltes natürlich versehen war, weggebrannt, habe dann den Schrein ohne Schlüssel rasch aufgesprengt und einen Teil von jedem der beiden Heiligenleiber herausgenommen; sodann habe er die Siegel, die ja bei dieser Prozedur nicht verletzt worden waren, wieder an den

---

[1]) S. oben S. 104.

Enden der Schnüre befestigt, um schließlich, ohne daß ein Mensch von dem ganzen Vorgang etwas bemerkte, wieder auf seinen Platz zurückzukehren. So habe Hun — so erzählte Hilduin Einhard, vermutlich ohne hierbei allzu verlegen zu werden — sich durch einen Diebstahl die fraglichen Teile der Reliquien von St. Marzellin und St. Peter angeeignet und sei mit diesen zu ihm nach St. Medard gekommen. Hier habe er ihm zuerst die Versicherung gegeben, die mitgebrachten Heiligenüberreste seien von St. Tiburtius; dann aber habe Hun — Hilduin wisse eigentlich selbst nicht warum — unter vier Augen mit ihm gesprochen und ihm geoffenbart, von welchen Heiligen die mitgebrachten Reliquien tatsächlich seien, sowie auf welchem Wege er in ihren Besitz gelangt sei. „Wir haben — so schloß Hilduin seinen langen Bericht — diese Reliquien in St. Medard an berühmter Stätte aufgestellt, wo sie von allem Volk mit großer Ehrfurcht verehrt werden; ob es recht ist, daß wir sie besitzen, das liegt in deinem Urteil." —

So sagte an jenem Morgen Hilduin zu Einhard in der Aachener Pfalz vor dem Schlafgemach Kaiser Ludwigs. — Während dieser langen Rede Hilduins ist nun Einhard ganz plötzlich die Erinnerung an ein Gespräch gekommen, das er kürzlich, als er von Obermulinheim nach Aachen gezogen war, mit seinem Herbergsvater geführt hatte. Dieser hatte im Laufe seiner Unterhaltung mit Einhard u. a. an diesen die Frage gerichtet: „Weißt du — hatte er gesagt — was für ein Gerücht von den Heiligen Peter und Marzellin in dieser Gegend umläuft?" Als Einhard diese Frage verneint hatte, hatte ihm der Herbergsvater folgendes wenig erbauliche Geschichtchen vorgetragen: Wallfahrer, die von St. Medard in Soissons kamen, brachten von hier die Kunde mit, daß jener Abgesandte des Abtes Hilduin, der mit Einhards Notar

nach Rom gezogen sei, auf der Heimreise während des Aufenthaltes der Reisegesellschaft in einem Wirtshause, wo sich die Leute Einhards betrunken hätten und nun im Schlafe dagelegen seien und nichts mehr gesehen und gehört hätten, die Schreine, in denen die Heiligenleiber lagen, geöffnet und diese von dort herausgenommen und dann Hilduin gebracht habe; jetzt seien diese Heiligenleiber denn auch in St. Medard; in Einhards Schreinen aber sei nur ein wenig etwas von heiliger Asche geblieben; dies sei dann Einhard durch seinen Notar überbracht worden. — So hatte damals Einhard von seinem Gastwirt gehört. Jetzt erinnerte er sich dessen und verglich dieses bitterböse Gerücht mit dem, was ihm soeben Hilduin erzählt hatte. „Da wurde ich" — so gesteht Einhard uns selber — „von einer großen Aufregung in meinem Sinn ergriffen." Nicht zwar, als ob Einhard selbst nun geglaubt hätte, daß er wirklich dem eben geschilderten Betrug zum Opfer gefallen wäre und daher soviel als nichts von den Heiligenleibern in seinem Besitz habe! Wohl aber erschreckte ihn die Frage, wie denn ein solch verabscheuenswertes Gerücht, das doch nur auf besonderes Zutun des Teufels unter die Leute gekommen sein könne, wieder verstummen möchte, und wie man es am besten aus dem Herzen der irregeleiteten Menge reißen könnte. Es erschien ihm am tunlichsten Hilduin zu ersuchen, er möchte ihm doch das zurückgeben, was man ihm aus seinen Schreinen genommen habe und was — Hilduin selbst habe dies ja freiwillig bekannt! — zu ihm nach Soissons verbracht und von ihm auch angenommen worden sei. Und Einhard ließ mit diesem Ersuchen nicht nach, sondern bat und beschwor Hilduin mit aller Inständigkeit so zu handeln. Aber Hilduin wollte nichts davon wissen. Er zeigte sich weit härter und schwieriger als es Einhard lieb war; „endlich wurde er doch durch mein eifriges Bitten besiegt," ruft Ein-

hard wie triumphierend aus. Und halb bescheiden, halb überlegen lächelnd setzt er hinzu: „Und er gab meiner Unverschämtheit nach — er, der kurz vorher erklärt hatte, er werde — zumal in dieser Frage — dem Befehl keines Menschen weichen.

Es ist ein Meisterstück, wie Einhards eigene Feder uns diese Palastszene dargestellt hat; voll von dramatischem Leben ist sie. Margarethe Bondois hat mit Recht darauf hingewiesen, daß sich Einhard gerade in der Schilderung derartiger Szenen, die er durch die Wiedergabe von Rede und Gegenrede höchst anschaulich zu gestalten versteht, besonders stark zeigt. Seiner prächtigen Schilderung verdanken wir es, daß wir noch heute Hilduin, den stolzen, hochstrebenden Erzkaplan Ludwigs des Frommen, den Inhaber reicher und hochberühmter Abteien mit unserem geistigen Auge in dem Vorzimmer des kaiserlichen Schlafgemachs zu Aachen stehen sehen, hoheitsvoll, zurückhaltend und doch mit dem Schein von Wohlwollen und Entgegenkommen, mit lächelnder Miene, aalglatt in Worten und Gebärden — der vollendete Typ des Hofmanns jener Tage; und vor ihm steht unser Einhard, voll Gereiztheit und Ungeduld, gar ärgerlich über das, was er soeben aus dem Munde Hilduins vernimmt; die langen Reden, die dieser ihm hält, um den zu seinen Gunsten vorgenommenen Diebstahl einzugestehen und zu erklären, beantwortet er nur mit kurzen, trockenen und gemessenen Worten.

Doch hören wir, wie die für Einhard so peinliche Angelegenheit weiter verlief! — Natürlich hatte Einhard nichts Eiligeres zu tun als die in den Handel vor allem verstrickten Persönlichkeiten, seinen vertrauten Ratleik und den Römer Lunisо, welche damals fern von Aachen in Obermulinheim weilten, von der ganzen Sache zu benachrichtigen: er schrieb ihnen, welch ungeheuerliches

Gerücht über die beiden Heiligen „fast durch das ganze Frankenreich" verbreitet sei und verband hiermit die Weisung sich zu besinnen und kundzutun, ob ihrer Erinnerung nach etwas, wie es Hilduin über die Handlung seines Hun behauptete, auf der Romreise vorgekommen sei. Ratleik und Luniso hielten es fürs beste in dieser Sache mündlich Einhard Bericht zu erstatten und zogen daher schleunigst nach Aachen; ihre Darstellung des Sachverhaltes wich ganz wesentlich von den Angaben Hilduins ab. Denn einmal konnten sie beschwören, daß all das, was nach dieser letzteren Version jener Hun Hilduin berichtet hatte, unwahr sei. Nachdem man Rom einmal verlassen hätte, habe sich überhaupt für keinen Menschen, weder für Hun noch für sonst jemanden, eine Möglichkeit zur Verübung eines solchen Verbrechens ergeben. Allerdings aber war mit den hl. Reliquien etwas vorgekommen, was nicht hätte vorkommen dürfen: noch in Rom war solches zu jener Zeit, da der Leib des seligen Marzellin von seinem Grabe erhoben worden war und da er noch im Haus des Deusdona verwahrt wurde, geschehen; die Habsucht des Luniso und die Verschmitztheit Huns waren schuld daran gewesen: Hun habe, als er sah, daß er den Leib des hl. Tiburtius nicht erhalten habe, den Versuch gemacht, durch Betrug das zu erreichen, was er auf redlichem Wege nicht hatte erlangen können, um doch nicht ganz mit leeren Händen zu seinem Herrn heimkehren zu müssen. Er habe sich also an Luniso, der, wie er wußte, ein armer Schlucker war und daher einen Nerv für den bösen Mammon hatte, gewandt; ihm habe er vier Goldstücke und fünf Silberschillinge angeboten als Preis für das Schelmenstück, zu dem er ihn nun verleitete. Luniso habe den Judaslohn entgegengenommen; er habe den Laden, in welchem von Deusdona der Leib des hl. Marzellin gelegt und verschlossen worden war, geöffnet und so dem Taugenichts und Windbeutel

von einem Hun in die Möglichkeit versetzt sich zu nehmen, soviel ihm beliebte. Und Hun habe dann auch gar nicht schüchtern zugegriffen; denn er habe von den Überresten des seligen Märtyrers eine solche Menge, wie sie in ein Gefäß von der Größe eines Sextarius[1]) gehe, herausgenommen. Lunisо, der selber mit Hun dieses Bubenstück ausgeführt hatte, gestand solches unter Tränen und, indem er sich Einhard zu Füßen warf, ein. — So hatte also Einhard nun reinen Wein eingeschenkt erhalten; jetzt konnte er, wie er trocken bemerkt, Ratleik und Lunisо wieder dahin ziehen lassen, woher sie gekommen waren.

Einhard aber suchte — der Gang wird ihm nicht leicht geworden sein — neuerdings wieder Hilduin auf, um mit ihm die näheren Vereinbarungen über die Rückgabe der ihm gestohlenen Reliquien zu treffen. Man kam dahin überein, daß Einhard zwei Geistliche — Ratleik war nicht unter ihnen, sie hießen vielmehr Hiltfrid und Filimar, der eine von ihnen war Priester, der andere Subdiakon — nach Soissons senden solle, um die Reliquien in Empfang zu nehmen; als die beiden dorthin abgingen, mußte ihnen Einhard die sehr erkleckliche Summe von hundert Goldstücken mitgeben, die als eine Gegengabe für die Zurückstellung der gestohlenen Reliquien gedacht waren. Am Palmsonntag des Jahres 828 trafen die beiden Geistlichen Einhards in Soissons ein; drei Tage blieben sie dort; dann, nachdem sie den „unvergleichlichen Schatz" erhalten hatten, kehrten sie, begleitet von zwei Mönchen von St. Medard, nach Aachen zu Einhard zurück. Geschah es auf deren Veranlassung, daß man nach dem Eintreffen in Aachen die aus Soissons gebrachten Reliquien nicht, wie man doch hätte erwarten dürfen, Einhard aushändigte, sondern sie vielmehr Hilduin übergab? So

[1]) 1/6 eines Scheffels.

erhielt dieser neuerdings die Möglichkeit — Einhards Geduld auf eine harte Probe zu stellen; denn Hilduin nahm auch die Reliquien ruhig und wie wenn ihre Übergabe an ihn nur selbstverständlich wäre, entgegen und ließ sie in seine Hauskapelle bringen und hier bewachen; denn für den Augenblick, so meinte er, habe er keine Zeit, um die Herausgabe der Reliquien an Einhard zu betätigen; Ostern stand ja vor der Türe. In diesen Ostertagen aber hatte er, der Erzkaplan des Kaisers, mit seinen kirchlichen Obliegenheiten und mit der Abhaltung der gottesdienstlichen Feiern am Kaiserhofe natürlich genug zu tun. Da konnte man von ihm doch nicht verlangen, daß er sogleich mit der Übergabe der Reliquien an Einhard sich befasse! Das mußte Einhard schon einsehen! Erst nach Ostern käme er dazu ihm die Reliquien, bevor sie ihm ausgehändigt würden, zu zeigen. — Einhard wartete und wartete. Acht Tage oder noch mehr vergingen nach Ostern. Der Kaiser befand sich jetzt auf der Jagd fern von Aachen. Hilduin hatte die Reliquien, entsprechend seiner mit Einhard getroffenen Vereinbarung, von seinem Privatoratorium ins Aachener Münster bringen lassen; dort waren sie auf dem Altar des Münsters aufgestellt. Nun ließ er endlich Einhard rufen, um sie ihm zu übergeben. Hilduin öffnete — wie Einhard absichtlich bemerkt, um so dem lieben Leser darzutun, daß er nicht etwa neuerdings einem Betrug zum Opfer gefallen sei — die Lade, in welcher sich die Reliquien befanden, zeigte sie Einhard, „auf daß ich sähe, was er mir zurückgab und was ich in Empfang nahm." Sodann nahm er die Lade vom Altar und gab sie Einhard in die Hand; dabei verrichtete er ein passendes Gebet und stimmte als Vorsänger eine zum Lobe der Märtyrer geeignete Antiphon an, während die anderen nachsangen. Einhard aber trug in seinen Händen, die ihm wohl vor freudiger Erregung gezittert haben mögen, jenes

Reliquienkästchen mit dem Schatze, den er so hoch bewertete; so schritt Einhard dem Ausgang des Aachener Münsters zu, während Hilduin ihn bis zu dem großen Tor, das vermutlich durch Einhards Kunst so herrlich gestaltet worden war,[1]) begleitete. Und nun ging der Zug, von Geistlichen begleitet und von Lichterträgern gefolgt, unter lauten Lobliedern zu Gottes Ehre und unter frommen Lobpreisungen der Erbarmungen des Allgütigen über den Pfalzhof hin gegen Westen zu dem eigenen Häuschen Einhards. Eine besondere, wenn auch recht bescheidene Kapelle hatte sich hier der fromme, kindliche Sinn des Hausherrn eingerichtet. In diese Hauskapelle brachte Einhard die Reliquien, die er eben wieder erhalten hatte.

Während sich jene Prozession nun von dem Münster zu Einhards Hauskapelle bewegte, habe — so berichtet Einhard — das ganze Aachener Viertel, durch das man zog, ein so starker Wohlgeruch erfüllt, daß fast alle Bewohner dieses Teiles von Aachen sowie alle Leute, die in diesem Viertel gerade aus irgendeinem Grunde zu tun hatten, alles, womit sie im Augenblick beschäftigt waren, liegen und stehen ließen, und aufs schnellste zuerst zum Münster liefen, um dann von dort den Weg entlang, den die Prozession eingeschlagen hatte, zu Einhards Oratorium zu ziehen, wohin man, wie bekannt geworden war, die Reliquien gebracht hatte. So kam es, daß ein ganzer Volksauflauf in Einhards Haus stattfand. Die meisten wußten gar nicht, worum es sich eigentlich handelte; dennoch freuten sich alle und stimmten in die Lobpreisung des Allmächtigen mit ein. Der kindliche Sinn Einhards trug kein Bedenken auch hierin eine übernatürliche Einwirkung Gottes, ein Wunder, zu sehen.

So hatte also Einhard nun auch die ihm abhanden gekommenen Reliquien des hl. Marzellin wieder ungeteilt

[1]) S. oben S. 71.

in seinen Händen. Freilich: fast könnte es scheinen, als hätte Hilduin in St. Medard gewisse Reliquien der Heiligen Einhards zurückbehalten; wenigstens dauerte es nicht lange, da hörte man neuerdings die Kunde, daß in St. Medard sich Reliquien von St. Marzellin und Peter befänden. Schon in der Geschichte Nithards, des illegitimen Enkels Karls d. Gr., der uns den Streit der Söhne Ludwigs d. Fr. anschaulich und wahrheitsgetreu geschildert hat, werden die Reliquien der Heiligen Marzellin und Peter als im Besitze des Klosters St. Medard befindlich erwähnt; doch ist die Stelle, die dies besagt, als eine spätere Einschaltung in den ursprünglichen Text Nithards, die im Kloster St. Medard gemacht wurde und die in einer Handschrift des endenden zehnten Jahrhunderts vorkommt,[1]) anzusehen. Man hat eben doch wohl erst in späterer Zeit in St. Medard den Anspruch hier Reliquien St. Marzellins und St. Peters zu besitzen[2]) neuerdings erhoben; Hilduin hatte also wahrscheinlich keine neue Täuschung Einhards begangen, sondern diesem damals in Aachen seine Reliquien auch wirklich restlos zurückerstattet.

Allmählich drang nun die Kunde, daß *in Einhards Hauskapelle die Reliquien* des hl. Marzellin untergebracht seien, in weitere Kreise. Bald zeigte sich dies durch immer größeren Zulauf: nicht bloß die Bewohner Aachens selbst, auch die in benachbarten und zu Aachen gehörigen Ansiedlungen seßhaften Leute, ja bald auch Menschen aus weiter entfernten Gegenden und Gauen fanden sich ein, um in Einhards Hauskapelle vor den Reliquien des hl. Marzellin zu beten. Der Zudrang daselbst wurde so stark, daß man kaum mehr zur Abhaltung

---

[1]) Den Nachweis hierfür hat Ernst Müller, Die Nithard-Interpretation . . . im St. Medarduskloster in Soissons, im Neuen Archiv XXXIV (1909) 686ff. erbracht.

[2]) S. darüber unten S. 352.

des Gottesdienstes — abgesehen natürlich von dem abendlichen und nächtlichen Gebete, während dessen das Gotteshaus begreiflicherweise wenig besucht war — in die Kapelle gehen konnte. Kranke über Kranke nahten sich bereits: Lahme führte man herbei und Leute mit allen möglichen Gebrechen wurden von ihren Verwandten und Freunden in Einhards Hauskapelle geschleppt. Und Einhard versichert uns, man habe da sehen können, daß fast alle Arten von Krankheiten an Jung und Alt, an Männern und Frauen durch die Kraft unseres Herrn und durch das Verdienst des hl. Marzellin geheilt worden seien; Blinde erlangten ihr Augenlicht wieder, Lahme ihre Bewegung, Taube ihr Gehör, Stumme ihre Sprache, Gichtbrüchige und Leute, welche von all ihren Leibeskräften verlassen und nur durch die Hand des lieben Nächsten herbeigeschafft werden konnten, wurden wieder gesund und vermochten auf eigenen Füßen in ihr Heim zurückzukehren.

Welche Freude wird da Einhard empfunden haben, als er solches sah! Wie wird er selber seinem Herrgott gedankt und seinen hl. Marzellin verehrt haben in Anbetracht all des Großen, das durch dessen Fürbitte in seinem eigenen Hause gewirkt wurde!

Bald sollte der Kaiser selbst sein Interesse für den hl. Marzellin kundtun — die Kenntnis von den Vorgängen zu Aachen konnte auch ihm nicht mehr verborgen bleiben. Hilduin selbst, der auf Grund seiner Würde als Erzkaplan dem Kaiser namentlich über alle kirchlichen Angelegenheiten Vortrag zu halten hatte, brachte die Nachricht von den Wundern, die sich in Einhards Hauskapelle abgespielt hätten, vor den Kaiser. Ludwig d. Fr. interessierte die Kunde, die er vernahm, sehr. Er war entschlossen, sobald er nach Aachen zurückgekehrt sein würde, Einhards Hauskapelle aufzusuchen und hier dem hl. Marzellin seine Verehrung zu zollen. Welche Freude

für Einhard, daß die kaiserliche Majestät selber in sein Häuschen und in seine Hauskapelle zu kommen versprach! Fieberhaft mag er da alles zurechtgerichtet haben, auf daß man den hohen Herrn auch gebührlich empfangen könnte! Aber eine schwere Enttäuschung sollte ihm beschieden sein; nicht ohne Gereiztheit erzählt Einhard von ihr: Hilduin, sein alter „Freund", wußte den Kaiser zu bestimmen, von seinem Vorhaben Abstand zu nehmen und den Befehl zu geben die Reliquien wieder in das Münster zu bringen; denn hier wollte der Kaiser die Reliquien verehren, wie solches dann auch geschehen ist. Wir können unschwer vermuten, mit welchen Beweggründen Hilduin den Kaiser zu dieser Abänderung seines anfänglichen Vorhabens bestimmt haben mag, wie er ihm gesagt haben wird, daß es doch nicht wohl angehe, daß er, der erhabenste Kaiser, in die mehr als bescheidene Hauskapelle des Nardelchen sich begebe, sondern daß es weit besser seiner Würde entspräche, wenn er in der Hof- und Staatskirche des fränkischen Reiches, im Aachener Münster, seine Andacht vor St. Marzellin verrichte. Und Ludwig, unselbständig und schwach wie meist, hat dieser Stimme eines Mannes, der schon kurz hernach unter den Empörern stand, nachgegeben und so seinem treuen Einhard eine Herzensfreude verdorben. — Aber immerhin: die Reliquien St. Marzellins hat Kaiser Ludwig damals verehrt, wenn auch nicht in Einhards Hauskapelle. Als der feierliche Gottesdienst, der bei dieser Gelegenheit im Münster abgehalten ward, zu Ende war, machte der Kaiser den beiden Heiligen Marzellin und Peter und somit auch deren Diener Einhard eine Schenkung: sie bestand in einem zwar nicht großen Landgut; immerhin umfaßte es 15 Hufen und 9 Morgen Weinberge; an der Ahr war es gelegen und hieß Ludwigsdorf; es ist das heutige Lohrsdorf im Kreise Ahrweiler (Regierungsbezirk Koblenz); so wurde Einhard auch zum Weinbergbesitzer im Ahrtal.

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
ST. MICHAEL'S COLLEGE

Auch des Kaisers Gemahlin Judith zollte dem hl. Marzellin den Tribut ihrer Anerkennung; in einem Schmuckstück der schönen Frau bestand er: ihren Gürtel, der aus Gold und Edelsteinen gefertigt war und drei Pfund wog, hatte die Kaiserin zur Ehrengabe ausgewählt.

Nach jener Feier im Aachener Münster brachte man die Reliquien des hl. Marzellin wieder in Einhards Hauskapelle zurück; hier verblieben sie vierzig Tage oder noch länger, so lange eben, als Einhard in Aachen sich aufhalten mußte; als schließlich der Kaiser seine Residenz verließ und wieder seinen Jagden nachging, konnte auch Einhard endlich daran denken von Aachen zu scheiden und sich wieder nach seinem Obermulinheim zu begeben.

Unmittelbar vor seinem Aufbruch von Aachen, als man hier noch einen feierlichen Gottesdienst abhielt, konnte Einhard Zeuge eines Wunders sein, das an einem alten Weiblein, das in Aachen jeder Mensch kannte und das schon ungefähr seine achtzig Jahre auf dem Rücken hatte, vollzogen ward. Die Alte litt an Nervenschrumpf (contractio nervorum), und zwar, wie sie Einhard selber erzählte, schon seit fünfzig Jahren; wie ein Tier hatte sie bisher auf allen Vieren daherkriechen müssen; jetzt aber wurde sie im Angesicht Einhards geheilt.

Als man hernach wirklich von Aachen aufbrach, glich der Zug, der sich nach Obermulinheim bewegte, einem Triumphzug des hl. Marzellin. Denn überall, wohin man auf dem Marsche kam, zeigten sich die Leute voll Freude und Jubel über die Ankunft der Reliquien. Einhard kann dies gar nicht genug schildern. Einiges wenige von all dem, was er auf dieser Reise gesehen und erlebt hatte, schrieb er später auf: da erinnert er sich zunächst jener Szene, die sich schon 2000 Schritt von der Aachener Pfalz entfernt an der Wurm, einem Neben-

fluß der Roer, dort, wo über sie eine Brücke ging, abspielte. Als man auf diese Brücke gekommen war, machte man hier angesichts der Volksmenge, welche den Zug von Aachen her bisher begleitet hatte, die aber nun heimkehren wollte und der man noch eine Gelegenheit zu einem Gebetsakte geben wollte, Halt. Einer von den Betern nähert sich den Reliquien gleichzeitig mit einem andern, schaut hier diesem seinem Gefährten in die Augen und spricht: „Aus Liebe und aus Verehrung für diesen Heiligen spreche ich dich los von der Schuld, die du mir gegenüber, wie du wohl weißt, hast.“ In der Tat hatte jener, wie er selbst bekannte, diesem ein halbes Pfund Silber geschuldet. — Ein anderer ergriff seinen Nächsten bei der Hand und zog ihn zu den Reliquien: „Meinen Vater hast du erschlagen“ — so sprach er — „und seitdem waren wir miteinander Feinde; nun aber ist es aus Liebe und zur Ehre Gottes und dieses Heiligen mein Wunsch die Feindschaft zu beendigen und mich mit dir in Freundschaft zu verbinden und zu vereinen, auf daß fortan in Zukunft zwischen uns immerdar freundschaftliche Beziehungen obwalten. Der Heilige hier soll Zeuge unserer gegenseitig verabredeten Liebe und Rächer gegenüber dem sein, der diesen Frieden zuerst zu brechen unternehmen sollte.“

So wirkten die Gebeine des hl. Marzellin und der Eindruck, den ihr Anblick auf das Volk machte, in der Tat viel Segen. Ich zweifle nicht daran, daß es ganz wörtlich zu nehmen ist und völlig der Wahrheit entspricht, wenn uns Einhard erzählt, daß das Volk, das von Aachen aus seinen Zug begleitet hatte und nun, nachdem es den Reliquien noch einmal seine Verehrung dargebracht und sie geküßt hatte, „mit vielen Tränen, denen es vor allzu großer Freude nicht Einhalt gebieten konnte“, nach Hause zurückkehrte; Vorkommnisse wie die erwähnten, der freiwillige Verzicht des Gläubigers auf alle Ansprüche, die er

gegenüber seinem Schuldner hatte, oder gar die Beendigung einer Familienfehde, bei der der Sohn des Erschlagenen in getreuem Gehorsam gegen Christi Gebot der Feindesliebe selbst dem Mörder des eigenen Vaters verzieh, mußten in der Tat einen starken Eindruck auf die einfachen Leute machen.

Die Aachener, welche bei jener Brücke über die Wurm wieder umgekehrt waren, wurden sogleich von anderen Scharen abgelöst, die sich aus der Gegend, die man jetzt durchquerte, eingefunden hatten; und so ging es weiter vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Überall folgten dichtgedrängte Züge den Reliquien und ließen ihr „Herr erbarme dich unser!" vertrauensvoll zum Himmel erschallen. Die Reise ging gut von statten. Am sechsten Tage, nachdem man von Aachen aufgebrochen war, langte man in Seligenstadt an. Hier trug man die Reliquien in die Kirche und stellte sie in einem mit Edelsteinen geschmückten Gefäß auf den Altar, hinter dem der Schrein stand, der die übrigen Gebeine der hl. Märtyrer enthielt. Dieser Standplatz hatte natürlich nur einen vorläufigen Charakter. Erst in der Folgezeit sollte ihre dauernde Aufstellung wie überhaupt der Ausbau Seligenstadts als Wallfahrtsort erfolgen.

XIX.

Der Ausbau Seligenstadts als Wallfahrtsort und Einhards Kirchenbauten daselbst.

Ehe Einhard im Spätherbst des Jahres 828 neuerdings Seligenstadt verließ und an den Aachener Hof zurückzukehren sich anschickte, vereinigte er jene Überreste des hl. Marzellin, welche Hilduin besessen, aber dann in Aachen Einhard ausgehändigt hatte, mit den übrigen Reliquien dieses Heiligen; wir würden nicht daran zweifeln, daß er dies Geschäft „mit der größten Sorgfalt" ausgeführt habe, auch wenn er uns solches nicht erst ausdrücklich versichert hätte. Schon die Liebe und Verehrung für seine Heiligen hieß ihn so handeln. Dazu aber war noch ein besonderer Vorfall gekommen, eine „Offenbarung", welche zwar nicht Einhard selbst, wohl aber einer seiner Geistlichen, die mit der Kirchenwache betraut waren, ein gewisser Landulf, gehabt haben soll. Einhard bemerkt, daß diese Offenbarung ihm deshalb höchst merkwürdig und erwähnenswert vorkomme, weil es sich nicht bloß um eine Erscheinung im Schlafe, wie solche ja nicht ungewöhnlich seien, sondern auch um Zeichen und um gar schreckliche Dinge, die einem Wachenden begegneten, gehandelt habe.

Dieser Landulf mußte auch zur Nachtzeit im Kirchlein zu Seligenstadt verbleiben, denn er hatte die Pflicht, das Glöckchen des Gotteshauses zu läuten, wenn die verschiedenen Gebetsstunden gekommen waren; neben dem

Tor der Kirche hatte er seine Lagerstätte. Als er nun wie immer beim nächtlichen und morgendlichen Gebete aufstand und die Glocke läutete, um sodann nach Beendigung dieses Gebetes noch vor Tagesanbruch wieder zu schlafen, da warf er sich zuvor noch vor den hl. Reliquien zum Gebete nieder. Eben hatte er nach seiner eigenen Angabe damit begonnen den Anfang des 50. Psalmes: „In te Domine speravi, non confundar in aeternum . . .“ zu sprechen, als er — alle Kirchentüren waren verschlossen — auf dem Estrich ein Geräusch vernahm, wie wenn dort jemand auf und ab ginge. Landulf erschrak nicht wenig; er richtete sich von seiner liegenden Stellung unwillkürlich in die Knie auf und blickte um sich in der Meinung, einer von den Bettlern habe sich beim Schließen der Türen in einem der Winkel der Kirche versteckt. Aber kein Mensch war in dem ganzen Raum zu sehen. So warf sich denn Landulf neuerdings zur Erde und begann wieder mit seinem Psalm. Aber noch ehe er den ersten Vers zu Ende gesprochen hatte, gab das Gefäß, das auf dem Altar stand und das die von Aachen gekommenen Reliquien St. Marzellins enthielt, mit einemmal einen so lauten Schall von sich, daß man hätte meinen können, es sei durch einen Hammerschlag auseinandergesprungen. Und auch zwei von den schon geschlossenen Kirchentüren — die westliche und die östliche waren es — krachten; es klang, wie wenn jemand anklopfen und daran stoßen würde; Landulf ist vor Schrecken bleich wie Kreide geworden; er steht vom Altare auf, weiß nicht, was er machen soll und wirft sich schließlich auf sein Lager. Die Furcht aber läßt ihn nicht los. Plötzlich verfällt er in einen tiefen Schlaf und schaut da nun die Züge eines Mannes, den er nicht kennt, und der an ihn die Frage richtet, ob es denn wirklich wahr sei, daß Einhard zur Aachener Pfalz zurückkehren wolle, noch ehe er die Reliquien des hl. Marzellin, die er von Aachen

hierher gebracht habe, dorthin getan hätte, wohin sie gehörten und woher man sie genommen habe? Landulf kann beteuern, daß er davon nichts wisse. Nun gibt ihm die Erscheinung die Weisung gleich bei Morgengrauen zu Einhard zu gehen und diesem nach dem ausdrücklichen Willen der hl. Märtyrer den Befehl zu überbringen ja nicht Mulinheim zu verlassen, ehe er nicht die fraglichen Reliquien an den für sie bestimmten Ort gelegt habe. Als Landulf erwachte, führte er den Auftrag sogleich aus. Und auch Einhard zögerte keinen Augenblick der ihm auf solchem Wege zugegangenen Weisung Folge zu leisten. Noch am selben Tage ließ er die Vorbereitungen dazu treffen die jüngst von Aachen hergebrachten Reliquien mit den übrigen Überresten St. Marzellins zu vereinen; schon am nächsten Tage geschah solches wirklich. Wie richtig man hiermit gehandelt hatte, das wurde, wie Einhard meinte, durch ein am folgenden Tage sich abspielendes Wunder sogleich bestätigt: als Einhard und die übrigen Angehörigen der Seligenstädter Klostergemeinde in der Kirche beim Morgengebet beisammen saßen da nahte sich ein alter Mann, der nicht mehr gehen konnte, sondern auf Händen und Füßen herbeikriechen mußte, zum Gebet. Er ward im Angesicht aller Anwesenden zur selben Stunde durch Gottes Kraft und durch die Verdienste der Heiligen so vollständig geheilt, daß er beim Gehen nicht einmal mehr durch einen Arm gestützt werden mußte; derselbe Greis war aber, wie er bezeugen konnte, fünf Jahre lang ununterbrochen taub gewesen und erlangte nun zugleich mit der Beweglichkeit seiner Glieder auch sein Gehör wieder.

Erst jetzt, nachdem in Seligenstadt alles wohl geordnet zu sein schien, konnte Einhard wieder nach Aachen aufbrechen, wo er die Wintermonate über zu verweilen gedachte. Aber sein Herz war, wie ich schon früher angedeu-

tet habe,[1]) doch wohl auch in dieser Zeit bei seinen Heiligen Marzellin und Peter, und sobald es nur anging, suchte er auch selbst wieder dorthin zurückzukehren. Denn hier in Seligenstadt warteten allerdings genug Aufgaben Einhards, wenn der Ort, wie dies seinem innigen Wunsche entsprach, in seinem Aufschwung gefördert werden sollte.

In gar bewegten Worten schrieb Einhard einmal an Kaiser Ludwig um dessen tatkräftige Unterstützung bei seinem Ausbau Seligenstadts zu erhalten; eine Vermehrung der Güter seiner Kirche erbittet er und auch Steuerfreiheit will er beim Kaiser durchsetzen. Die Heiligen Marzellin und Peter, so erklärt er in diesem Briefe, hätten Rom verlassen und seien ins Frankenreich gekommen „zur Erhöhung und zum Schutze" des fränkischen Kaiserreiches. Unter diesen Umständen mußte es allerdings nur als recht und billig erscheinen, daß der Kaiser das Unternehmen Einhards nach jeder Richtung hin unterstützte; gar eindringlich weiß Einhard es dem Herrscher vor Augen zu führen, welch großen Lohn Gottes eine solche Förderung seiner Gründung Ludwig bringen werde und wie stark zugleich des Kaisers Ruhm bei der Nachwelt wachse, wenn er durch Unterstützung der Bauten, die man unternehmen wollte, wie auch in anderen Dingen seine Gunst Seligenstadt schenken wolle.

In der Tat nahm Seligenstadt den Charakter eines beliebten Wallfahrtsortes an;[2]) immer mehr Scharen von frommen Pilgern, aber auch von Bettlern, die durch ihre zur Schau getragenen körperlichen Gebrechen das Mitleid der Frommen zu erregen suchten, strömten zusammen, so daß nicht nur die Errichtung von Fremdenherbergen, sondern vor allem auch die Erbauung eines neuen

[1]) Oben S. 313.

[2]) S. oben S. 280ff.

Gotteshauses nötig wurde. Als im Jahre 815 Einhard Obermulinheim von seinem Kaiser erhalten hatte, da hatte sich in dem Orte bereits eine Kirche aus Stein befunden. Bald hernach scheint Einhard selbst etwas östlich davon eine neue Kirche, größer als die ältere, errichtet zu haben; aber auch diese Kirche genügte schon in wenigen Jahren nicht mehr den wachsenden religiösen Bedürfnissen des aufblühenden Wallfahrtsortes. Dieses neue von Einhard errichtete Kirchlein stand bis in das 19. Jahrhundert hinein; es war, wie Hampe[1]) klargestellt hat, identisch mit der noch im Jahre 1707 wiederhergestellten, im Laufe des nächsten Jahrhunderts aber wegen Baufälligkeit niedergelegten Laurentiuskirche, die sich östlich von der späteren Abteikirche befand, dort, wo heute der Friedhof des Städtchens gelegen ist. Durch einige Abbildungen ist uns das Aussehen dieser von Einhard zwischen 815 und 827 erbauten Kirche überkommen; sie erscheint hier als romanische Basilika mit einem einzigen Turm an der Westseite, nicht ganz so hoch wie die Abteikirche; zur Zeit der Überführung der Reliquien von Michelstadt nach Obermulinheim hatte diese Kirche bereits gestanden; sie war also nicht von Anfang an zur Wallfahrtskirche bestimmt; in sie waren 828 die hl. Reliquien überbracht worden; und hier ruhten sie auch mehrere Jahre; am Ostrande des Dorfes gelegen, stand sie auf einem Grund und Boden, der ursprünglich gar nicht Einhard gehört hatte, sondern der im Besitze des Erzbischofs von Mainz gestanden hatte. Das aber war bei Geltung des „Eigenkirchenprinzips" von schwerwiegenden kirchenrechtlichen Folgen. Denn der Besitzer des Grundes und Bodens, auf dem der Altar einer Kirche und mithin diese selbst stand, galt nach diesem Eigenkirchenprinzip, dessen

---

[1]) Im Neuen Archiv XXI 613 f.

weitreichende Bedeutung erst in unseren Tagen durch die umfassenden Forschungen des verdienten Kirchenrechtlers Ulrich Stutz gewürdigt worden ist, auch als Herr der Kirche selbst, der über ihre Einkünfte frei verfügen konnte. Leicht erklärlich also, wenn Einhard viel daran gelegen war den Grund und Boden, auf dem sich seine Wallfahrtskirche erhob, in sein Eigentum zu bekommen. Der Kaiser scheint ihm hierbei behilflich gewesen zu sein, indem er, wohl schon ehe Einhard seinen Kirchenbau begann, das fragliche Grundstück für sich selber durch Tausch von Mainz erwarb und Einhard das Versprechen gab diesen Grund ihm bzw. seinen Heiligen zu eigen zu schenken. Aber die Einlösung dieses Wortes ließ auf sich warten; im Jahre 830 wandte sich Einhard mit einer Erinnerung an diese Zusage an den Kaiser; gar dringend glaubt er diesen an die Erfüllung seiner Versprechungen ermahnen zu sollen; freilich ist er immer noch genug Hofmann, um sein Drängen auch sogleich zu entschuldigen: er selbst werde hierzu ja förmlich gezwungen, da er durch Nachlässigkeit im Dienste seiner Märtyrer deren König, unsern Herrn Jesus Christus, zu beleidigen fürchten müsse, wenn ihm auch seine Märtyrer selber, die sogar ihre Mörder verschont hätten, gnädig sein würden. — Die Vorgänge in der großen Politik — ich werde im nächsten Abschnitt auf sie eingehen — scheinen die Erfüllung des kaiserlichen Versprechens neuerdings verzögert zu haben.

Zu Beginn der dreißiger Jahre nahm Einhard einen neuen Kirchenbau in Seligenstadt in großzügigem Umfang in Angriff: es ist dies jenes Gotteshaus, welches dann zur Abteikirche des hier entstandenen Klosters werden sollte und das noch heute, zwar stark umgebaut, als derzeitige Pfarrkirche Seligenstadts sich erhebt. So geht also auch dieser Überrest einer längst entschwundenen Kulturperiode in seinem Kern auf Einhard und sein unermüdliches Wirken zurück.

Es war für Einhard wahrhaftig keine Kleinigkeit diesen ansehnlichen Kirchenbau auszuführen. Auf dem Grund und Boden, auf dem jene schon vor 815 entstandene Steinkirche sich erhoben hatte, baute Einhard sein neues Gotteshaus. Kaiser Ludwig scheint das Unternehmen, Einhards Wünschen entsprechend, gefördert zu haben; im Sommer des Jahres 832 war der Kaiser, begleitet von seiner Gemahlin, vermutlich nach Seligenstadt gekommen, als er von Salz aus, zu Schiffe den Main hinab bis nach Frankfurt fuhr; hierbei mußte er auch Seligenstadt passieren.[1]) Und da wird er hier wohl Halt gemacht und die neu erstandene klösterliche Anlage seines Einhard besichtigt haben; bei dieser Gelegenheit mochte Einhard das Interesse seines Kaisers wieder auf den großen Kirchenplan gelenkt haben; und Ludwig ließ sich gewiß herbei dieses Unternehmen möglichst zu fördern.[2])

In den Briefen Einhards, die diesen Bau betreffen, spiegeln sich auch die Sorgen wieder, die ihn bei seinem Unternehmen begleiteten. Da hören wir einmal von einer Besprechung, die er in der Aachener Kaiserpfalz — vermutlich kurz vor den turbulenten Ereignissen des Jahres 833[3]) — mit einem Abt gehabt hat: vorsorglich, wie Einhard war, hatte er bereits damals an die Bedachung seiner neuen Seligenstädter Basilika gedacht und mit jenem Abt einen Lieferungsvertrag abgeschlossen, auf Grund dessen ihm dieser für den Preis von fünfzig Pfund das zur Bedachung nötige Blei besorgen sollte. Einhard vergaß dieses Vertrages auch im Gedränge der darauffolgenden Wirren nicht; in dem Brief an den erwähnten Abt erinnert er diesen an jenes Abkommen, obgleich er selbst gestehen muß, daß sein Kirchenbau noch lange nicht

[1]) S. oben S. 282f.

[2]) So Kurze, Einhard 71.

[3]) Darüber unten im Abschnitt XXI S. 382.

so weit fortgeschritten sei, daß man schon an die Bedachung denken könne; aber man wisse halt nicht, meint Einhard, wann das Leben sein Ende hätte und darum möchte er doch noch das löbliche Beginnen, das für ihn der Abschluß jenes Lieferungsvertrages bedeutet, auch zu Ende geführt sehen; der geschätzte Adressat werde also die Güte haben ihn über den Stand der Sache zu unterrichten; ob er schon die nötigen Schritte zum Einkauf des Bleies getan habe? wenn nicht, wann er dann solches tun würde? — All das möchte Einhard wissen.

Mehrere Bischöfe — vielleicht die von Mainz und Worms — sollten Einhard bei seinem Kirchenbau unterstützen; denn für die Kräfte eines einzelnen schien das Unternehmen doch zu schwer zu sein; wenn auch dem Gutsherrn jener Zeit, der einen Bau unternehmen wollte, manche Rohstoffe und Arbeitskräfte in seiner Gutswirtschaft zu Gebote standen wie etwa Holz aus seinem Walde, Sand und Steine aus seinen eigenen Sand- und Steingruben, vor allem auch „ungelernte" Arbeitskräfte aus seinem Hofgesinde oder aus seinen Gutstaglöhnern, vielleicht auch zuweilen gelernte Maurer und Zimmerleute,[1]) — so war trotz all dieser Erleichterungen ein Bauunternehmer wie Einhard doch auch stark auf fremde Hilfe angewiesen; und darum hatte Ludwig d. Fr. jene Kirchenfürsten angewiesen ihm behilflich zu sein. Aber seit dem Juni 833 galt das Wort des alten Kaisers in den östlichen Gebieten seines Reiches, zu denen ja Seligenstadt wie auch jene Bistümer gehörten, nur mehr wenig; Ludwig der Deutsche führte jetzt hier an Stelle des Vaters das eigentliche Regiment. An ihn wandte sich daher auch Einhard und bat ihn doch dem Gebot seines Vaters Geltung zu verschaffen.

---

[1]) Sombart, Entstehung des modernen Kapitalismus I 2. Aufl. 81.

Nach all dem kann es uns wahrhaftig nicht wundernehmen, wenn Einhard gelegentlich die großen Mühen, mit denen er bei seinem Bau zu kämpfen hat — auch die technische Ausführung wird ihm nicht gerade leicht gefallen sein — hervorhebt und gesteht, daß der Bau seiner Seligenstädter Kirche nur „mit großen Schwierigkeiten" vor sich gehe.

Wie gesagt, ist uns der Kern dieses Kirchenbaues Einhards in der heutigen Pfarrkirche zu Seligenstadt überkommen. Die baulichen Veränderungen, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an diesem Gotteshause vorgenommen wurden und durch welche dasselbe seines altertümlichen Charakters gänzlich beraubt, ein ganz neuzeitliches Aussehen erhielt, trugen wenigstens das Gute an sich, daß sie das Interesse der kunstverständigen Kreise diesem Bauwerke zulenkten; durch Entfernung der dekorativen Zutaten aus dem Zeitalter des Rokoko im Innern des Langhauses wurde die Möglichkeit geboten den Kern des Gotteshauses hinsichtlich seiner Struktur zu untersuchen. Dabei zeigte sich, daß die heutige Pfarrkirche, also die ehemalige Abteikirche, in ihren westlichen Teilen des Mittelschiffes aus der Karlingerzeit herrührt: die antikisierenden Profilierungen der Basamente und Kämpfer an den schlanken Pfeilern, anderseits auch die Struktur dieser Pfeiler und der sie verbindenden Archivolten, die aus hellgebrannten Ziegelsteinen und aus breiten, weißen und feinkörnigen Mörtelschichten besteht, können als Belege für die Herkunft unserer Basilika aus karlingischer Zeit, für ihre Identität mit der von Einhard erbauten großen Wallfahrtskirche gelten.[1]) Der Geist der antiken

---

[1]) S. Schäfer in C. von Lützows Zeitschrift für bildende Kunst IX (1874) 129; Schäfer in den Annalen des Vereins für nass. Altertumskunde XII 298.

Architektur kam in Einhards Bau noch in mancher Hinsicht zum Ausdruck.

Auch bei der Seligenstädter Basilika trat der Transept durch eine starke Ausladung über die Breite der Seitenschiffe hinaus, so daß der Grundriß eine ausgesprochene Kreuzform hatte.[1]) Man konnte bei jenen baulichen Untersuchungen auch Spuren eines ehemaligen Atriums samt einer Brunnen-Anlage vor der Westfront der Kirche feststellen. Vor den Eingangstoren zog sich eine Vorhalle hin, welche mit den Wohngebäuden, die Einhard hier errichtete, unmittelbar verbunden war; über dem westlichen Eingang der Basilika aber befand sich eine im Anschluß an die altchristliche Tradition errichtete Empore, ein Gebetsraum, der vielleicht als Winterchor benutzt wurde, und in dem jedenfalls gleichfalls ein Altar aufgestellt war; von dieser erhöhten Stätte aus und somit von den eigentlichen Kirchenräumen getrennt, pflegte Einhard dem Gottesdienste beizuwohnen; er nahm dabei einen Platz ein, der ganz der Kaiserloge im Aachener Münster entsprach; er wollte in seiner Seligenstädter Kirche, deren Patron er in ähnlicher Weise war wie sein Kaiser Karl der des Aachener Münsters, offenbar dies auch nach außen in Erscheinung treten lassen.[2]) — Auch einen besonderen Glockenturm hatte Einhards Basilika in Seligenstadt, der wahrscheinlich im Osten der Kirche, östlich von Apsis und Transept, gestanden hat.[3])

In unserer Seligenstädter Kirche beträgt die Breite eines Seitenschiffes 4,63 m, während das Mittelschiff gerade doppelt so breit ist. Schon insofern zeigt die Seligenstädter Basilika bereits einen bedeutenden systematischen

---

[1]) Schneider ebd. XIII 124.

[2]) Vgl Dohme, Einhard 18 f.

[3]) Zu all dem s. Schneider in den Annalen XIII 301 f.; zum folgenden auch Adamy 27 ff.

Fortschritt gegenüber der Steinbacher Kirche. Was man in der neuen Seligenstädter Kirche, die von Anfang an als Wallfahrtskirche gedacht war, besonders erstrebte, war möglichste Weiträumigkeit für die Scharen der Beter, welche hierher kommen sollten. Im Gegensatz zur Steinbacher Basilika suchte man bei der Seligenstädter Kirche diese Weiträumigkeit dadurch zu erreichen, daß man den Schiffen eine größere Tiefe gab und das Querschiff weiter vorspringen ließ; dadurch, daß das Querschiff genau dieselbe Breite wie das Mittelschiff erhielt, entstand eine quadratische Vierung. Über das Querschiff hinaus ist das Mittelschiff um ein Quadrat verlängert, dem sich dann die halbkreisförmige Apsis anschließt.

Die Vollendung seines Kirchenbaues in Seligenstadt sollte Einhard nicht mehr sehen; denn erst unter Ratleik, seinem ehemaligen Sekretarius, der nach ihm die Leitung des Seligenstädter Klosters übernahm, kam die Ausführung der Seligenstädter Wallfahrtskirche ganz zum Abschluß; gleichwohl wird Einhard noch mit Befriedigung auf sein letztes bauliches Unternehmen geschaut haben; daß es dem Ruhme seiner Heiligen Marzellin und Petrus gewidmet war, wird ihm dieses Werk ganz besonders lieb und teuer gemacht haben.

XX.

Die Abfassung der Translatio Sanctorum Marcellini et Petri und Einhards Reliquienverehrung und Wunderglaube im Lichte seiner Zeit.

Doch nicht bloß mit dem Zirkel, auch mit der Feder suchte der alternde Einhard den Interessen und Bedürfnissen seiner Seligenstädter Gründung und dem Preise seiner Heiligen zu dienen. Denn für sein Seligenstadt und im Interesse seines Emporblühens faßte er auch jene Schrift ab, deren Eigenart wir uns nun zuwenden wollen: die „Übertragung der Heiligen Marzellinus und Petrus.“[1])

Ich möchte dieses Büchlein zu den eigenartigsten und interessantesten literarischen Produkten des früheren

---

[1]) Die Abfassungszeit dieser Schrift wird meist in das Jahr 830 angesetzt (so von Manitius, Gesch. d. lat. Literatur 640 in den Winter dieses Jahres); demgegenüber suchte Bondois, La translation des Saints Marcellin et Pierre 20 ff., 24 ff. zu zeigen, daß das dritte und vierte Buch der Translatio wesentlich später als das erste und zweite Buch geschrieben sei. Die Abfassung der beiden ersten Bücher setzte Bondois nämlich schon in den Sommer bezw. in das Ende des Jahres 828, während sie das dritte und vierte Buch in der Hauptsache gegen 830/31 geschrieben und das Ende des vierten Buches gegen 834 hinzugefügt sein läßt. Freilich ist dabei Bondois ein Irrtum unterlaufen und diese letztere Ansetzung ist nicht haltbar, wie Holder-Egger im Neuen Archiv XXXIII 233 gezeigt hat; die zeitliche Trennung der beiden ersten Bücher von den beiden letzten aber ist m. E. berechtigt.

Mittelalters rechnen. Gewissermaßen im Stile von „Memoiren" verfaßt,[1]) ist es so ganz verschieden von Einhards Hauptwerk, seiner Karlsbiographie. In der Vita Karoli findet man nichts oder doch nur wenig von der kindlichen, um nicht zu sagen kindischen Unbefangenheit und Unbeholfenheit, von jener Wärme und Einfalt, welche mancher mittelalterlichen Chronik, manchem Annalenwerk und mancher biographischen Schrift aus dieser Zeit eignen und die an die naive, treuherzige und innige Auffassung erinnern, die uns auch bei den alten Meistern auf dem Gebiete der bildenden Kunst so anziehend entgegentritt. Wer die Eigenart mittelalterlicher Geschichtschreibung kennen lernen will, der sollte nicht zu Einhards klassischer Vita Karoli greifen.[2]) Dagegen ist die Translatio ganz in dem Geiste, ganz im Denken und Fühlen des mittelalterlichen Menschen verankert; und hat doch wieder viel voraus vor der sonstigen Literatur dieser Zeit.

Auch für seine Translatio hat Einhard klassische Vorbilder benützt; aber gegenüber der außerordentlich starken Anlehnung an antikeSchriftsteller in der Vita Karoli sowohl wie auch in dem von Einhard herrührenden Teil der Reichsannalen tritt dieser Anschluß an das Altertum in der Translatio doch sehr zurück. Das volkstümliche, das „deutsche" Denken des Autors kommt hier so stark zum Durchbruch daß sie gewissermaßen einen „deutsch-lateinischen Stil" aufweist.

Einhards Translatio war nicht in gleicher Weise wie seine Vita Karoli als Lektüre auch noch der fernsten Nachwelt gedacht; aber immerhin mußte schon — so möchte man meinen — der Gegenstand seines Werkes, die Er-

---

[1]) Ebert, Allg Gesch. der Literatur des Mittelalters im Abendlande II (Leipzig 1880) 100.

[2]) O. Abel, Kaiser Karls Leben von Einhard [Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit IX. Jahrh., I. Bd., Berlin 1850] 18.

zählung von den Heiligen Marzellin und Peter, die ihm sicher nicht weniger als der Ruhm seines alten Kaisers am Herzen lag, den Verfasser veranlassen auch auf die sprachliche Form gebührend Mühe und Sorgfalt zu verwenden; und das hat er — ganz im Gegensatz zur Abfassung seiner zuweilen recht lässig hingeworfenen Briefe — auch reichlich getan; wenn trotzdem der Stil der Translatio im Vergleich zu dem der Vita Karoli nicht sehr gut ist, so erklärt sich dies daraus, daß Einhards eigene Feder eben doch der formellen Stilfertigkeit entbehrt; sein persönlicher, natürlicher Stil hatte sich zu jener Reinheit, welche wir an seiner Vita Karoli und an seinem Anteil an den Annalen bewundern, hier nur dadurch durchgerungen, daß er für die Abfassung dieser historischen Werke eine besonders intensive Lektüre und Benützung der lateinischen Klassiker betätigt und deren Stil mit heißem Bemühen genau nachzuahmen gesucht hatte;[1]) das tat er bei der Abfassung seiner Translatio nicht im selben Maße.

Nicht in sprachlichen Vorzügen beruht eben der besondere Wert der Translatio, sondern die Art ihrer Erzählung macht ihren Reiz aus; so mitten aus dem vollen Leben seiner Zeit heraus hat Einhard seine Translatio geschrieben, und sie gibt gerade dadurch so anschauliche, abgerundete Bilder von jenen Tagen, wie sie eben nur ein Künstler zu zeichnen vermochte; die Unsumme von Einzelheiten, die uns hier aufgezählt werden, erreicht es vorzüglich, daß die Dinge, von denen wir hören, uns noch heute, nach 1100 Jahren, mit unverblaßten Farben vor Augen gerückt werden, so, als wären sie erst jüngst passiert; die Proben, die ich hiervon in früheren Abschnitten durch Erzählungen aus der Translatio gegeben habe, dürften dies zur Genüge erweisen.

---

[1]) Zu all dem s. Manitius im Neuen Archiv VII 548.

Ich kann an dieser Schrift auch keine „ermüdende Weitläufigkeit“[1]) finden. Allerdings erinnert die Ausführlichkeit, mit der Einhard hier alle möglichen Einzelheiten bringt, die weder vom Standpunkte des frommen Verehrers seiner Heiligen aus noch auch unter dem Gesichtswinkel des Historikers ein größeres Interesse beanspruchen können, etwas an die Redseligkeit eines Alten, der gerne aus den Erinnerungen an vergangene Tage auskramt; es ist ja die von Matthäi[2]) hervorgehobene Tatsache sehr bezeichnend, daß das Hauptwerk Einhards, die Schilderung der von großen Geschehnissen gesättigten Regierung eines Karls d. Gr., die sich zeitlich fast über ein halbes Jahrhundert erstreckt, etwa nur den halben Raum der Translatio umfaßt, obgleich die Geschehnisse, von denen diese Schrift berichtet, nur einige Jahre umspannen; die behagliche Breite, mit welcher hier der alte Einhard zu seinem Hörerkreis von seinem Lieblingsthema redet, erinnert mich in mehr als einer Hinsicht an die Reiseschilderung, die reichlich 600 Jahre später ein Abt aus altbayrischem Stamme in Form eines Dialoges zwischen einem Jüngling und einem alten Manne, dessen Rolle jener Abt selber übernommen hat, abfaßte: ich meine das sog. „Senatorium“ des Abtes Martin von den Wiener Schotten, das seinen Titel in Anbetracht der Greisenhaftigkeit und Anekdotensucht, von der die Schrift beseelt ist, nicht zu Unrecht führt.[3])

Aber trotz dieser Breite, welche Einhards Translatio charakterisiert, ist ihr doch eine volle Unverwelktheit und Frische eigen, und wir können es uns wohl vorstellen, daß sie von manchem Pilgersmann, der nach Seligenstadt gezogen kam und hier gastfreundliche Aufnahme im Hospitium

[1]) So Abel a. a. O. 14.

[2]) A. a. O. 10.

[3]) S. Riezler, Geschichte Baierns III (Gotha 1889) 833.

des dortigen Klösterleins gefunden hatte, mit gar lebhaftem Interesse studiert ward; und mit gespannter Aufmerksamkeit und mit großen Augen wird der Wallfahrer die in diesen Blättern dargestellten Wunder gelesen haben. Auch außerhalb Seligenstadts hat man Einhards Translatio vielfach gekannt. Als ein Kuriosum darf ich hierbei wohl auf die mehr als eigenartige „Benützung" dieser Schrift, die man sich im elften Jahrhundert im Kloster St. Medard in Soissons erlaubte und die nichts anderes als eine Fälschung ist, hinweisen. Man scheint hier nicht darauf vergessen zu haben, daß auch St. Medard zeitweise auf den Besitz eines Teiles der seinerzeit von Rom ins Frankenreich überführten Reliquien Anspruch erhob und daß es diese teilweise auch wirklich eine Zeitlang besessen hatte.[1]) Um nun den angeblichen Besitz der tatsächlich im elften Jahrhundert in Seligenstadt befindlichen Reliquien nachweisen zu können, entschloß man sich in St. Medard Einhards Translatio ebenso einfach wie ausgiebig dadurch zu verfälschen, daß man jetzt hier in einem neuen Büchlein, der Translatio Sanctorum Tiburtii, Marcellini et Petri ad S. Medardum,[2]) unter gründlicher Verwertung der Schrift Einhards die Behauptung aufstellte, daß jene Heiligenleiber nach St. Medard (statt nach Seligenstadt) gebracht worden seien. Vermutlich hat der Verfasser dieser Translatio den angeblichen Besitz der fraglichen Reliquien seitens des Klosters St. Medard auch noch dadurch zu „beweisen" gesucht, daß er in die schon erwähnte Geschichte Nithards ein entsprechendes Einschiebsel machte.[3])

---

[1]) S. oben S. 324ff.

[2]) Mon. Germ. SS. XV 391 ff.; vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I[7] 209; Bondois, Translation 42; Ernst Müller, Die Nithard-Interpolation, im Neuen Archiv XXXIV (1909) 715.

[3]) S. oben S. 331; vgl. Müller a. a. O. 716.

Nach den Absichten ihres Verfassers sollte Einhards Translatio[1]) einmal dieselben Zwecke verfolgen, die ja allen hagiographischen Schriften dieser Zeit eigen sind: neben dem Preis der Allmacht Gottes und der Kraft seiner Heiligen sollte sie eine sittliche Wirkung auf die Lebensführung ihrer Leser ausstrahlen. Daneben hatte Einhard aber doch noch besondere Zwecke im Auge: im ersten Buche seiner Translatio kam es ihm darauf an seine Leser davon zu überzeugen, daß die Überführung der Reliquien seiner beiden Heiligen von Rom nach Michelstadt und von da nach Seligenstadt auf besondere Veranlassung Gottes erfolgt war; vor allem aber war es Einhards Absicht durch seine Schrift die Echtheit seiner Reliquien darzutun; denn durch den im Interesse von St. Medard ausgeführten Diebstahl mag der Glaube an die Authentizität der Seligenstädter Heiligenleiber für weite Kreise erschüttert worden sein. Demgegenüber zeigt nun Einhard im zweiten Buch seiner Translatio, daß die ihm entwendeten Reliquien schon bald wieder an ihn zurückgegeben worden seien, ja daß ihm überhaupt nur der eine der beiden Heiligen, St. Marzellin, und auch von ihm nur Teile, keinesfalls aber auch St. Peter, abhanden gekommen war.

War es somit Einhard vor allem um den Nachweis der Echtheit seiner Seligenstädter Reliquien zu tun, so wollte er in seiner Schrift zugleich auch für die Reliquienverehrung überhaupt eine Lanze brechen. Man muß auch hier wieder Einhards Schrift im Rahmen der damaligen Verhältnisse im allgemeinen ins Auge fassen. Die Entstehung der Translatio SS. Marcellini et Petri gehört einer Zeit an, in der innerhalb der Kirche die Frage der Heiligenverehrung nicht unumstritten war. Ein Teil des fränkischen Klerus stand der Reliquienverehrung

[1]) Vgl. zu all dem die Darlegungen von Bondois 34.

und dem hiermit zusammenhängenden Wunderglauben mißgünstig gegenüber; es wies ja auch die Reliquienverehrung jener Zeit manche Auswüchse auf. — Ursprünglich war der innerste Grund zur Verehrung der Überreste von Märtyrern der feste Glaube an die Verdienste dieser Heiligen bei Gott und das kräftige Vorbild ihres Martyriums. Dabei stellte man sich schon früh eine Art von moralischer Verbindung zwischen den verstorbenen Heiligen und ihren auf Erden zurückgebliebenen körperlichen Überresten vor. Man ging hierbei davon aus, daß in jedem einzelnen Teile des Leibes die Seele des Menschen vollständig und ungeteilt wohnt; auch nach dem Tode bleibt trotz der eingetretenen Scheidung der Seele vom Leibe eine gewisse Zusammengehörigkeit zwischen Seele und Leib bestehen. Denn die leiblichen Reste gehörten gleichsam der Seele, die sie bei der Auferstehung des Fleisches wieder erhalten sollte; zudem glaubte man, daß die Seelen der Heiligen über das Schicksal ihrer Leiber unterrichtet seien, daß sie für die Verehrer ihrer Reliquien beteten.[1]) — Durch diese Gedankengänge gelangte man also zu einer nachhaltigen Verehrung der Leiber der Heiligen, ja es wurde auf diese ein besonderer Nachdruck gelegt. Dadurch konnte sich nun freilich eine gewisse Veräußerlichung der Heiligenverehrung einstellen. Hierzu kam, daß aus äußeren Gründen es den christlichen Glaubensboten geraten erscheinen mußte gerade in den ostfränkischen Gebieten die Reliquienverehrung zu fördern.[2])

Nach dem Gesagten kam also den Zeitgenossen Einhards auf den materiellen Besitz eines Heiligenleibes oder eines Teiles eines solchen alles an; in ihm glaubte man die Vorbedingung zum Vorkommen von Wundern sehen zu dürfen; denn solche

[1]) S. Beissel, Verehrung der Heiligen 19 f.

[2]) S. oben S. 243.

ereigneten sich in der Regel nur dort, wo sich ein Heiligenleib befand. Daher sagt uns auch Einhard ausdrücklich, daß in Aachen vor der Verbringung seiner Reliquien dorthin noch keine Wunder vorgekommen seien. Und wie schwer wurde es ihm zu begreifen, daß bei seiner Anwesenheit in der Königspfalz zu Sinzig ein Wunder geschehen konnte in einer Zeit, da er seine Heiligenleiber in Seligenstadt wußte, während er auf jener Reise in Sinzig nur einige Reliquien bei sich hatte![1])

Nur die leidenschaftliche Begierde nach dem Besitze von Reliquien, von der Einhard gleich vielen seiner Zeitgenossen beseelt war, macht es erklärlich, daß er keinen Anstoß daran nahm die immerhin sehr bedenkliche Art, mit der seine Heiligenleiber in Rom erworben worden waren und die einem Kirchendiebstahl samt Grabschändung nur allzu sehr glich, rückhaltlos zu erzählen. Die Sucht nach Reliquien war eben größer geworden als die natürliche, dem Menschenherzen innewohnende Ehrfurcht vor der Grabesruhe der Verstorbenen; die Zeit eines Gregors d. Gr. (590—604), der sich höchlichst darüber verwundert hatte, daß man an ihn das Ansinnen Überreste der Apostel zu empfangen zu stellen wagte, und da es als ein schwer zu ahndendes Verbrechen galt, die Gräber der Märtyrer zu erbrechen, war in den Tagen Einhards vorüber. Je mehr die Märtyrergräber Roms in Verfall gerieten und je mehr sich dafür auch die Notwendigkeit ergab die Heiligenleiber in die Kirchen innerhalb der Ewigen Stadt zu übertragen, desto mehr wuchs auch das Interesse für die Überreste der Heiligen in den kirchlichen Kreisen innerhalb und außerhalb Roms. Im Jahr 817 hatte Papst Paschal I. von den altchristlichen Begräbnisstätten in der Umgebung Roms 2300 Heiligenleiber in das Innere

[1]) Oben S. 308.

der Stadt überführen und sie hier unter verschiedene römische Kirchen verteilen lassen; seitdem suchten immer mehr Äbte und Bischöfe römische Reliquien zu erwerben; Händler traten auf, die sich mehr oder minder berufsmäßig mit dem Erwerb und dem Verkauf von Reliquien befaßten; vielleicht darf Deusdona als Typ eines solchen Reliquienhändlers gelten. Rom und seine Päpste wachten freilich streng darüber, daß die Ewige Stadt nicht ihres Reliquienschatzes entblößt, und daß ohne besondere päpstliche Erlaubnis — eine solche hatte 827 Hilduin zur Überführung des hl. Sebastian erhalten — kein Heiligenleib aus Rom gebracht würde; daher ja auch die Furcht Ratleiks und seiner Begleiter vor dem Zusammentreffen mit den päpstlichen Gesandten in Pavia![1])

Trotz dieser starken und allgemeinen Verbreitung der Reliquienverehrung zu Einhards Zeiten schien es doch nicht überflüssig zu sein eine Lanze für den Heiligen- und Reliquienkult zu brechen, wie das Einhard in seiner Translatio tut; denn Kirchenfürsten von hohem Ansehen, wie Agobard, der als Judengegner bekannte Erzbischof von Lyon, oder wie Claudius von Turin, standen der üblichen Heiligenverehrung mehr als skeptisch gegenüber. Bei seinem Kampf gegen die Bilderverehrung verwarf Agobard auch das Aufstellen von Heiligenbildern, und Bischof Claudius von Turin schalt nicht bloß die Bilderverehrer geradezu Götzendiener, sondern er rückte auch in leidenschaftlicher Weise gegen Wallfahrten und Reliquien, besonders auch gegen die Verehrung des hl. Kreuzes, zu Felde.

Gerade in der Zeit, da Einhard seine Translatio abfaßte, war dieser Streit um die Reliquienverehrung und um die Berechtigung der Wallfahrten akut:

---

[1]) S. oben S. 256f.

in einem zwischen 827 und 830 an den Erzbischof Bartholomäus von Narbonne geschriebenen Brief empfahl Agobard diesem seinem Amtsbruder gegenüber angeblichen Wundern, deren Möglichkeit er grundsätzlich allerdings keineswegs in Abrede stellte, Vorsicht und Zurückhaltung, und wies hierbei auf gewisse Fälle aus der jüngsten Vergangenheit hin. Besonders in der Kirche des hl. Firmin zu Uzes in der Diözese Lyon waren damals Betrügereien vorgekommen. Noch der Nachfolger Agobards, Erzbischof Amulo von Lyon, wußte in einem zu Beginn der vierziger Jahre abgefaßten Schreiben an den Bischof von Langres davon zu berichten. Er erwähnt hier verdächtige Reliquien, die man zu seiner Zeit aus Italien nach Dijon gebracht hatte, und gab die Weisung, diese Reliquien nicht öffentlich darzustellen, sondern sie an einem verborgenen Orte beizusetzen. In diesem Zusammenhang spricht Amulo auch von den Täuschungen, die sich schlechte Menschen erlaubten, und von den Blendwerken böser Geister; dumme und glaubenslose Leute, die voll ungesunder Sucht Neues zu hören seien, würden sich durch derlei Dinge nur allzu stark beeinflussen lassen. Auch an heiligen Stätten und bei Märtyrergräbern, sagt Amulo, käme es vor, daß man um des schnöden Mammons willen dem Tun solcher Menschen keinen Damm entgegensetze und es noch begünstige, statt daß man das Volk zur aufrichtigen und reinen Ausübung seiner Religion anleite. Als Beleg hierfür weist Amulo auf jene Vorgänge in Uzes hin. Und er spricht von Leuten, die Besessenheit fingiert und welche dann, als man ihnen tüchtige Hiebe verabfolgt habe, sich sogleich als normal erwiesen und ihren Betrug eingestanden hätten. Bei den Vorkommnissen in Uzes aber hätten sich Male, wie mit Schwefel ausgebrannt, auf den Gliedern von Kranken gezeigt; auf den Rat Agobards habe Erzbischof Bartholomäus von Narbonne die Weisung gegeben, man

sollte die Wallfahrten hierher aufstecken und das Geld, das man dadurch erübrige, zum Besten von Armen und Notleidenden verwenden.

Der erwähnte Bischof Claudius von Turin hatte schon bald, nachdem er sein Bistum erhalten hatte (820), hier mit Wort und Schrift und Tat einen Bildersturm begonnen. Umsonst legte Abt Theodemir von Psalmody die Irrtümer des Claudius einer Synode vor und mahnte Claudius i. J. 828 zum Verlassen seines eingeschlagenen Weges; Claudius antwortete in einer Verteidigungsschrift, Theodemir wieder verfaßte eine Replik, das Buch des Bischof Claudius kam vor den Kaiser und ward hier am Hofe geprüft und verurteilt.[1])

Mitten in diesen Streitigkeiten um die Heiligen- und Reliquienverehrung hat Einhard seine Translatio geschrieben. Sie stellt eine entschiedene Absage an die gegen den Heiligen- und Reliquienkult gerichtete rationalistische Strömung innerhalb der fränkischen Kirche dar. Aber auch dem anderen Extrem in dieser Hinsicht, einem übertriebenen, blinden Heiligenkult war Einhard nicht rückhaltlos ergeben; seine Haltung war auch auf diesem Gebiete das Einschlagen jenes Mittelweges, den auch andere angesehene Männer seiner Zeit, ein Bischof Jonas von Orleans und ein Meister Dungal, gewählt hattten. Mit Überlegung und vollem Bewußtsein suchte sich Einhard von Übertreibungen des Heiligenkultes fern zu halten; einer Schmälerung der Allmacht Gottes durch allzu starkes Betonen der durch Heilige vollzogenen Wunder will er keinesfalls das Wort reden.

Wenn auch der Heilige, vor dessen Reliquien ein Wunder geschieht, im Sinne Einhards der unmittelbare Wundertäter zu sein scheint und wenn auch für Einhard die

[1]) Pohle in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon III 435.

Anwesenheit dieses Heiligen in Gestalt seiner Gebeine als Voraussetzung für das fragliche Wunder gilt, so ist es doch letzten Endes der allmächtige Gott, auf den er die Wundertat und damit die Durchbrechung der natürlichen Gesetze zurückführt. Diese Anschauung Einhards geht aus seiner Translatio aufs klarste hervor: wiederholt äußert er, daß der Herr es war, der durch diesen oder jenen Heiligen die Zeichen und Wunder geschehen lasse zum Heile der Gläubigen, und daß die Verdienste und die Fürbitten der Heiligen es sind, die Gott zum Vollzug der Wunder bestimmen.

An die Tatsächlichkeit dieser Wunder aber glaubt Einhard unbedingt; sie dem Leser zu bezeugen ist nicht der letzte Zweck seiner Schrift. Den Liebhabern Christi und den Verehrern seiner Märtyrer, so meint er einmal, werden die Wunder seiner Heiligen sicher eine angenehme Lektüre sein; ihnen werde nichts von dem, was nach dem Willen der Allmacht Gottes geschehen sollte, als unmöglich gelten. Den Ungläubigen aber sowie Leuten, welche den Ruhm der Heiligen verkleinern, müßten seine Berichte allerdings zum Ekel sein; solchen Menschen rate er sie überhaupt nicht zu lesen.

Einhard selbst ist jedenfalls von der Wahrheit aller und jeglicher Wunder, die er erzählt, zu tiefst überzeugt. Und es ist richtig, daß der Leser, der Einhards Translatio ganz und vorurteilslos studiert hat, dem Schreiber dieser Zeilen nicht gram sein wird.[1]) Die Ehrlichkeit der Gesinnung Einhards bei der Abfassung seiner Schrift geht aus nichts besser hervor als daraus, daß er wiederholt auch von Fällen spricht, in denen die Hilfe seiner Heiligen versagt hatte: so vor allem, wie wir noch hören werden, bei der tötlichen Erkrankung seiner lieben Imma;

---

[1]) Vgl. Beissel, Verehrung 100.

nach deren Ableben schildert er es Lupus von Ferrières in ergreifenden Worten, wie er in seinem Vertrauen auf die Hilfe seiner Heiligen so bitter enttäuscht worden sei. Und bei der Heilung des Reimsers Gerlaicus wird wahrheitsgetreu berichtet, daß diese Heilung nur teilweise erfolgreich war, da auch hernach der Arme am Kreuz und am linken Fuße litt und zwar so stark, daß er beim Gehen immer einen Stock haben mußte; rückhaltlos und offen gibt das Einhard zu; freilich will er in dieser nur teilweisen Heilung nicht ein Versagen der Macht der Fürbitte seiner Heiligen sehen; er erklärt sich die Mangelhaftigkeit der Genesung des Genannten lediglich daraus, daß er annimmt, es sei zu dessen Seelenheil nötig gewesen, daß ihm auch weiter gewisse Spuren seines Leidens noch anhafteten.

Einhard ist bestrebt dem skeptischen Leser den Nachweis der Glaubwürdigkeit seiner Wunderberichte zu erbringen; derartige Skeptiker, die solches nötig machten, gab es genug; Einhard nahm auf sie eingehend Rücksicht. Als stringenter Beweis für die Glaubwürdigkeit eines Wunders gilt ihm die Augenzeugschaft; in den Fällen, da er persönlich die von ihm berichteten Wunder gesehen hat, hebt er dies denn auch stark hervor. Dagegen gilt ihm die Glaubwürdigkeit der Wunder, die er nur auf Grund eines Berichtes von anderen Leuten kennt, als hiermit nicht ebenbürtig; und Einhard gibt zu, daß der größere Teil der Wunder, die er in seiner Translatio zur Darstellung bringen will, ihm durch die Erzählung anderer Leute zu Ohren gekommen sei; daß aber auch diese Berichte glaubwürdig seien, will er daraus ableiten, daß sie ja gar nichts Unwahrscheinliches enthielten, da er doch mit eigenen Augen ähnliche wunderbare Vorkommnisse habe beobachten können; hieraus will er, ohne jedes „Zweifelsbedenken" auf die Glaubwürdigkeit der ihm gemachten Angaben schließen, auch wenn er die

Person seiner Gewährsleute nicht oder nur wenig kennt. Dagegen sucht Einhard die genauesten persönlichen Verhältnisse der Geheilten anzugeben: ihren Namen, ihr Lebensalter, ihre Herkunft und Heimat, ihren Beruf — all diese Dinge sucht er in seiner Translatio festzuhalten um so seine Leser zur Überprüfung seiner Angaben in Stand zu setzen.

Bei seinen Wundererzählungen glaubt Einhard auch den Umstand wiederholt betonen zu müssen, daß dieselben Kranken, welche durch seine Heiligen Marzellin und Peter geheilt worden waren, an anderen Wallfahrtsorten keine Genesung gefunden hätten. Eine gewisse Rivalität zwischen den aufkeimenden Wallfahrtsstätten tritt so in Einhards Schrift in Erscheinung; er will die Wundertätigkeit seiner Heiligen gewissermaßen als größer und wirkungsvoller dartun als die anderer Heiligen: bei einem Kranken, der nach Seligenstadt gezogen war und hier geheilt wurde, berichtet er, daß dieser von Lüttich gekommen und unterläßt vielleicht absichtlich nicht dem beizufügen, daß dort in Lüttich der Leib des hl. Lambert ruhe; der Leser mochte dann selber daraus den Schluß ziehen, daß die Wunderkraft der Seligenstädter Heiligen doch noch größer sein müsse als die des hl. Lambert. Oder er berichtet ein andermal von jenem Mädchen aus Bourges, das in Seligenstadt geheilt wurde, es sei vorher schon mit Vater und Bruder „an vielen Stätten von Heiligen" herumgezogen; auch daraus ergab sich für den lieben Leser der Einhard erwünschte Schluß von selbst. Noch deutlicher sagt Einhard von jener späteren Seligenstädter Nonne Marktrud, daß sie vor ihrer Heilung zu Seligenstadt von ihren Eltern schon „an alle Stätten von Heiligen, an welche sie hatte kommen können", gebracht worden war ohne indes hier Hilfe zu erlangen, so daß man bereits die Hoffnung aufgegeben hatte sie wieder gesund zu sehen.

Namentlich schienen die Wallfahrtsorte, an denen sich Reliquien der Heiligen Einhards befanden, mit dem Medarduskloster in Soissons in Konkurrenz zu treten, mit dessen Abt Hilduin Einhard ohnehin, wie wir wissen, zeitweise auf recht gespanntem Fuße stand: auch Soissons und sein Medarduskloster war ja erst kürzlich zu einer berühmten Wallfahrt geworden;[1]) auch jener Taubstumme aus Tournai war zuerst nach Soissons gezogen und hatte auch — Einhard gesteht das gerne zu — hier zu hören und zu sprechen begonnen. Aber doch noch in recht unvollkommener Weise! Wenn er redete, verstand man ihn nicht, und wenn andere zu ihm sprachen, fehlte es ihm am richtigen Verstehen. Erst vor einigen Reliquien vor St. Marzellin und Peter, die in St. Servatius in Maastricht ruhten — auch dorthin ließ Einhard, wie wir noch hören werden, Teile seines Reliquienschatzes bringen — verloren sich auch diese Mängel.

Interessant ist, wie Einhard zuweilen festzustellen suchte, ob ein Wunder wirklich seinen Heiligen Marzellin und Peter oder einem andern Heiligen zugeschrieben werden könnte: die Wunder, die sich in seiner Aachener Hauskapelle abspielen, dürfen nach seiner Überzeugung sicher niemandem sonst als St. Marzellin zugeteilt werden; denn Reliquien von anderen Heiligen befanden sich in dem erwähnten Raume überhaupt nicht. Dagegen konnte man bei Wundern, die sich in Kirchen, welche anderen Heiligen geweiht waren, die aber auch Reliquien St. Marzellins und St. Peters bargen, allerdings geneigt sein den Schutzherrn der betreffenden Kirche als Wundertäter anzusehen. Doch fiel es auch hier für Einhards Auffassung entscheidend ins Gewicht, wenn vor der Ankunft seiner Heiligen in der fraglichen Kirche noch keine Wunder vor-

[1]) S. oben S. 244.

gekommen waren. — Auch die Schicksale jener Kölnerin, welche anfangs in Seligenstadt keine Heilung gefunden, dann — gleichfalls vergeblich — zum hl. Albanus in Mainz wallfahrtete, hier durch eine Erscheinung wieder nach Seligenstadt verwiesen ward und hier auch wirklich — freilich erst nach neuem Warten — Heilung fand, konnte Einhard im Gefühl einer gewissen Überlegenheit seiner Heiligen gegenüber dem hl. Alban von Mainz vortragen; zwar glaubt er die wunderbare Heilung dieser Frau nicht den Heiligen Marzellin und Peter zuteilen zu dürfen. Denn diese Heilung war erst erfolgt, als man den Seligenstädter Reliquienschatz durch ein Fingerglied des seligen Hermes vermehrt hatte; an dessen Festtag hatte sich auch das Wunder mit der Kölnerin abgespielt. Aber gleichwohl meint Einhard, auch St. Marzellin und St. Peter seien am Vollzug dieses Wunders nicht unbeteiligt gewesen; denn nicht nur, daß es sich in deren Kirche ereignete — die kranke Frau hatte auch die Fürbitte der genannten Heiligen auf ihrer ganzen Wanderschaft angefleht. — In ähnlicher Weise wird von Einhard ein anderes Wunder mit dem Bemerken berichtet, daß es bei der Ankunft der Reliquien von St. Protus und Hyacinthus in Seligenstadt geschehen sei.

Im Laufe der Zeit suchte nämlich Einhard zu den Leibern seiner beiden Lieblingsheiligen auch noch andere Reliquien für sein Seligenstadt zu erwerben. Da war es einmal das schon erwähnte Fingerglied des hl. Hermes, das Einhard im August des Jahres 830 erhielt — freilich, wie er mit einem leisen Seufzer sagt, um einen ungewöhnlich hohen Kaufpreis; der Händler war auch jetzt wieder Deusdona, der damals neuerdings von Rom gekommen war. Es waren gerade die Tage gewesen, da in der Ewigen Stadt Papst Gregor IV. für seine Titelkirche San Marco in den Katakomben und in den weiter außer-

halb der Stadt gelegenen Kirchen nach Reliquien suchen und die Funde von solchen in die erwähnte Titelkirche übertragen hatte lassen. Als nun damals auch das Grab des seligsten Hermes geöffnet und dessen Leib erhoben werden sollte, war eben einer von Einhards Leuten aus Seligenstadt in Rom auf einer Wallfahrt; er wollte hier seine Bußgebete verrichten. Während dieses Aufenthaltes in Rom kam nun der Gute mit anderen Pilgern mitten in die Volksmenge, die bei der Kirche des hl. Hermes gelegentlich der Erhebung von dessen Gebeinen beieinander stand. Er erfährt, was da gerade vor sich geht und schöpft nun, wie Einhard entschuldigend schreibt, in seiner Einfalt — tatsächlich sollte freilich dieser Optimismus doch recht behalten! — die Hoffnung, es möchte ihm gelingen Reliquien dieses Heiligen zu erhalten und sie nach Hause zu bringen. An wen anders sollte er sich da wenden als an Deusdona? So ging er denn zu diesem und trug ihm freimütig sein Anliegen vor: er möchte halt gar zu gerne seinem Herrn Einhard Reliquien des neu erhobenen Heiligen mitbringen! Die Freude, die er diesem damit machen würde, brauchte er Deusdona gar nicht erst zu schildern! Ob ihm denn Deusdona nicht behilflich sein möchte in dieser Angelegenheit? Dieser schien auch wirklich nicht „Nein!" sagen zu können, wenn man sich an ihn mit derlei Bitten wandte — vorausgesetzt wahrscheinlich, daß ein Gewinnchen für ihn selber abfiel. So erhalten denn die Wachen von St. Hermes ein Trinkgeld und drückten nun, wie es scheint, nicht nur *ein* Auge, sondern die beiden Augen zu. So gelingt es, daß man nicht nur Reliquien vom hl. Hermes, sondern auch solche von Protus und Hyacinthus erwirbt, deren Leiber in derselben Kirche bestattet lagen.[1]) Diese letzteren Reliquien sendet dann Deusdona durch einen seiner Vertrauten namens Sabba-

[1]) Vgl. Bondois, Translation 35 A. 1.

timus sowie durch jenen Angehörigen Einhards an diesen, während er später selber die vom hl. Hermes herrührende Reliquie Einhard überbringt.

Einhard wußte auch diesmal die ihm ausgehändigten Reliquien mit gebührender Ehrfurcht zu empfangen: als er die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft der Reliquien von St. Protus und Hyacinthus erhalten hatte, ging er ihnen entgegen, übernahm sie in feierlicher Weise und geleitete sie unter Hymnen und Gebeten in die Seligenstädter Kirche. Hier wurden sie in demselben Schrein, in dem sie angekommen waren, neben den Leibern von St. Marzellin und St. Peter beigesetzt; schon am Tage nach ihrer Ankunft spielte sich dann die oben[1]) erwähnte Teufelsaustreibung ab. Die Reliquien des hl. Hermes aber barg Einhard in einem kleinen Behälter und stellte diesen in der Empore der Seligenstädter Basilika über deren westlichen Eingang auf.

Alles das erzählt uns Einhard selbst; er war ja auch felsenfest davon überzeugt, daß er die Überreste der genannten Heiligen besitze. Doch scheint die Echtheit der Reliquien, die als Reliquien des hl. Hyacinthus ihm von Deusdona übersandt worden waren, nicht über alle Bedenken erhaben zu sein, und es ist nicht ausgeschlossen, daß Deusdona die Gier Einhards nach Reliquien und seine Leichtgläubigkeit mißbraucht hat.[2])

[1]) S. 244ff.

[2]) S. Bondois a. a. O. 35 A. 1.

XXI.

Einhards trübste Lebensjahre und seine Haltung während des karlingischen Familienzwistes.

Ich habe bereits oben auf die schlimme Lage des fränkischen Reiches in den zwanziger Jahren des neunten Jahrhunderts hingewiesen und von den Offenbarungen erzählt, von denen Einhard zur Zeit des Aachener Reform-Reichstages von 828/9 seinem Kaiser zu berichten wußte und in welchen die gedrückte Stimmung, von der auch er gleich vielen seiner Zeitgenossen ergriffen war, deutlich zum Ausdruck kam. In der Tat hatte damals wohl die trübste Periode in Einhards Leben begonnen. Denn nicht bloß die unseligen politischen Verhältnisse des Reiches machten den treuen Diener Kaiser Karls besorgt, nicht bloß unter den Umtrieben und Machenschaften am Hofe hatte er zu leiden — auch körperliche Gebrechen und Krankheiten zeigten sich im Alter Einhards in allzu gehäuftem Maße.

Denn wiederholt wurde Einhard in jener Zeit von schwerer Krankheit heimgesucht. So vor allem in den ersten Monaten des Jahres 829 kurze Zeit nach dem Reichstag zu Aachen, an welchem er voll seelischer Depression teilgenommen hatte.[1]) In jener Krankheit glaubte er schon dem Tode nahe zu sein; es ehrt Kaiser Ludwig, daß er damals an das Krankenlager seines treuen

[1]) S. oben S. 313ff.

Dieners geeilt kam; und es ehrt Einhard nicht minder, daß er in dieser Stunde seinen Kaiser inständigst für die Gründung bat, die ihm vor allem am Herzen lag, für seine Stiftung zu Seligenstadt; der Kaiser mußte Einhard das Versprechen geben nach Einhards Tod des Klosters zu Seligenstadt und seiner Söhne nicht zu vergessen; auf die Seligenstädter Abtei sollte ein Teil der Lehn Einhards übertragen werden. Man erkennt aus diesem Anliegen, das Einhard angesichts des Todes seinem Kaiser vorgetragen hat, wie sehr ihm seine Gründung zu Seligenstadt wirklich eine Herzenssache war; nicht selbstsüchtige Eigeninteressen waren es gewesen, die ihn veranlaßt hatten ihr die Sorge seines Alters zuzuwenden.

Von seiner damaligen schweren Krankheit ist Einhard zwar wieder genesen, aber seine volle Gesundheit war doch dahin. Auch im Jahre 830 klagt er in schmerzlichen Worten über seinen körperlichen Zustand: der rechte Oberschenkel ist seit der letzten Krankheit dauernd angeschwollen, die Milzschmerzen, unter denen er leidet, wechseln mit starkem Darmkatarrh, heftige Nierenschmerzen quälen ihn; bei seinem leidenden Zustand kommt er auf einer Reise kaum in zehn Tagen von Maastricht bis Valenciennes! Hier vermochte er sich überhaupt nicht mehr zur Weiterreise aufs Pferd zu schwingen, sondern mußte, um seine Reise fortsetzen zu können, ein Schiff besteigen; so gelangte er nach Gent in seine Abtei St. Bavo. Da lag er nun wieder krank danieder und schrieb an seinen Kaiser und an einen ihm bekannten Hofwürdenträger jammervolle Briefe. „Ein gar trauriges Leben, leer von fast jeglicher Freude," — so versichert er — „ist's, das ich führe; besonders aus dem Grunde, weil ich fürchten muß, daß ich anderswo, als ich möchte, und mit andern Dingen beschäftigt als mit dem Dienst der heiligen Märtyrer Christi (Marzellinus und Petrus) sterben werde." Nur ein

Wunsch ist's, der ihn beseelt: zurück zu seinen Heiligen an das Ufer des Mains — zurück nach Seligenstadt!

Als Einhard solche Worte schrieb, war bereits das Gewitter losgebrochen, das schon so lange drohend am politischen Himmel des fränkischen Reiches gestanden hatte: die geheimen Widerstände gegen den Kaiser und seine Regierung waren damals bereits zu offener Empörung emporgelodert. Auf einem Reichstag, der im alten, sagenumwobenen Worms im August 829 abgehalten wurde, schien zunächst der geistliche Einfluß, wie er namentlich durch Erzkaplan Hilduin auf Ludwig d. Fr. ausgeübt worden war, gebrochen zu werden; Ludwigs zweite Gemahlin Judith ergriff nun mit Hilfe ihres Günstlings, des Grafen Bernhard von Barcelona, die Zügel der Regierung; sie erstrebte im Gegensatz zur hohen Geistlichkeit, der natürlichen Verfechterin der Reichseinheit, die Beseitigung des Reichserbfolgegesetzes vom Jahre 817, durch das ihr Stiefsohn Lothar, der älteste Sohn aus der ersten Ehe Ludwigs, zum Nachfolger des Kaisers bestimmt worden war, während man Lothars Brüder Pippin und Ludwig (den Deutschen) mit Teilgebieten und Unterkönigreichen abgefunden hatte. Im Widerspruch hiermit suchte Judith für ihren erst 823 geborenen Sohn Karl (d. Kahlen) gleichfalls noch ein Reich zu schaffen. Dadurch kommt es zu Streit und Zwist in der karlingischen Familie und unter den Großen des Reiches; die gestürzte Regierungspartei wird die natürliche Verbündete der Söhne Ludwigs aus dessen erster Ehe, die ein Interesse daran hatten, die Bildung eines neuen Reiches für ihren Stiefbruder hintanzuhalten; insbesondere mit Lothar, der vom Kaiser und seiner Gemahlin nach Italien, das ihm als besonderes Erbe zugedacht war, „entlassen" ward, standen diese Kreise im Einvernehmen. Über Nacht brach der Sturm los. Eine Heerfahrt, welche der alte Kaiser gegen die aufständische

Bretagne in der Fastenzeit des Jahres 830 unternommen hatte, bildete den äußeren Anstoß: man erklärte diese Heerfahrt als Entweihung der heiligen Zeit und schlug gegen den Kaiser los, ohne dabei freilich den Schein der Loyalität gegen den Herrscher preiszugeben: den Kaiser von dem unheilvollen Einfluß der Kaiserin und ihres Günstlings Bernhard zu befreien ward die Parole der Empörer; die Ersten der gestürzten früheren Regierung standen an ihrer Spitze; ihr ideelles Haupt aber sollte Lothar, der älteste Kaisersohn, sein.

Unmittelbar vor dem Ausbruch dieser Wirren, vermutlich im März des Jahres 830, scheint Einhard jenen Brief an den Kaiser geschrieben zu haben, welcher seine Bitte um seine gänzliche Verabschiedung vom Hofdienst und um die völlige Entbindung von allen seinen Pflichten enthält. — Nicht ohne Rührung kann man dieses Bittgesuch lesen: ganz am Schlusse des Briefes und am Ende der verschiedenen Bitten, welche er damals an Kaiser Ludwig richtete, rückt Einhard noch mit dem Anliegen heraus, das doch sicher am schwersten auf seinem Herzen lastete: sein Herrscher möchte auf ihn, den armen Sünder, der nunmehr schon ein alter Mann und gar siech geworden sei, in Barmherzigkeit schauen und ihn frei machen von allen Sorgen dieser Welt; in Frieden und Ruhe möchte Einhard unter Ludwigs Schutz bei den Reliquien der seligen Märtyrer Christi, hingegeben dem Gehorsam gegenüber diesen Heiligen und dem Dienste des Erlösers, seinen Lebensabend verbringen, auf daß jener letzte Tag, vor dem es kein Entrinnen gäbe und der für ihn bei dem hohen Alter, in dem er jetzt stehe, bald kommen müsse, nicht über ihn zu einer Zeit hereinbräche, da er noch mit eitlen und überflüssigen Kümmernissen belastet sei; vielmehr wolle er zur Vorbereitung auf diesen Tag Muße haben für Gebet und fromme Lesung und sich üben seine

Gedanken auf die Betrachtung des Gesetzes Gottes zu sammeln.

Es ist in Einhards Lebensgang ein tragisches Geschick, daß genau in der Zeit, da er so innig nach Ruhe und Frieden sich sehnte, die heftigsten Stürme über sein Vaterland, seinen kaiserlichen Herrn und ihn selber hereinbrachen. Die Tage des Streites der Söhne gegen den Vater und die Periode der Bruderkriege im Frankenreiche nahmen ihren Anfang. Einhard hatte diese Entwickelung vorausgesehen. Seine Haltung auf jenem Aachener Reichstag an der Wende von 828 zu 829 beweist dies. Jetzt konnte er nicht ohne Groll darauf hinweisen, daß man den Ratschlägen, die er auf Grund besonderer Offenbarungen seiner Heiligen damals schon vorgebracht hatte,[1]) nur allzu wenig Beachtung geschenkt habe. „All das, was nun in diesem Reiche vor sich geht" — so schreibt er an einen ihn befreundeten Kirchenfürsten — „wurde durch die Offenbarung der Märtyrer Christi (St. Marzellin und St. Peter) vor zwei Jahren vorhergesagt." — Und noch später, im Jahre 837, konnte es sich Einhard nicht versagen, in einem Brief, der an den Kaiser gerichtet war und in welchem er sich über die Bedeutung eines damals erschienenen Kometen aussprach, auf jene Enthüllungen anzuspielen, welche seinerzeit der Erzengel Gabriel jenem Bettler zu Seligenstadt gemacht habe.[2]) Die Erinnerung an diese Enthüllungen blieb noch über Einhards Leben hinaus unvergessen. Denn noch 34 Jahre nach seinem Tode wußte man in Kloster Fulda von der Schuld zu erzählen, welche Kaiser Ludwig durch jene Nichtbeachtung der ihm durch St. Marzellin und St. Peter zuteil gewordenen Offenbarungen auf sich geladen habe und die

---

[1]) S. oben S. 316 ff.

[2]) S. nächsten Abschnitt unten S. 420 und oben S. 316 f.

er noch im Fegfeuer zu verbüßen hätte. Nach den Fuldaer Jahrbüchern erschien nämlich Kaiser Ludwig seinem Sohne Ludwig d. D. in einer Vision und beschwor ihn, er möchte ihn durch Christi Fürbitte aus den Peinen des Fegefeuers befreien und ihm den Zutritt zur ewigen Seligkeit verschaffen. Der Fuldaer Annalist fügt seinem Berichte hierüber die Bemerkung bei, man könne hieraus ersehen, daß, obschon Kaiser Ludwig gar viel Löbliches getan, er doch auch manches Unrecht begangen habe; und unter diesem Unrecht des verstorbenen Kaisers nennt der Annalist auch die Tatsache, daß Ludwig „die Mahnungen des Erzengels Gabriel, welche ihm Abt Einhard in zwölf Kapiteln zusammengefaßt zur Lektüre und zur Beobachtung übergeben" hatte, nicht genügend beachtet hätte.[1])

Auch Einhard stand i. J. 830 nicht ohne Unzufriedenheit dem alten Kaiser und seiner Umgebung gegenüber; auch er wird reichlich zu klagen gehabt haben über verfehlte und verspätete Maßnahmen der kaiserlichen Regierung; dennoch gesellte er sich offenbar nicht den Frondeuren bei, die seit dem Regierungswechsel von 829 dem Kaiser und dessen Gemahlin Judith gegenüberstanden und nun offen die Fahne der Empörung entrollten. Zu dieser Gruppe der fränkischen Großen zählte Einhard m. E. nicht. Vielmehr war er in den kritischen Tagen, da die Revolution zum Ausbruch kam, am Kaiserhofe zu Aachen unter der persönlichen Umgebung der Kaiserin Judith; sie, gegen die sich der Groll der Empörer vor allem richtete, weilte in der Krisis im Zentrum des Reiches; vom Kaiser war Einhard zu ihrem persönlichen Begleiter bestimmt worden.

Einhard und Kaiserin Judith! Zwei polare Gegensätze umfassen diese Namen: der alte, körper-

[1]) Mon. Germ. SS. I 387 f.

lich gebrochene, geistig aufgearbeitete Gelehrte und die noch jugendliche, schöne, herrschgewaltige Kaiserin aus welfischem Geschlechte, um deren Krone und Einfluß es jetzt ging! In diesen entscheidungsvollen Tagen wog jeder einzelne, der ihr und ihrem kaiserlichen Gemahle die Treue hielt, schwer; ganz besonders aber ein Mann, der seit einem vollen Menschenalter seine Erfahrungen am Hofe hatte sammeln können, der die Menschen, die jetzt in den Vordergrund der Ereignisse getreten waren, kannte und ihren Wert und Unwert richtig einzuschätzen wußte, der hierhin und dorthin die starken Fäden persönlicher Beziehungen hatte und gerade hierdurch auf weite Kreise Einfluß besaß. Einhard bemühte sich auch redlich seine Person in den Dienst der kaiserlichen Sache zu stellen und durch seinen Einfluß dem Unheil die Spitze abzubrechen: er wandte sich in einem Schreiben an den Erkorenen der Verschwörer, an Lothar. Als im Jahre 817 Ludwig d. Fr. Lothar zum Mitherrscher gemacht hatte, war Einhard, wie wir wissen,[1]) der Auftrag zuteil geworden sich des jugendlichen Fürsten in väterlicher Weise anzunehmen; Einhard hatte sich dann wohl auch mehrere Jahre hindurch als getreuen Mentor des Erstgeborenen Ludwigs gefühlt. An diese seine Mission vom Jahre 817 glaubte Einhard jetzt schicklicherweise anknüpfen zu können. „Wie groß die Sorge und Kümmernis um Euere Hoheit ist" — so heißt es zu Beginn jenes Schreibens Einhards an Lothar —, „die mich erfüllt, das kann ich mit Worten gar nicht leicht zum Ausdruck bringen." In gleicher Weise habe er, seitdem ihm jene Mission übertragen worden sei, Lothar sowohl wie den alten Kaiser geliebt und das Beste beider Fürsten ersehnt; die Sorge um Lothar sei es auch jetzt, die ihn nicht schweigen lasse. Sie zwinge ihn Lothar hinsichtlich seines Heiles zu ermahnen

[1]) S. oben S. 131.

und ihm wohlgemeinte Ratschläge über die Haltung, die er einnehmen solle, zu geben.

Es sind sowohl für Einhards Charakterbild wie auch für die Beurteilung der damaligen politischen Lage im Frankenreich interessante Ausführungen, in denen sich Einhard nun dem jungen Kaiser gegenüber ergeht. Er schildert, wie es ihm zu Ohren gekommen sei, daß gewisse Leute Lothar zu bestricken und zu überreden suchten den Rat seines Vaters und die diesem geschuldete Ehrfurcht hintanzusetzen, Italien, das ihm von Kaiser Ludwig zur Regierung übertragen worden sei, zu verlassen und sich zum alten Kaiser zu begeben, obgleich er hierzu von diesem gar nicht aufgefordert worden war und ein solches Vorgehen nicht dem Willen des Vaters entspräche. In dringlichen Worten warnt Einhard Lothar vor jenen Leuten, die mehr ihr eigenes Interesse als sein Bestes im Auge hätten. Und freimütig führt Einhard dem jungen Fürsten vor Augen, wie verkehrt und unziemlich solche Pläne wären, wieviel Übel sie in sich bergen würden. An Gottes Gebot erinnert er den aufrührerischen Kaisersohn, an die Verheißung eines langen Lebens, die als Lohn an treue Pflichterfüllung gegenüber den Eltern geknüpft worden sei; und er sucht Lothar im einzelnen darzulegen, wie er sich, falls er auf dem betretenen Wege weiterschreite, gegen seinen Vater durch Verletzung der diesem schuldigen Ehrerbietung, des Gehorsams und der Liebe versündige; er schildert ihm, wie solchermaßen bloß Zwietracht zwischen denen, die nur Liebe miteinander verbinden müßte, erwachsen könnte. Es könne Lothar nicht verborgen sein, welch ein Greuel in Gottes Auge ein verstockter und ungehorsamer Sohn sei; habe doch Gott durch Moses befohlen, daß ein solcher Sohn gesteinigt würde. Und dieses Gebot Gottes sei auch im Neuen Bunde nicht aufgehoben worden.

Es sind in der Tat freimütige Worte, diese Zeilen des greisen Einhard an den herrschbegierigen jungen Lothar, der eben im Begriffe stand zum Aufrührer gegen seinen Vater zu werden und diesem Krone und Szepter zu entreißen. Die ernsten Ermahnungen und Hinweise auf die Sohnespflicht, die gleich Geißelhieben auf das Beginnen des Kaisersohnes erscheinen mußten, wurden allerdings gemildert durch die warme Liebe, die — trotz allem — aus den Zeilen des alten, treuen Beraters sprach: „Ich habe Euch lieb," so sagt er am Schlusse seines Briefes einfach und schlicht, „— Gott weiß es — und eben darum ermahne ich Euch in so treuer Weise; Ihr aber müßt nicht auf die Geringfügigkeit der Person des Mahners, sondern auf die Heilsamkeit des Rates schauen."

Es ist eine vollständige Verkennung der Sachlage, wenn man meinte, daß Einhard diesen Brief nur in höherem Auftrag, auf Befehl der Kaiserin Judith und bloß mit innerem Widerstreben geschrieben habe; das ist sicher unrichtig. Es war Einhard vielmehr durchaus ernst mit dem Bestreben den Frieden im Kaiserhause aufrecht zu erhalten; in den Dienst der friedlichen Vermittlung zwischen Vater und Sohn stellte er sein Wort und seine Feder.

Erfolg war seinen Mahnungen allerdings nicht beschieden. Lothar ließ sich von seinem geplanten Einmarsch ins Frankenreich von Italien aus nicht mehr zurückhalten — er war bereits auf dem Wege nach Compiègne, wo dann auf einem Reichstag im Mai des Jahres 830 seine erneute Anerkennung als Mitregent seines Vaters oder vielmehr, besser gesagt, die tatsächliche Ersetzung des alten Kaisers durch seinen Erstgeborenen erfolgen sollte. Einige Wochen vor diesem Reichstage hatte sich die Kaiserin veranlaßt gesehen Aachen zu verlassen und gleichfalls gegen Com-

pièġne zu eilen, um hier mit ihrem Gatten zusammenzutreffen; freilich sollte sie dann tatsächlich nicht mehr Compiègne erreichen, da ihr der Weg dorthin bereits durch die Anhänger Lothars abgeschnitten war. Einhard aber hatte von Judith die Weisung empfangen ihr nach Compiègne zu folgen.

Nur zögernd und mit innerem Widerstreben, wie es scheint, schickte sich Einhard an diesem Befehle nachzukommen. Zuerst muß er sich ein Pferd für die Reise in seinem Kloster zu Maastricht besorgen; dann, als dies getan ist, kommt er bei seinem leidenden Zustand nicht recht vom Flecke; von Valenciennes aus geht es mit dem Reiten schon gar nicht mehr und er entschließt sich — ungeachtet der Weisung der Kaiserin — statt nach Compiègne nach Gent zu Schiffe zu fahren. In jammervollen Tönen schrieb er damals — es war um Mitte April des Jahres 830 — an die Kaiserin Judith, „seine frömmste Herrin", einen Entschuldigungsbrief und schilderte ihr hier alle seine Beschwerden: wie er nach seiner Abreise von Aachen von so großem körperlichen Ungemach befallen worden sei, daß er von Maastricht aus erst am zehnten Tage Valenciennes noch knapp erreichen konnte; hier machen ihm die Nieren- und Milzschmerzen, die ihn plagen, eine Weiterreise zu Pferde unmöglich. So bittet er denn die Kaiserin statt seine Reise fortsetzen zu müssen, zu Schiffe nach Gent fahren zu dürfen; da will er dann auf dem Krankenbette liegen, bis ihm Gott neue Kräfte zur Weiterreise gegeben habe; sobald es geht, will er sich dann wieder aufs Pferd setzen und zum Kaiser oder zur Kaiserin reiten, wie man ihm solches befehlen würde. Für jetzt aber möge Judith sein Fernbleiben beim Kaiser, wenn sie zu ihm komme, entschuldigen. Und Einhard fügt dem bei: „Gott ist mein Zeuge dafür, daß ich kein unwahres Wort bezüglich meiner

Krankheit geschrieben habe." Ja manches habe er noch gar nicht geoffenbart, Übel, die noch viel schwerer seien, und über welche man sich bloß mit einem ganz Vertrauten aussprechen könne. — Am Schlusse aber kommt die Versicherung, die Kaiserin könne sich bei Gott ein ganz besonderes Verdienst erwerben, wenn sie ihm die Erlaubnis erwirke zum Dienst seiner Heiligen nach Seligenstadt zu ziehen, sobald er hierzu imstande sei; von Gent aus könne er zu Schiffe in fünfzehn Tagen dorthin kommen.

Auch dem Kaiser selbst suchte Einhard wenige Tage später, als er dann wirklich in Gent angekommen war, in jammervollen Tönen seinen Zustand zu schildern und von ihm die Erlaubnis zu erlangen nach Seligenstadt zum Dienste seiner Heiligen ziehen zu dürfen. In feiner, diplomatischer Weise suchte er auch in diesen Zeilen den Kaiser für die Erfüllung seines Wunsches ihn, statt ihn zu sich zum Hofdienst zu entbieten, zum Dienst St. Marzellins und St. Peters zu entlassen, zu gewinnen: „Ich glaube, daß jene hl. Märtyrer für Euch bei Gott als Mittler auftreten müßten, falls Ihr Euch dazu entschließt den Dienst für sie Euerem Dienste voranzustellen." Seine Person, so meinte Einhard, könne „an keiner anderen Stätte unseres Reichs für Euch größeren Nutzen schaffen als dort (in Seligenstadt), falls Ihr mir dazu behilflich sein wollt." — In einem anderen Schreiben, das Einhard damals an einen kaiserlichen Hofbeamten richtete, bittet er gleichfalls, beim Kaiser sein Fernbleiben vom Hofe zu entschuldigen. Nicht ohne Absicht und Berechnung stellt er sein Verhalten dem Handeln anderer Leute gegenüber, welche die Möglichkeit gehabt hätten zum Kaiser zu kommen. „Ich wäre gekommen," so versichert er, „wenn ich gekonnt hätte; und ich werde kommen, sobald ich kann; und ob fern oder nah — ich werde ihm (dem Kaiser) treu sein."

Wie es scheint, haben jene Zeilen Einhards vollen Erfolg gehabt: er erreichte durch die Vermittlung dieses Hofbeamten, in dem wir den schon wiederholt erwähnten Gerward zu sehen haben werden,[1]) die Erlaubnis zur Rückkehr nach Seligenstadt; in einem von herzlichem Dankgefühl beseelten Schreiben dankte Einhard später dem genannten Hofwürdenträger für diese Vermittlung.[2])

Es ist das Verdienst Margarethe Bondois' in ihrem Buche über Einhards Translatio SS. Marcellini et Petri mit wohltuendem Gerechtigkeitssinn die Haltung Einhards während jener politischen Wirren ins richtige Licht gesetzt zu haben. Einhard hat sich damals nichts weniger als den Ruhm eines Märtyrers seiner Kaisertreue erworben; die Rolle, die er in jenen Wirren spielte, war nicht gerade ruhmvoll, ja sie konnte recht zweideutig erscheinen und hat denn auch bis in unsere Tage Anlaß zu heftigen Vorwürfen gegenüber seinem Charakter gegeben. In Wahrheit ist aber Einhard doch nicht zum bewußten, freiwilligen Verräter an seinem alten kaiserlichen Herrn geworden, hat ihn nicht gleich anderen schnöde verkauft. Zwar hatte auch er so vieles an den bisherigen Zuständen auszusetzen. Aber Einhard war doch ein viel zu guter Menschenkenner um, durch diese Kritik verleitet, sich darüber täuschen zu lassen, daß jene Geister, welche die Revolution eingefädelt hatten, wenigstens teilweise sich dabei von sehr selbstsüchtigen Beweggründen hatten leiten lassen. Und auch der offene Bund des ältesten Kaisersohnes mit den Empörern war ihm sicher im innersten Herzen ein widerliches Schauspiel. —

---

[1]) S. darüber, daß der Adressat von Brief Nr. 14 (bei Hampe in den Mon. Germ. SS. Ep. V 117) dieselbe Persönlichkeit wie der von Nr. 18 (ebd. 119) sein dürfte, Buchner, Einhard als Künstler 47 ff. — Vgl. auch oben S. 275 A. 1.

[2]) Eben in dem erwähnten Brief Nr. 18.

Lothar war, wie gesagt, aus Italien gekommen und nach Compiègne gezogen, um hier, dem Namen nach zum Mitregenten seines Vaters bestimmt, in Wahrheit und seinem tatsächlichen Einflusse nach aber an dessen Stelle gesetzt zu werden. Einhards Ermahnungen an Lothar, seine beredten Warnungen vor Übertretung des vierten Gebotes waren in die Winde verhallt! Der junge Kaiser aber hatte es gewiß nicht vergessen, daß der lästige Alte erst jüngst noch es sich herausgenommen hatte ihn daran zu erinnern, daß nach alttestamentlichem Gesetze ein ungehorsamer Sohn gesteinigt werden sollte! Die Lage Einhards war so recht peinlich geworden. Was konnte er jetzt für seinen alten, machtlos gewordenen Kaiser noch tun? Sollte er, der schwache, alte Mann, sich zu dessen Beschützer aufspielen gegenüber dem eigenen Sohne Ludwigs, dem nunmehr aller Herzen sich zuzuwenden schienen? Damit hätte er nur seine eigene Stellung unhaltbar gemacht, hätte den Besitz seiner Lehen, an denen ihm doch so viel gelegen war, vor allem sein geliebtes Seligenstadt, schwer gefährdet. So hat denn Einhard ohne viel Bedenken seine Fahne nach dem Winde, der jetzt wehte, gedreht: als er erkannte, daß Lothar tatsächlich in den Besitz der Macht gekommen war, zögerte er nicht sich „auf den Boden der gegebenen Verhältnisse" zu stellen und an einen der Umgebung des jungen Herrschers angehörigen Bischof, mit dem Einhard gut befreundet war, in den ergebensten Ausdrücken gegenüber Lothar zu schreiben. In hochtönenden Worten gab er in diesem Brief, der wohl schon bald nach dem Reichstag von Compiègne (Mai 830) verfaßt ist, seiner Freude darüber Ausdruck, daß, wie er gehört habe, — „mein glorreichster und von Gott behüteter und immer zu behütender Herr Kaiser Hlothar" aus Italien gesund und heil angekommen sei und mit ihm auch der Adressat des Briefes; es sei

nun seine Bitte und sein Wunsch, so schreibt Einhard, daß ihm der junge Kaiser rasch die Erlaubnis geben möchte an seinen Hof zu eilen, wo Einhard dann auch dem geschätzten Adressaten des Briefes zu begegnen hofft. Bis dahin empfiehlt er seine „Wenigkeit" seinem bischöflichen Freunde und durch diesen auch der Gnade des Kaisers; er vergißt dabei — sein Gewissen war hinsichtlich seiner bisherigen Stellung zu Lothar eben doch nicht so ganz unbeschwert! — die Bitte nicht, es möchte der Adressat sich von keinem Menschen dazu verleiten lassen über ihn etwas schlimmes zu denken. Bei Gott und seinen Heiligen Marzellin und Peter schwört Einhard vielmehr, daß er die Liebe und Ergebenheit, von der er seine Seele gegenüber seinem Freunde entflammt wisse, mit Worten gar nicht schildern könne. Jetzt hören wir auch gar nichts mehr von Krankheit! Einhard ist jetzt ganz Feuer und Flamme für den neuen Herrscher — oder, wohl richtiger, er tut so, als ob er es sei!

Das Geschick des Diplomaten, nicht die Überzeugungstreue des Märtyrers hat also Einhard in jenen Tagen der Revolution betätigt. Im Herzen aber wahrte er doch wohl auch damals seinem alten Herrscher die Treue;[1]) ja es ist m. E. durchaus wahrscheinlich, daß er auch jetzt redlich daran arbeitete die Versöhnung zwischen Vater und Sohn, zugleich die Wiedereinsetzung des ersteren in seine vollen Herrscherrechte herbeizuführen. Nur durch dieses diplomatische Lavieren brachte Einhard es zuwege, daß er trotz allen Wechsels der politischen Lage in jenen Jahren doch stets seinen Einfluß bei der jeweils herrschenden Partei behielt; gerade dies aber schien den Zeitgenossen besonders

[1]) Anderer Auffassung ist Hampe im Neuen Archiv XXI 620, der meint, daß Einhard auch mit seiner Neigung auf der Seite Lothars stand.

bewunderns- und staunenswert an dem Lebensschicksal Einhards zu sein: noch ein größeres Wunder, so sagt Walahfrid Strabo, als in dem außerordentlichen Einfluß Einhards bei König Karl müsse man darin erblicken, daß er auch unter Kaiser Ludwig, als das fränkische Staatswesen unter verschiedenartigen und vielfältigen Wirren hin- und herschwankte, über alle Fährnisse hinweggekommen sei.

Schon bald nach jener im Mai 830 abgehaltenen Reichsversammlung zu Compiègne vollzog sich indes ein Umschwung in der Stimmung des Volkes und der Großen zugunsten des alten Herrschers; die neuen Herren, welche durch den Umsturz zur Leitung des Reiches gekommen waren, schienen nicht besser zu schalten als die bisherige Regierung. Die beiden jüngeren Brüder Lothars, Pippin, der Beherrscher Aquitaniens, und Ludwig der Deutsche, der Gebieter über den östlichen Teil des Frankenreiches, die anfangs die Empörung gegen den Vater mitgemacht hatten, waren nicht gesonnen die Früchte der Revolution dem ältesten Bruder allein in den Schoß fallen zu lassen. Ein Mönch namens Guntbald war für den alten Kaiser tätig. Namentlich in den ostfränkischen Gebieten hatte dieser starken Anhang. Man suchte daher seitens der Gegner Lothars den allgemeinen Reichstag, der nun zur Klärung der wirren Verhältnisse abgehalten werden sollte, nicht nach Ostfranken, sondern in die westfränkischen Gebiete, in denen sich ja auch der Herd der Empörung befunden hatte, zu verlegen. Ohne Erfolg! Kaiser Ludwig wußte es durchzusetzen, daß jener Reichstag in Nimwegen stattfand. In den ersten Oktobertagen 830 wurde er abgehalten. Die Anhänger des alten Kaisers hatten sich hier sehr zahlreich eingefunden; die Angehörigen der ostfränkischen Stämme sicherten seiner Sache das Übergewicht gegenüber Lothar. Der Kaiser

geht schließlich vom Nimweger Tage als voller Sieger hervor; die Empörer, auch den ehemaligen Erzkaplan Hilduin, trifft strenge Strafe.

Kurz vor dem Zusammentritt dieses Reichstages schrieb Einhard an einen ihm bekannten Großen in der Umgebung Lothars[1]) einen Brief mit der Anfrage, wo und wann der damals in Aussicht stehende Reichstag stattfinden werde, ferner, ob Lothar nach Italien zurückkehren oder bei seinem Vater im Frankenreiche verbleiben wolle. Es war Einhard sehr viel daran gelegen auf diese beiden Fragen Auskunft zu erhalten; denn von ihrer Beantwortung glaubte er sein weiteres Verhalten abhängig machen zu müssen, sofern es ihm, wie er schreibt, vergönnt sein sollte in ersprießlicher Weise in diese Dinge einzugreifen.

Nach dem Inhalt dieser Zeilen zu schließen scheint Einhard bei der Entwicklung der politischen Verhältnisse in jenen Tagen offenbar beabsichtigt zu haben seinen Einfluß wieder geltend zu machen. Wir können kaum darüber im Zweifel sein, daß er dies im Sinne einer Vermittlung zwischen Ludwig und Lothar zu tun gedachte. Und wenn auf jenem Tag zu Nimwegen der letztere ungeachtet der Abmahnungen seiner Parteigänger sich dazu entschloß sich mit seinem Vater zu versöhnen, wenn der alte Kaiser darauf seinen Sohn nur mit leisem Vorwurf über seine bisherige Haltung in Güte bei sich aufnahm und schließlich, den Sohn an der Hand führend, vor das Volk trat und so die Aussöhnung in der kaiserlichen Familie durch die Tat der Gesamtheit vor Augen führte, so mag dies alles zum guten Teil von Einhard inszeniert gewesen und als eine Frucht seiner Ver-

---

[1]) Es ist ein gewisser «Dominus sanctus ac merito venerabilis E.« — vielleicht, wie mir scheint, der ehemalige kaiserliche Kanzler Elisachar, vielleicht dieselbe Persönlichkeit wie der Adressat des oben S. 378 erwähnten Schreibens.

söhnungspolitik aufzufassen sein, über die sich gewiß niemand mehr gefreut hat als Einhard selber.

Die Ruhe im Frankenreiche, die mit Ludwigs Wiedergewinn der ausschließlichen Regierungsgewalt auf dem Nimweger Tage zunächst eintrat, war nicht von Dauer. Das Jahr 833 brachte den Verrat auf dem Rotfelde bei Kolmar, dem traurig-berühmten „Lügenfelde"; die förmliche Entthronung des alten Kaisers, sein Ausschluß aus der Kirche, die Teilung des Frankenreiches, die Kirchenbuße, der sich Ludwig d. Fr. in der Abtei des hl. Medardus zu Soissons unterziehen mußte, folgten. Die Vorgänge im öffentlichen Leben mit dem gehäuften Maß von Lüge und Schein, das sie in sich trugen, mußten einen anständigen Charakter mit Schmerz und Ekel erfüllen. In einem Schreiben, das Einhard in diesen Tagen an einen ihm bekannten Priester richtete und in welchem er diesem Eburo empfahl[1]), zeigte er sich völlig konsterniert über die „mutatio rerum", die jüngst im Frankenreiche eingetreten war: „sie hat uns," so sagt er, „so in Verwirrung gesetzt, daß wir gar nicht wüßten, was zu tun unsere Pflicht ist, wenn wir nicht nach Josaphats — des biblischen Königs — Worten unseren Blick auf den Herrn richteten und gemäß Philos[2]) Äußerung Gottes Hilfe anflehen könnten, wenn eine Hilfe von Menschenhand fern ist." — Durch die Teilung des Reiches unter die Söhne Ludwigs, wie sie 833 vorgenommen wurde, war auch eine große Rechtsunsicherheit in den Besitzverhältnissen eingetreten. Einhards Abteien lagen meist im Mittelreiche Lothars, den er nun als seinen Herrscher anzusehen hatte und dem er jetzt den Treueid leistete; auch Geschenke wollte er Lothar und dessen Ge-

[1]) Vgl. oben S. 160.

[2]) Ich weiß nicht, ob damit der zur Zeit Christi lebende jüdische Philosoph und Theosoph von Alexandrien gemeint ist.

mahlin durch einen seiner Presbyter und durch seinen Viztum (in Gent) überbracht wissen, sobald Lothar von Orville nach Compiègne zurückgekehrt sei. — Aber auch zu den Gebieten des jüngeren Bruders, Ludwigs des Deutschen, gehörten einzelne Besitzungen Einhards. Nun sollte aber nach den schon bei der Reichsteilung von 806 getroffenen und dann 817 wie auch jetzt (833) wiederholten Bestimmungen jeder Lehensträger nur in einem Teilreiche Lehn haben, wie er auch nur Vasall eines Herrn sein sollte. Das gab Anlaß zu manchen Verwirrungen. Diese Rechtsunsicherheit, die so Platz gegriffen hatte, veranschaulicht nichts besser als die Tatsache, daß Einhard zunächst gar nicht wußte, zu welchem Reiche die Gebiete, in denen seine einzelnen Besitzungen lagen, gehörten; einer seiner Briefe an Ludwig den Deutschen wirft hierauf ein bezeichnendes Licht; zuerst hatte es geheißen, so sagt Einhard, daß der Reichsteil, in welchem er selber sich aufhielt und wo er ein kleines Lehn — wahrscheinlich wird es sich hierbei um Fritzlar handeln — besaß, zum Reiche Lothars gehöre. Dann aber stellte sich heraus, daß jenes Lehn zum Reiche Ludwigs gehöre; nun bat Einhard den ostfränkischen Herrscher, ihm jenes Lehn so lange zu belassen, bis er von Lothar die Erlaubnis erhalten hätte zu Ludwig zu gehen und sich ihm als Herrn zu kommendieren.

Die Entwicklung der politischen Verhältnisse war noch immer im Fluß; sie war nicht so rasch abgeschlossen, wie es sich kurzsichtige Menschen vorstellen mochten. Schon regte sich die erste Unzufriedenheit mit Lothars Regiment. Auf die Revolution gegen Ludwig folgte jetzt eine immer weitere Schichten ergreifende Erhebung gegen seinen ältesten Sohn; Pippin und Ludwig der Deutsche neigten sich mehr und mehr wieder dem unglücklichen Vater zu. Lothar fühlte den Boden seiner Macht unter seinen Fü-

ßen schwanken — die Wiedereinsetzung des entthronten Herrschers war nur mehr eine Frage der Zeit.

Aus der Ferne nur hatte Einhard diesem kaleidoskopartigen Wechsel der politischen Szenerie zugesehen. Das Herz mochte sich ihm zusammenkrampfen, wenn er so die Entwicklung, die er selber miterlebt hatte, überdachte und sah, wie dasselbe Reich, das kaum eine Generation vorher mächtig dagestanden und als Hort christlicher Sitte und staatlicher Macht erschienen war, nun zur Schaubühne unwürdigster Vorgänge geworden war, auf der alles drunter und drüber ging. Das Gefühl der Eitelkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen packte Einhard in diesen Zeiten wohl mächtiger als je zuvor. Nichts von der Politik mehr zu wissen, in deren Fäden er ehedem nicht ungern und auch nicht ungeschickt eingegriffen hatte, war jetzt sein sehnlicher Wunsch. Er könne leider von den Dingen keine Auskunft geben, die der Trierer Erzbischof Hetti von ihm hatte erfahren wollen, so schreibt er an diesen einmal, „weil fast nichts von da (vom Hofe) zu unserer Kenntnis zu gelangen pflegt; und auch wir sind gar nicht so neugierig hinsichtlich dieser Vorgänge, von deren Kenntnis wir keinen Nutzen und wenig Freude schöpfen." Und doch drängte es ihn wieder mit einem, von dem er wußte, daß er seine Anschauungen und Gesinnungen teile, seine Gedanken und den Schmerz über den Zerfall von Karls Erbe auszutauschen. In einem Schreiben an einen Freund kommt diese Stimmung Einhards deutlich zum Ausdruck: „ich bitte dich — so meint er —, über die Lage der Dinge am Hofe mir nichts zu schreiben; denn von den dortigen Vorgängen kann nichts mein Ohr erfreuen. Über dich und die andern Freunde von mir — wenn anders mir noch ein Freund außer dir verblieben ist — wollte ich gern hören, wo ihr seid und

was ihr treibt." Wie's denn mit der Gesundheit des Adressaten stehe, frägt Einhard, und wo man sich einmal persönlich treffen könne. „Denn oft schon habe ich gewünscht dich zu sehen und mit dir zu sprechen, aber noch niemals sehnlicher als jetzt, weil ich noch nie dringlicher das Bedürfnis gefühlt habe mich mit einem Freunde über die Lebenshaltung zu unterreden und zu besprechen; das aber tue ich mit niemandem lieber als mit dir, weil ich zu keines andern Treue größeres Vertrauen habe."

Mehr als hohle Höflichkeitsphrasen sind diese Worte; leider wissen wir nicht, wer dieser Herzensfreund Einhards war; denn in der Überlieferung auch dieses Briefes ist, wie bei den meisten andern Stücken der Korrespondenz Einhards, der Name des Empfängers nur durch seinen Anfangsbuchstaben — ein F. — angedeutet; nicht ohne Grund kann man dabei an Fridugis denken, der längere Jahre hindurch Kanzler Ludwigs d. Fr. und Abt von St. Martin in Tours, ein Altersgenosse Einhards und gleich ihm ein Schüler Alkuins war; einen der wenigen Jugendfreunde, die noch aus einer glücklicheren Zeit in die traurigen Wirren der dreißiger Jahre herüberreichten und die ihm treu und lieb geblieben waren, durfte Einhard vermutlich in Fridugis sehen.

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

XXII.

Einhards Lebensabend, sein Tod und sein Grab.

Fern vom Hofe, in Seligenstadt, hat Einhard seit jenen turbulenten Vorgängen im Reiche in der Regel gelebt. Als Kaiser Ludwig schon im Jahre 834 wieder in die Kirche aufgenommen und neuerdings in die Herrschaft eingesetzt worden war, kehrten zunächst ruhigere Tage für das Frankenreich und für seine Bewohner zurück. Die Seligenstädter Siedelung jedenfalls hatte während der nächsten Jahre unter den Strömungen der politischen Verhältnisse kaum zu leiden und Einhard dürfte jetzt hier die ruhigsten, beschaulichsten Jahre seines Lebens verbracht haben. Mit seinen geistlichen Mitbrüdern hielt er sich genau an die Gebote des Mönchslebens: zu nächtlicher Stunde pflegte er seine Lagerstätte zu verlassen und schritt dann mit seinen Genossen in die Klosterkirche, um hier das jeweilige Stundengebet zu verrichten. Da konnte man dann die Seligenstädter Mönche, bekleidet mit ihrer Tunika, jenem charakteristischen langen Gewande aus Linnen oder Wolle mit den kurzen Ärmeln und mit einem aus Tierfellen oder aus langhaarigem Gewebe angefertigten Kleidungsstücke, der Kukulle, die auch die Kopfbedeckung (Kapuze) bildete,[1]) Nacht für Nacht auf den Gängen des Seligenstädter Klösterleins erscheinen und gleich Schatten zur Kirche eilen sehen. War hier dann

[1]) S. J. Bühler, Klosterleben im deutschen Mittelalter S. 7.

das nächtliche Stundengebet verrichtet, so pflegte man noch etwas der Ruhe; hernach vereinigten sich die Insassen des Seligenstädter Klosters neuerdings in ihrer Kirche, um der hl. Messe beizuwohnen. Untertags wurden die weiteren kanonischen Stundengebete genau innegehalten; am Abend erscholl das Glöcklein wieder, um die Brüder zum abendlichen Gebete zu versammeln.

Zwischen diesen kirchlichen Andachten wurde auch das „labora!" mit nichten vergessen; die Wirtschaftsführung in Seligenstadt, die Bauten, welche hier zu errichten waren, die Herstellung der gottesdienstlichen Geräte, die man brauchte, die Beschaffung der Kleidung und der Ernährung der Brüder — all dies erforderte Arbeitskräfte genug; und schon allein die Leitung dieser Geschäfte, die in den Händen Einhards lag, war keine Kleinigkeit. Die wachsende Bedeutung Seligenstadts als Wallfahrtsortes brachte immer neue Aufgaben und Pläne für Einhard und die Seinen. Bald schon ward die Kirche der Heiligen Marzellin und Petrus auch zum Zufluchtsort für manchen, der eine Schuld auf dem Gewissen hatte; da oblag es dann Einhard sich für diesen oder jenen Missetäter bei geistlichen und weltlichen Herren zu verwenden; seine Briefe geben reichliche Proben hiervon.

Vor allem aber war es Einhard darum zu tun das Ideal des Mönchslebens, welches ihm vorschwebte, bei seinen Seligenstädter Brüdern möglichst verwirklicht zu sehen. In einem Brief, den er von der Ferne her an seinen Stellvertreter in Seligenstadt schrieb, richtete er an seine dortigen Genossen die Ermahnung, sie sollten ihres Gelübdes eingedenk sein und sich daran erinnern, wie sie sich dem Dienste des Herrn und seiner Heiligen ergeben hätten; eindringlich warnt er sie vor den Nachstellungen und Täuschungen des Teufels, des alten

Feindes der Erdenpilger; Gottes Lob legt er ihnen ebenso wie fleißigen Kirchenbesuch ans Herz und bittet sie, sie sollten einander ihre Beschwerden erleichtern. Gehorsam und Liebe gegenüber dem Seligenstädter Propst wird den Brüdern noch besonders eingeschärft; am Schlusse findet sich die Weisung, daß diese Zeilen vor allen Brüdern verlesen werden sollten.

Schade, daß der Wortlaut dieses Briefes nur verstümmelt auf uns gekommen ist, und daß wir dadurch nicht imstande sind im einzelnen die Gedanken und Bestrebungen Einhards als Leiter des Seligenstädter Klosters zu verfolgen.

Daneben kommt in der Tätigkeit auch des alten Einhard der Gelehrte, der Mann der Feder, immer wieder zum Durchbruch.[1]) Es ist ja mehr als eine bloße Phrase, wenn ein Zeitgenosse Einhards, Lupus, der spätere Abt von Ferrières, am Schlusse eines Briefes an ihn meint, er wolle Einhards Zeit mit seinem Geschreibsel jetzt nicht mehr länger in Anspruch nehmen, da er wisse, wie sehr dessen Stunden ausgefüllt seien auf der einen Seite mit Angelegenheiten, welche durch die äußere Wohlfahrt erfordert würden, auf der anderen Seite aber auch mit der Beschäftigung mit den tiefsten und verborgensten philosophischen Fragen. — In einem Raum des Seligenstädter Klosters stehen wohlgeborgen die Bücherschätze Einhards; mancher ehrwürdige Pergamentband mag darunter gestanden sein. Jedenfalls nannte Einhard eine reiche Bücherei sein eigen; hatte man doch von ihren Beständen ein Verzeichnis angelegt und dieses auch nach auswärts gegeben. So war man beispielsweise im Kloster Fulda davon unterrichtet, welche Bücher sich in der

[1]) Daß er jedoch mit den Annales Fuldenses nichts zu tun hat, darf jetzt als ausgemacht gelten; s. S. Hellmann, Einhard, Rudolf, Meginhard, im Hist. Jahrbuch XXXIV (1913) 49 ff.

Seligenstädter Bibliothek befanden; und man wußte auch, daß man keine Fehlbitte tat, wenn man an den menschenfreundlichen Besitzer dieser Bücherschätze mit dem Wunsche herantrat sich diesen oder jenen Band entleihen zu dürfen. — Wie oft mag da Einhard selber in seinen alten Tagen in seiner Seligenstädter Klosterzelle vor einem alten Pergamentbande gesessen sein und mit den Verfassern der Schriften, die hier überliefert waren, traute Zwiesprache gehalten haben über Fragen und Probleme, die er zu den höchsten im Menschenleben rechnete. Die Tage freilich, da er Sueton und Livius, Cäsar und Cicero und die Verse Virgils mit heißem Bemühen studiert hatte, sind längst verrauscht. Um so eindringender beschäftigt sich Einhard jetzt mit heiligen und frommen Büchern und Schriften. Namentlich in den Geist der biblischen Bücher scheint er sich immer mehr versenkt und vertieft zu haben; man beachte nur, wieviele Bibelstellen Einhard in einer seiner Schriften, die der letzten Periode seines Lebens angehört, in seinem Traktat über die Kreuzesverehrung anführt. Auch Sätze aus Konzilienbeschlüssen, die er gleichfalls rege studiert zu haben scheint, werden hier zitiert. Nicht zuletzt aber sind es die Kirchenväter, die er im Frieden von Seligenstadt zur Hand nimmt und deren Wortlaut und Lehren ihm gar viel zu geben vermögen; denn wenn ihn ein Schicksalsschlag getroffen hat, dann greifen seine Hände zu den Werken eines hl. Cyprianus, des glorreichen Märtyrers und Kirchenlehrers, oder zu den Schriften der berühmten Exegeten der Vergangenheit, eines hl. Hieronymus und eines hl. Augustinus, des gefeierten Bischofs von Hippo. In solchen Büchern sucht er Trost und Erbauung in den verschiedensten Lagen seines Lebens.

Auch seine Feder stellt er mehr oder minder ausschließlich in den Dienst seiner Frömmigkeit, vor allem in

den Dienst seiner Lieblingsheiligen Marzellin und Peter. Vermutlich in der Stille von Seligenstadt schrieb Einhard auch die einzelnen Teile seines umfangreichen Werkes über die Translatio (Übertragung) dieser Heiligen; da führte er sich selber noch einmal mit Behagen alle die Einzelheiten vor die Seele, welche auf die Übertragung jener beiden Heiligenleiber und damit auf das Ereignis, in welchem der alte Einhard sicherlich den Höhepunkt seines Lebenslaufes zu sehen geneigt war, Bezug hatten.

In seiner Translatio SS. Marcellini et Petri hat Einhard, wie wir wissen, gewissermaßen Buch geführt über die Wunder, die sich bei seinen verehrten Reliquien abspielten. Der Gelehrte und Künstler und Hofmann, der gelegentlich sich auch auf dem schlüpfrigen Boden der Politik nicht ungeschickt bewegt hatte, ist jetzt zum kindlichfrommen Gläubigen geworden, der sich kaum genug tun kann mit der Erzählung der Wunder, die sich in seiner Gründung zugetragen haben, mit der Schilderung der Heilungen von Nervenkranken, von Blinden und Tauben und Taubstummen, von gelähmten und verkrüppelten Personen, die zum Seligenstädter Kirchlein voll gläubigen Vertrauens gezogen kamen, um die hier ruhenden Heiligen zu verehren und durch ihre Fürbitte Hilfe von Gott in ihren Kümmernissen zu erlangen. Die Leiden und das menschliche Elend, das hier Einhard alltäglich erblickt, flößen ihm eine warme Liebe zu seinen bedrängten Mitmenschen ein. Überall möchte er helfen; auch anderen Stätten will er von seinem kostbaren Reliquienschatz geben; seine Klöster St. Bavo in Gent und St. Servatius in Maastricht, aber auch die nicht in seinem Besitze stehende Abtei des hl. Salvius in Valenciennes, erhalten Reliquienteile.[1]) Dem Erzbischof Hetti

[1]) Noch im Jahre 1623 hat man in St. Bavo das Reliquienkästchen aus Blei gefunden, welches jene Heiligenüberreste enthielt.

von Trier sendet er gleichfalls solche, da sie Hetti zur Einweihung einer soeben erbauten Kirche — es handelt sich dabei, wie Hampe[1]) gezeigt hat, um die Kirche in Vallendar bei Koblenz, deren Nachfolgerin noch heute unter dem Schutze der Heiligen Marzellin und Peter steht und Überreste dieser Heiligen besitzt — erbeten hatte. — Auch von den Wundern, die sich an den verschiedenen, von Einhard mit Reliquien beschenkten Stätten ereigneten, berichtet uns Einhard: der Abt des Klosters St. Salvius in Valenciennes an der Schelde wußte ihm persönlich einen Vorfall zu erzählen, der sich bei der Übertragung der Reliquien von Aachen nach Valenciennes abgespielt hatte: als der Diakon, der die Reliquien dorthin überführte, mit seinem Begleiter in dem Königsgut Visé angekommen und hier abgestiegen ist, um die Pferde auf einer nächst dem Orte gelegenen Wiese grasen zu lassen, da kommt in hellem Zorne ein Bauer von Visé, der buckelig ist und zudem noch eine arg geschwollene Backe hat — volle zwei Wochen schon hatte er keinen Bissen Nahrung mehr genießen können! —, seine eiserne Heugabel umgehängt, herzugelaufen und schreit den Diakon und seinen Begleiter an, wie sie sich denn unterstehen könnten seine Wiese abgrasen zu lassen. Der Diakon läßt sich nicht aus der Ruhe bringen; er ist eben damit beschäftigt die Reliquien, die er trägt, an der Spitze eines Stabes, den er in der Wiese aufgestellt hat, aufzuhängen: ruhig meint er zu dem erregten Bauern, es wäre für ihn besser, wenn er die hl. Reliquien verehren und Gott bitten würde, der Allmächtige möchte ihn durch die Verdienste dieser Heiligen von seinem Zahnweh befreien; die geschwollene Backe verrate es ja, daß er starke Zahnschmerzen habe. — Der Bauer wirft darauf seine Heugabel beiseite, kniet sich in der

[1]) Im Neuen Archiv XXI 629.

Tat vor den Reliquien auf die Erde und betet zu Gott. Kurz darauf steht er heil und gesund auf: das Zahnweh ist verflogen, die geschwollene Backe ist nicht minder weg und — auch von seinem Höcker ist nichts mehr zu sehen. Natürlich läuft der Geheilte gleich ins Dorf und sagt sein Erlebnis all seinen Nachbarn und Bekannten, um sie aufzufordern mit ihm den Herrn zu lobpreisen. Eine große Menschenmenge strömt nun auf der Wiese zusammen; der Diakon wird mit Bitten bestürmt, er solle doch hier in Visé übernachten. Er muß sich schließlich auch wohl oder übel hierzu verstehen; denn man läßt ihn einfach nicht mehr weiter; man verbringt die Nacht unter frommen Gebeten. Am Morgen, als der Diakon sich zum Aufbruch rüstet, versammeln sich alle Leute und begleiten ihn solange, bis andere Scharen, welche die Kunde von diesem Wunder gleichfalls herbeigeführt hatte, als Geleit sich einstellen.

Diese Geschichte erzählte eines schönen Tages Abt Gregor von St. Salvius Einhard. Ja, er überreichte ihm sogar auch ein eigenes Büchlein, in welchem alle Wunder, die sich im Zusammenhange mit der Reliquienschenkung Einhards abgespielt hatten, aufgezeichnet standen und zwar mit genauer Angabe der Daten und der näheren Umstände.

Auch die anderen Klöster, denen Einhard Reliquien überlassen hatte, reichten ihm entsprechende Aufzeichnungen über die hier vorgekommenen Wunder ein; so St. Bavo in Gent und St. Servatius in Maastricht; alle diese Berichte, die sicher auf Einhards eigene Anregung hin angefertigt worden waren, fügte Einhard in seine Translatio ein. —

Ist Einhards Translatio mehr aus praktischen Bedürfnissen hervorgegangen und daher auch in einem volkstümlichen Tone — wenn ich so sagen darf — geschrieben,

so hat eine andere Schrift Einhards, die gleichfalls seiner letzten Lebensperiode angehört und die er auch in Seligenstadt verfaßt hat, weit mehr eine gelehrte Färbung; auch sie ist freilich eine Art von Gelegenheitsschrift, da sie Einhard zur Belehrung eines jungen Freundes und auf dessen besondere Bitte hin verfaßte. Eben dieser junge Freund Einhards — es war der schon erwähnte Lupus — hatte seine Ansicht über die Berechtigung der Kreuzesverehrung und damit über eine Frage, welche in jener Zeit offenbar viel diskutiert wurde — man erinnere sich nur der schon erwähnten scharfen Ablehnung der Kreuzesverehrung seitens des Claudius von Turin einerseits, sowie des i. J. 831 neu herausgegebenen, von den Zeitgenossen hochgeschätzten Liber de laudibus s. crucis des Hrabanus Maurus anderseits —, erfahren wollen. Einhard glaubte nun zunächst seine Auffassung in einer kurzen Schrift unschwer formulieren zu können. Wie er aber einmal sich über den Gegenstand gemacht hatte, da erging es ihm so, wie es auch dem modernen Gelehrten und Forscher oft genug ergeht: das Problem, das er sich gestellt hatte, wuchs ihm unter der Hand mehr und mehr an Umfang und Tiefe. Aus dem anfänglich gedachten Thema stieg ein neues, umfassenderes und schwierigeres Problem über die Anbetung Gottes sowie über die Frage, um welche Dinge wir Gott bitten dürften, auf.[1])

---

[1]) Das sagt Einhard selbst gleich am Beginn der fraglichen Abhandlung; sie ist in Form eines Schreibens an Lupus von Ferrières abgefaßt und in den Mon. Germ. Ep. V 146 ff. unter dem Titel „Quaestio de adoranda cruce“ veröffentlicht; da aber nach Einhards eigenen Worten seine Schrift tatsächlich ein weiteres Problem umfaßte, als er es anfänglich geplant hatte, so scheint dieser Titel nicht den ganzen Umfang des Inhaltes auszudrücken; erst der zweite Teil des Traktates handelte „de adoranda cruce“.

Ausgehend von Worten der Heiligen Schrift über das Gebet untersucht Einhard, was man unter „schlecht" beten verstehe und was man so beten, wie man beten müsse, heiße. Im zweiten Teile seines Traktates geht dann Einhard auf die Frage ein, die ihm eigentlich gestellt worden war, auf die Kreuzesverehrung. Er stellt hierbei als These den Satz auf, daß dem Kreuze Adoration zu zollen sei, und sucht nun diese Behauptung zu begründen, indem er einen scharfen Unterschied zwischen dem durch den Geist oder durch die Stimme oder auch durch beide gleichzeitig zum Ausdruck kommenden „orare", das nur einem Wesen, von dem man Hilfe erwarten könne, also vor allem Gott, dargebracht werden dürfe, und dem „adorare", das soviel als die Verehrung eines sichtbaren und gegenwärtigen Gegenstandes bedeute, wie sie etwa durch Verneigung des Hauptes, durch das Beugen oder das Niederwerfen des Körpers, durch Ausstrecken der Arme und der Hände oder auf eine andere Weise, die sich aber nur in der Haltung des Leibes äußere, bestehen könne. Diese Verehrung bringe man vielen Gegenständen dar, denen man keine Anbetung zollen könne und dürfe; sie werde, wie Einhard dies aus mehreren Stellen der Heiligen Schrift belegt, hier als „adoratio" bezeichnet. Verehrung dürfe man nicht bloß lebenden und fühlenden Wesen, wie z. B. Engeln und Menschen, sondern auch toten Geschöpfen, wie Tempeln, Heiligengräbern und Reliquien zollen. Dagegen dürfe man beten, d. h. soviel als bitten und anrufen, nur zu solchen Lebewesen, welche die Betenden und Bittenden auch erhören könnten. Durch reichliche Schriftstellen werden diese Gedankengänge belegt und der Sprachgebrauch von „adoratio" im Sinne von „veneratio" nachgewiesen. — Einhard kennt die Schwierigkeit recht wohl, welche der Sprachgebrauch der Bibel seiner Unterscheidung zwischen „adorare" und „orare" in

den Weg stellt; und er verschweigt diese Bedenken auch nicht, sondern sucht sich ehrlich mit ihnen auseinanderzusetzen. Die Griechen, so legt er u. a. dar, unterscheiden zwischen „oratio" und „adoratio" in der Art und Weise, daß sie die erstere als „proséuchis" (πρόσευξις), die letztere aber als „proschinusis" (προσκύνησις) bezeichnen, wobei die eine Handlung nur auf den Geist, die andere auf den Körper Bezug nehme. Auch dies sucht Einhard durch Stellen aus der Bibel zu belegen. Und nun folgt schließlich der Nachweis, daß eine „adoratio" dem hl. Kreuze zu leisten sei. Nach St. Hieronymus kam, so heißt es, die hl. Paula nach Jerusalem und warf sich hier „vor dem Kreuze, als ob sie an ihm den Herrn hängen sähe", hin und verehrte es. „Wir mögen glauben," so meint Einhard im Anschluß daran, „daß auch wir solches tun sollen, daß wir uns nämlich vor dem Kreuze hinwerfen und den verehren, welcher daran gehangen hat, indem wir ihn mit unseren inneren Augen anblicken. Auf solche Weise wird auch das Kreuz, das zweifellos heilig ist, sowohl eine gebührende Verehrung erhalten, wie auch Gott in geziemender Weise verehrt wird, in dem und von dem und durch den, wie St. Augustinus sagt, heilig ist, was nur immer alles heilig ist, deshalb, weil er selbst es geheiligt hat."

Außer jener Schrift über die Kreuzesverehrung scheint Einhard in der Zurückgezogenheit Seligenstadts auch noch andere theologische Schriften verfaßt zu haben; so ein Buch über die Psalmen; wenigstens führt ein altes Bücherverzeichnis, das der berühmten Abtei Bobbio gehörte, auch einen „Libellus Einardi de psalmis" auf; freilich ist es nicht ausgemacht, daß dieser als Autor genannte „Einardus" mit unserem Einhard wirklich identisch ist;[1]) eine innere Wahrscheinlichkeit dürfte aber hier-

[1]) Hauck, Kirchengesch. Deutschlands II 3. und 4. Aufl. 184 A. 2 bezweifelt es.

für sprechen; denn der Gegenstand der fraglichen Abhandlung kommt dem Interessenkreise Einhards gewiß recht nahe. Doch ist uns dieses Werk nicht überliefert; wenigstens ist es uns nicht bekannt; es ist indes nicht ausgeschlossen, daß es noch einmal einem Forscher vergönnt ist es in irgendeiner alten Handschrift zu finden, wie ja auch Einhards Schrift über die Kreuzesverehrung erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit von Ernst Dümmler wieder entdeckt worden ist.

Im Bilde des menschenfreundlichen, gelehrten Greises tritt uns Einhard auch in seinem Briefwechsel mit einem der bedeutendsten Köpfe des neunten Jahrhunderts, mit seinem jüngeren Zeitgenossen Servatus Lupus, dem nachmaligen Abte von Ferrières (842 bis nach 861), entgegen. Noch besitzen wir eine Mehrzahl der zwischen Einhard und Lupus gewechselten Briefe und in ihnen eine treffliche Quelle zur Gelehrtengeschichte jener Tage. Als der junge Lupus seinen ersten Brief an Einhard ungefähr Mitte der dreißiger Jahre des 9. Jahrhunderts schrieb, da war er ein etwa in den zwanziger Jahren stehender Jüngling, der, in dem zwischen Sens und Orleans gelegenen Kloster Ferrières erzogen, um 830 von seinem Erzbischof Aldrich von Sens in das Kloster Fulda zur weiteren Ausbildung gesandt worden war.[1]) Als Fuldaer Student also knüpfte Lupus seine ersten Beziehungen zu Einhard an; noch hat er keinen Namen in der wissenschaftlichen Welt, sondern ist nur ein vorwärtsstrebender junger Mann. Manches hat er in Fulda schon von Einhard, seinem berühmten Zeitgenossen, gehört und schon längst ist der Wunsch in seinem jungen Herzen wach geworden mit diesem großen Mann

---

[1]) Vgl. F. Sprotte, Biographie des Abtes Servatus Lupus von Ferrières (Regensburg 1880) 15 ff

doch auch persönlich bekannt zu werden. So greift er denn eines schönen Tages zur Feder und schreibt an den „teuersten Herrn Einhard". Er schüttet ihm gewissermaßen sein Herz aus und kündet Einhard, dem „begehrtesten der Menschen", mit Worten jugendlichen Überschwanges, wie lange er gezögert habe an dessen hervorragende Persönlichkeit zu schreiben; viele Bedenken hätten dagegen gesprochen, vor allem die Erwägung, daß er, statt durch seine Zeilen, die Freundschaft Einhards zu erringen, einen Verstoß bei ihm machen könnte, wenn er, dem ja noch nicht einmal eine erste Bekanntschaft mit Einhard vergönnt gewesen war, in voreiliger Weise und gegen alles Herkommen Beziehungen zu ihm durch eine Gabe, wie sie ein Zeichen enger Vertrautheit sei, eröffnen wollte. Aber über diese Bedenken habe ihn schließlich das Vertrauen zu der Eigenart Einhards, zu seinem leicht zugänglichen und bescheidenen, einem Weisen so ganz entsprechenden Wesen hinweggeholfen. Genug weltliche Sentenzen könnte er anführen über den Wert der Freundschaft. Aber wozu sollte er dies Einhard gegenüber, der doch mit all dem aufs beste vertraut sei! Er müßte unter diesen Umständen fürchten das Wort des Horatius von dem, der da Holz in den Wald trägt, zu hören; und so weist er bloß auf Gottes Gebot selbst die Feinde zu lieben — darin liegt ja die Hochschätzung der Freundschaft eingeschlossen! — hin und richtet daher an Einhard die Bitte seine Zeilen gütig entgegenzunehmen und davon überzeugt zu sein, daß er nicht in unrechter Absicht und auch nicht mit dem Leichtsinn eines Jünglings an diesen Briefwechsel herangegangen sei. Und dann erzählt ihm Lupus von sich selber, wie ihm schon als kleinem Jungen die Liebe zur Wissenschaft angeboren gewesen sei, wie ihm aber der Mangel an Lehrern hinderlich gewesen sei, wie die geistigen Bestrebungen der Alten in Verfall gekommen waren

— kurz all die Hemmungen, die dem Jünger der Wissenschaft in den Weg traten. Und ferner: so manchem der Zeitgenossen galt die Wissenschaft als Aberglaube oder als Müßiggang, und die Vorwürfe seien nicht gering, die man den Zöglingen der Wissenschaft zu machen pflege. Der junge Lupus freilich ist anderer Ansicht: „Mir scheint es genug, daß die Weisheit um ihrer selbst willen erstrebt wird." Um ihretwillen habe Lupus von seinem Metropoliten Aldrich von Sens einen Lehrer der Grammatik erhalten; von diesem habe er die Regeln dieser Wissenschaft erfahren. Aber ein Weiterschreiten von der Grammatik zur Rhetorik und zu den übrigen Disziplinen der „Artes liberalès" gab es nur in der Theorie; tatsächlich sollten diese Studien dem jungen Lupus nicht vergönnt sein; mit Cicero aber beschäftigte er sich eingehend. Auf Grund seiner Schriften habe er ersehen, welch starker Unterschied zwischen diesen und den Veröffentlichungen seiner Zeitgenossen bestand, die sich nur allzu sehr von der Erhabenheit eines Cicero und der anderen Klassiker entfernt hätten, während doch auch die alten Kirchenväter die Vorzüge des ciceronianischen Lateins nachgeahmt hätten. Bei seinen literarischen Studien sei Lupus nun auch das Werk Einhards in die Hände gefallen, in welchem dieser so herrlich — ohne Schmeichelei will Lupus das gesagt haben! — die herrlichsten Taten Kaiser Karls berichte. Hier habe er Schönheit der Gedanken und stilistische Vorzüge, wie er ihnen bei den alten Klassikern schon begegnet war, wieder vorgefunden, habe Satzgefüge gelesen, die nicht durch langatmige Perioden schwerfällig und ungelenk geworden seien. — Hatte Lupus schon bisher Einhard in Anbetracht des Ruhmes, der ihn umstrahlte, persönlich kennen zu lernen gewünscht, so kam zur Stärkung dieses Verlangens nun noch der ganze Reiz der Karlsbiographie hinzu, den Lupus jetzt auf sich hatte wirken lassen. War schon bisher Ein-

hard in den Augen des Lupus wegen seiner geistigen und sittlichen Vorzüge der gefeierte Mann gewesen, so glaubte nunmehr Lupus sich bei Einhard wegen seiner Liebe zu diesem und wegen seines Eifers für die Wissenschaft empfehlen zu dürfen. Er läßt jetzt von der Hoffnung nicht mehr ab die persönliche Bekanntschaft Einhards machen zu können. Er erwartet dies umso bestimmter, als er ja jetzt Gallien verlassen habe und in das rechtsrheinische Germanien gekommen und so Einhard räumlich näher ist. Von Aldrich ist er kürzlich zu Hraban von Fulda gesandt worden, um von ihm in die Heilige Schrift eingeführt zu werden. Jüngst nun, als er vernommen hatte, daß ein Bote Hrabans zu Einhard ginge, entschloß er sich dazu diesem einige dunkle Ausdrücke mitzugeben, die er von Einhard erklärt wissen möchte; dann aber habe er auch noch den Brief, den er da schreibt, an Einhard mitzusenden gewagt; wenn ihn Einhard gütig aufnehme, so solle ihm das das schönste Geschenk sein. — Aber Lupus Wünsche wachsen während des Schreibens: er möchte, nachdem er nun doch einmal die Schranken der Schüchternheit durchbrochen hat, auch Einhard bitten, er solle ihm einige Werke seiner Bibliothek nach Fulda schicken. Den „Liber de rhetorica" des Cicero[1]) braucht er; allerdings habe er ein Exemplar davon in seinem Besitz; aber ach! der Text desselben ist nur allzu verderbt; auch in Fulda hat er die Rhetorik Ciceros vorgefunden; und er hat dieses Exemplar mit dem seinen verglichen. Wie war er aber enttäuscht, als sich da herausstellte, daß die Handschrift, welche er für die bessere gehalten hatte, noch verderbter war! Neben der Rhetorik

[1]) Damit ist wohl das tatsächlich nicht ciceronianische Werk „Rhetorica ad Herennium" gemeint, das vom hl. Hieronymus dem Cicero zugeschrieben wird und das ja auch Lupus unmittelbar hernach erwähnt; oder sollte man an Ciceros „De inventione rhetorica" denken? S. Sprotte a. a. O. 148.

will er auch noch die drei Bücher Ciceros „de Oratore". Daß Einhard das Gewünschte in seinem Besitz zu Seligenstadt habe, schließt er daraus, daß er in einem Verzeichnis der Bücher Einhards nach der Erwähnung der Schrift an Herennius und nach einigen weiteren Werken auch den Titel gelesen habe: „Ciceronis de Rhetorica". Ferner will er einen Kommentar zu den Schriften Ciceros; des weiteren die „Noctes Atticae" des A. Gellius. Auch noch andere Bücher, die ihn interessieren würden, hat Lupus in dem fraglichen Katalog der Seligenstädter Bibliothek Einhards verzeichnet gesehen; auch sie will er sich noch einmal entleihen. Aber er ist bescheiden genug sie erst dann erbitten zu wollen, wenn er mit den für jetzt gewünschten Schriften zu Ende gekommen ist und sie wieder zurückgegeben hat. Zum Schlusse des Schreibens wendet sich der junge Lupus noch voll Vertrauen an Einhard: dieser möchte doch seine Schüchternheit bannen; er möchte ihn, der sich noch bemühe die bitteren Wurzeln der Wissenschaft zu erkunden, bereits mit angenehmen Früchten erfreuen und ihn durch sein Wort zu weiterem Streben anspornen. Wenn ihm solches vergönnt sein würde, so versichert Lupus, so werde er bis zu seinem Tode dankbar sein. Noch vieles habe er zwar auf dem Herzen. Aber angesichts der Kostbarkeit von Einhards Zeit wolle er jetzt schließen.

Was wohl Einhard gedacht und empfunden haben wird, als der Bote aus Fulda ihm dieses Schreiben überreicht hatte und er nun diese begeisterten, in jugendlichem Überschwang geschriebenen Zeilen eines aufrichtigen Verehrers in seinen alten Händen hielt? Kamen doch diese Zeilen noch dazu aus Kloster Fulda! Nicht ohne Rührung wird der Greis da zurückgedacht haben an jene Tage, da ihn selber noch die Mauern dieser Abtei umfriedet hatten, da er im Kloster Fulda selber studiert und sich die Kenntnisse angeeignet hatte, die ihn zu dem berühmten Manne

gemacht hatten, als den ihn nun die Besten seines Volkes bewunderten. Und auch nicht ganz ohne Stolz wird Einhard die Worte — vielleicht mehr als einmal! — gelesen haben, welche der Absender dieses Briefes über seine Karlsbiographie geschrieben hatte: mit den geliebten Klassikern auf eine Stufe gestellt zu werden — das war doch ein Lob, auf das auch Einhard bei aller Bescheidenheit und Einfalt seines Herzens ein ganz klein wenig stolz gewesen sein wird!

Mit dem Schreiber dieser Zeilen aber verband Einhard hinfort eine warme Freundschaft. Wissenschaftliche Fragen und Interessen waren ihre Grundlage wie ihr Nährboden. Aber auch menschlich scheint sich der alte Mann zu Seligenstadt und der jugendliche Klosterschüler von Fulda immer näher getreten zu sein. Nicht zum wenigsten trug hierzu wohl ein Besuch bei, den im Jahre 836 Lupus von Fulda aus seinem väterlichen Freunde im nahen Seligenstadt machte. Der junge Gelehrte, der im geistigen Leben der kommenden Zeit eine erste Größe werden sollte, mag damals manches treffliche und gütige Wort von den welken Lippen des Greises, in dessen Person die Erinnerung an die auch kulturell hochbedeutsame Periode Karls d. Gr. nachlebte, vernommen haben; und er wird ihn auch in manchen Bedenken und Zweifeln, die an ihn bei seinen gelehrten Studien herangetreten waren, um seinen gereiften Rat gefragt haben; in einem Briefe, den Lupus bald nach jener persönlichen Begegnung an Einhard schrieb, nimmt er ausdrücklich auf dieses Zusammensein mit dem Adressaten und auf die Fragen, welche er diesem damals vorgelegt hatte, Bezug; nicht lange nach jener Begegnung faßte Einhard zur Belehrung seines jungen Freundes die Schrift über die Verehrung des heiligen Kreuzes ab.

Was aber die Freundschaft der beiden Männer noch fester band und noch enger gestaltete, das waren die Tage des Unglücks und der Trauer, die bald nach jenem Besuch über Einhard hereinbrachen. Denn in dieser Zeit wurde ihm die Seele, mit der er lange Jahre aufs innigste verbunden gewesen war, durch den Tod entrissen: seine Imma. Auch nachdem seine Ehe mit ihr getrennt worden war, um den beiden Gatten die Möglichkeit zur klösterlichen Lebensführung zu geben, bedeutete Imma in Einhards Leben außerordentlich viel; zwar nicht mehr Gattin, aber doch Genossin seiner religiösen Bestrebungen und Schwester war sie ihm; als solche unterstützte sie all sein Tun und Mühen im aufblühenden Seligenstadt werktätig, bis sie aufs Krankenlager geworfen wurde. Einhard wollte die Hoffnung auf ihre Genesung nicht aufgeben. Seine Heiligen Marzellin und Peter, durch deren Fürbitte schon so viele Krankheiten geheilt worden waren — wie sollten sie Imma nicht helfen! Voll Vertrauen wandte sich Einhard an sie. Manche Stunde wird er da in seinem Seligenstädter Kirchlein vor dem Reliquienkästchen, das die Überreste seiner Lieblingsheiligen enthielt, gebetet und gefleht haben, es möchte ihm doch das Leid, das für ihn der Verlust Immas bedeutete, erspart bleiben. Aber Einhards Flehen blieb unerhört — ein Höherer rief die treue Gefährtin seines Lebens. Die Tage und Wochen, die nun nach dem Tode Immas für Einhard anbrachen, zeigen ihn uns als tiefgebeugten, ja gänzlich gebrochenen Greis. Sein Briefwechsel mit Lupus kündet uns auch davon.

Schon bald nach dem Hinscheiden Immas lief in Seligenstadt ein Beileidsschreiben des Lupus an Einhard, seinen „ersehntesten Lehrer" gerichtet, ein. Mehr als jemals, so versicherte darin der Absender, habe er jetzt in diesen schrecklichen Tagen den Wunsch Einhard persönlich nahe zu sein; wie gerne würde er an dessen

Schmerz teilnehmen und versuchen ihm sein Leid durch fromme Gespräche und Überlegungen etwas zu lindern. Er hoffe, daß Gott eine baldige Begegnung ermöglichen werde. Bis dahin aber fasse er sich kurz, um Einhard zu trösten und ihn zu mahnen den Schicksalsschlag mit Gelassenheit und Weisheit zu ertragen. „Denn Ihr dürft auch nicht diesem Ungemach erliegen," meint Lupus, „Ihr, die Ihr die Liebkosungen des Glückes stets mit Starkmut überwunden habt. Ruft also Gott an und entwickelt jetzt jene Kraft in der Geduld, zu der Ihr einen Euch gar teueren Menschen, der von einem ähnlichen Geschick betroffen ward, wahrscheinlich mahnen würdet!"

Doch nur wenig Trost konnten diese Zeilen Einhard bringen, wie wir aus seinem Antwortschreiben ersehen können. Wohl verkennt er den guten Willen des Schreibers nicht: den größten und sichersten Liebesbeweis, so heißt es am Schlusse dieses Briefes Einhards, den ihm in seiner Not Lupus habe geben können, habe er ihm allerdings geboten, indem er ihm, dem kranken und siechen Mann, helfend die Hand gereicht und ihn durch Mahnworte wieder aufzurichten gesucht habe, ihn, der in seinem Gemüt gar sehr niedergebeugt und durch Trauer bedrückt sei. Aber genützt haben diese guten Mahnungen des Lupus Einhard nicht viel. Denn alle Lebensfreude und aller Lebensmut ist ihm vor der Größe seines Schmerzes dahingeschwunden wie Schnee vor der Sonne: die Studien, die ehedem so geliebten, sind ihm jetzt gleichgültig geworden; und gleichgültig sind ihm auch alle Angelegenheiten, die ihn selber oder seine Freunde betreffen. So stark hat ihn sein Schmerzgefühl gefangen genommen, daß es ihm eben gar nicht möglich ist, sich davon loszureißen. — Einhards Zeilen machen es ersichtlich, wie er in seinem Schmerze geradezu wühlt. Nicht bloß der Tod Immas an sich ist es, der ihn aufs tiefste betrübt. Auch

das Versagen der Hilfe seiner Heiligen Marzellin und Peter, auf das er doch so fest gebaut hatte, bedeutet für ihn eine schwere Enttäuschung. Und alle die anderen Umstände: da waren es die verschiedenen Beileidsbezeugungen, die Einhard über sich ergehen lassen mußte, und welche seine Trauer nicht bloß nicht minderten, sondern seine Herzenswunde sogar immer wieder neu aufrissen; andere könnten ja leicht, wie Einhard nicht ohne einen leisen Vorwurf gegenüber Lupus selbst schreibt[1]), ihm Gleichmut auch im Unglück predigen, da sie doch selber nichts von dem Schmerze dieses Unglücks verspürten; sie wollten Einhard sogar noch Glück wünschen in einem Falle, da man doch wirklich keine Spur von frohen und heiteren Umständen aufzudecken vermöchte. Seinem ganzen Schmerze läßt Einhard jetzt freien Lauf. Wer sollte da aber auch nicht sich als den unseligsten und unglücklichsten betrachten, wenn er wahrnimmt, daß der, in dem er seinen Schirmherr gesehen hatte, ihm abgeneigt und unerbittlich sei? Ob denn Lupus nicht auch meine, daß das wahrhaftig für solch ein armes Menschenkind ein Grund zum Seufzen, eine Quelle der Tränen und ein Anlaß zu Trauer und Jammer, ja selbst zum Abgrund der Verzweiflung sei? Auch Einhard ist der Verzweiflung schon ganz nahe gewesen; da hat er, gestützt auf die Hilfe der göttlichen Erbarmung, sich zur Betrachtung dessen gewandt, was unsere Väter und die großen Männer der Vergangenheit in ähnlichen Fällen getan hätten. Gar hochachtbare Meister waren da an seiner Seite: zu Cyprian habe er gegriffen und zu Augustin und zu St. Hieronymus. Ihre Gedanken und Mahnworte habe er nachgelesen und den Versuch gemacht auf solche Weise sein Herz, sein schwer bedrücktes, zu er-

[1]) Vielleicht ist es Absicht, wenn sich Einhard an dieser Stelle dem Gedanken und z. T. auch dem Wortlaut nach an den Brief des Lupus anschließt.

leichtern; dann habe er bei sich selbst Betrachtungen darüber angestellt, in welchem Lichte er den Heimgang Immas, seiner teuersten Lebensgefährtin, betrachten solle; durch ihr Hinscheiden, so meint Einhard im Anschluß an einen Gedanken Plinius', habe mehr ihre Sterblichkeit als ihr Leben ein Ende genommen. Wohl habe er versucht, nach Möglichkeit von sich selber zu verlangen, daß bei ihm das, was in der Natur ein längerer Tag zu bewirken pflege, mit Hilfe der Vernunft herbeigeführt werde: daß nämlich die Wunde, welche in seinem Gemüte durch den noch nicht erwarteten Tod seiner Gattin sich aufgetan hatte, eine Narbe erhalte und durch das Heilmittel eines absichtlich gepflegten Trostes zu heilen begänne; aber dem stehe die Größe seiner Wunde entgegen; allerdings sei die Lehre höchst heilsam, die er von den genannten Kirchenvätern, die ihm gleich höchst erfahrenen und milden Ärzten erschienen seien, erhalten habe; aber die Wunde, die noch blute, lasse keine so schnelle Heilung zu.

Wohl weiß Einhard, daß Lupus mit dieser seiner Hingabe an den Schmerz wenig zufrieden sein und ihm sagen werde, daß dieser Schmerz nicht so gar lange dauern dürfe. — Als ob es in der Macht dessen, der den Schmerz erleidet, stünde, das Ende des Leids zu bestimmen, dessen Beginn er weder in seiner Gewalt gehabt noch vorausgewußt hätte! Und nun will Einhard seinem jungen Freunde ein Ausmaß von der Größe und von der Länge seines Schmerzes geben, ein Ausmaß, gewonnen an all den Nachteilen, die er durch den Tod Immas erlitten habe; er schildert ihm, wie sie ihm täglich und stündlich abgehe, bei all seinem Tagewerke und all seinen Geschäften. Da ist es erklärlich, daß immer wieder an seine Wunde gerührt werde und daß dieselbe sich nicht schließen könne, sondern immer von neuem aufbreche. Einhard ist der Überzeugung, daß dieser Schmerz und seine Trauer um

Imma ihn nicht verlassen werde, solange ihn Gott in diesem Elend und in dieser Zeitlichkeit noch bleiben lassen wolle; er hält diesen Schmerz aber für sein eigenes Heil mehr für nützlich als für schädlich; denn dieser Schmerz lege dem von Natur aus zu Freude und Fröhlichkeit sich hinneigenden Sinn gewissermaßen Zaum und Zügel an und veranlasse das Herz, das die Muße und das Vergessen des Alters zur Hoffnung und zur Liebe zu einem längeren Leben geführt hatte, zur Erinnerung an den Tod; denn wohl sähe er, daß ihm nicht mehr lange Zeit zum Leben übrig bleibe. Wie lange das sei, das freilich wüßte er nicht; das neugeborene Kind könne ja schon bald sterben und der Greis noch lange leben! Weit besser scheine es ihm nun zu sein die kurze Lebenszeit mit Leiden als mit Freuden zu verbringen, da er jene Worte des Herrn bei Matthäus 5, 5 wohl kennt, gemäß deren die, welche jetzt weinen und klagen, glücklich und froh sein werden, während anderseits jene unglücklich und elend sein werden, die ihre Erdentage in ständiger und fortwährender Freude verleben.

Als Lupus diese Zeilen Einhards empfangen hatte, meinte er ihrem Verfasser ein sehr umfangreiches Trostschreiben senden zu sollen: wir glauben es Lupus, daß die Zeilen Einhards ihm sehr zu Herzen gegangen waren, und daß er traurig darüber war, daß Einhard so lange Zeit nicht hinwegzukommen schien über sein Unglück. Wohl weiß Lupus, daß die Trostworte von Freundesseite bisher nichts zur Erleichterung des Schmerzes Einhards beitragen konnten; diese Tröster haben sich ja nur allzu wenig in Einhards Lage hineinversenkt; sonst hätten sie ihn nicht auffordern können zum Heimgang Immas sich noch Glück zu wünschen! Ein solches Beginnen kann, wie Lupus mit altkluger Miene schreibt, nichts zum Troste beitragen. Wenn auch er einiges Einhard zu sagen unternähme, so geschähe das nicht aus jugendlichem Leichtsinn, ebenso-

wenig aus Vertrauen auf seinen eigenen Geist — der sei ja nur gering! —, sondern bloß im Bewußtsein der großen Liebe, die er zu Einhard in seinem Herzen trage. Auch für Lupus bedeutet das Hinscheiden Immas, der vieledlen Frau, die er wahrscheinlich bei seinem Seligenstadter Besuch kennen gelernt hatte und deren Gastfreundschaft er wohl hatte genießen dürfen, ein tiefes Leid; die Zeilen Einhards, die er erhalten, ließen vollends auch seinen Schmerz in aller Bitterkeit wieder zum Durchbruch kommen. So hofft er darauf, daß ihm das vergönnt sein möge, was anderen nicht beschieden war: ein weniges zum Troste Einhards beizutragen. Er weiß ja, daß manchmal mit einfachen Mitteln eine Heilung in Fällen erzielt werde, da mit kostbaren und mit der größten Sorgfalt zubereiteten Mitteln lange vergebens ein Erfolg erstrebt worden war.

Und nun geht Lupus in streng sachlicher, logischer Weise auf die beiden Wurzeln von Einhards Schmerz, der diesem selber allerdings ganz berechtigt vorkomme, ein: einmal auf die Enttäuschung, welche Einhard durch die Nichterhörung seiner Gebete zu seinen Heiligen erfahren hatte; ferner auf die Beschwerden und Unannehmlichkeiten, welche der Heimgang Immas für Einhards tägliche Lebensführung im Gefolge hatte, auf all die Alltagssorgen, die ihm durch die Gemeinschaft mit Imma bisher leicht geworden waren, die aber nun doppelt schwer auf seinen Nacken fielen. So könne er es wahrhaftig begreifen, daß der Schicksalsschlag, der Einhard betroffen, nicht leicht genommen werden könne und daß er mit seiner Last ein Menschenherz — nicht freilich das eines Weisen, der es gelernt habe auch das Ungemach mit Gelassenheit zu ertragen — erdrücken könne.

Gewiß haben diese mitfühlenden und teilnahmsvollen Worte, welche die Einleitung zu jenem Schreiben des Lupus an Einhard bilden und durch welche Einhard die

Überzeugung bekommen mußte, daß sein junger Freund ein Verständnis habe für die Größe seines Unglücks, nicht weniger tröstend auf den Trauernden gewirkt als die hochgelehrten, logischen Ausführungen, welche Lupus nun folgen läßt.

Lupus sucht nachzuweisen, daß es für Einhard und Imma besser war, wenn diese ihrem Gatten im Tode vorausging, als wenn Imma ihn überlebt hätte, daß also auch Einhards Gebete in überirdischer Hinsicht Erhörung gefunden hätten, wenn sie auch nicht in Bezug auf Einhards zeitliche Wünsche erfüllt worden seien. Auf manches Schriftwort verweist bei diesen Ausführungen Lupus seinen greisen Freund und hält ihm vor, wie wir doch im Gebete des Herrn tagtäglich das „Fiat voluntas tua!" sprächen und wie einstens der Erlöser zwar gesagt hätte: „Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!", wie er aber dem die Worte beigefügt habe: „Doch nicht wie ich, sondern wie du willst!" —

Auch auf den zweiten Hauptgrund des Schmerzes Einhards, auf die Lücke, welche in seinem Lebenslaufe durch den Tod Immas entstanden sei, geht Lupus in ausführlichen Darlegungen ein; auch hier sucht er Einhards Verlust in vollem Umfange nachzufühlen und ihn doch durch fromme und weise Überlegungen und Erwägungen zu trösten: seine ganze Zuflucht soll Einhard zu seinem Gotte nehmen; auf den Herrn soll er alle seine Sorgen werfen. Auf das Apostelwort (Phil. 4, 13) will er ihn u. a. verwiesen haben: „Alles kann ich in dem, der mich stärkt." — An guten Ratschlägen über die Plackereien und Mühseligkeiten dieses Lebens hinwegzukommen läßt es Lupus nicht fehlen. Für die ewige Ruhe seiner Imma soll Einhard zu Gott beten, für sie, die nun nicht den Tod, sondern das Leben gewonnen habe; für sich selber aber solle Einhard um Geduld und um Ausdauer und Fortschritt im

Guten unsern Herrgott bitten. Dann wird er umso rascher Tröstung in seinem Herzen empfinden. Auch Lupus selbst will gewiß sowohl für die teuere Verblichene wie auch für den Hinterbliebenen zu Gott beten. Und er ist davon überzeugt, daß sein Gebet Erhörung finden wird: nicht zwar ob der eigenen Verdienste des Lupus, wohl aber angesichts der rührenden Bescheidenheit Einhards, der ohne Rücksicht auf seine eigene Bedeutung kein Bedenken trug so ernste Dinge mit einer so unbedeutenden Person wie Lupus zu teilen.

Am Schluß des langen Schreibens, dessen Grundgedanken auch heute noch zu einer Beileidskundgebung verwandt werden könnten, trug Lupus noch einige besondere Wünsche Einhard vor: das Büchlein über die Verehrung des Kreuzes, das Einhard ihm gewidmet habe und das Lupus als außerordentlich nützlich ansehe, habe er in gebührender Weise entgegengenommen. Nur möchte ihm Einhard auch über all die einzelnen Fragen, die Lupus Einhard am Beginne ihres Verkehrs gestellt hatte oder welche er ihm in diesem Jahre (bei seinem persönlichen Besuche) zurückließ, Aufschluß erteilen. Diese Mühewaltung Einhards würde nicht allein für Lupus, sondern auch noch für andere Leute von Nutzen sein! Lupus ist ja für alles Einhard so von Herzen dankbar, auch für das, was er ihm wider sein Erwarten übersandt habe, wie nicht minder für all die andern Lehren, die er von ihm schon früher erhalten hatte. — Und nun schließlich noch die Mitteilung, daß Lupus etwa Mitte Mai, wenn anders er bis dahin am Leben bleibe, von Fulda in seine westfränkische Heimat zurückkehren werde. In diesen Tagen gedenke er dann auch, so Gott will, wie er Einhard ja auch schon früher mündlich gesagt habe — dieser werde sich dessen wohl noch erinnern —, zu Einhard nach Seligenstadt zu kommen und daselbst einige Tage zu verbleiben;

er müsse ihm ja seine Bücher zurückgeben und wisse so manches, was er von Einhard noch lernen möchte; auch freut sich der junge Lupus schon gar sehr darauf dann einige Zeit mit Einhard in trautem Gespräch verbringen zu dürfen und aus seinem ehrbaren und charaktervollen Leben gar vieles lernen zu können. — Daß er schon jetzt seine Rückreise antrete, wie solches Einhard zu Ohren gekommen war, das beruhe auf einem müßigen Geschwätz. Wenn er aber wirklich schon baldigst nach Hause müßte, was er aber gar nicht wünsche, so werde er auch in diesem Falle zweifellos zu Einhard eilen. Denn ihn beseelt ja eine solche Liebe zu Einhard, daß er keinesfalls in seine Heimat zurückkehren will, ohne bei Einhard vorzusprechen und ohne seiner Heiligen Schutz aufzusuchen. Bis dahin wünscht Lupus seinem Einhard alles Gute, ihm, in dem er seinen Vater sieht, der sich um ihn die größten Verdienste erworben hat.

Schon kurze Zeit nach der Abfassung dieses Briefes des Lupus hat Einhard ein Schreiben an Lupus gesandt, das dieser wieder mit einem längeren Briefe beantwortete.

Seinem Versprechen getreu, so versichert er Einhard, bete er besonders und tagtäglich zu Gott für die ewige Ruhe der teueren Imma und für all das, was nach seiner Ansicht für Einhard selber von zeitlichem und ewigem Nutzen sei. Seine Gebete werden nicht vergebens sein, sie werden eine Erhörung finden, die — mit Rücksicht auf die Ungeduld des Bittenden — freilich spät, im Hinblick auf die Größe der Gerechtigkeit Gottes aber zeitig erwartet werden dürfe. Einhard solle, so beschwört ihn Lupus, jene Stelle im 27. Kapitel des 21. Buches von Augustins „Gottesstaat" nachlesen; und er solle sehen, so meint Lupus wohl nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl, ob nicht dieser ganz große Mann der Geisteswelt ähnlich über das näm-

liche Unglück geschrieben habe, wie er selber in seinen früheren an Einhard gerichteten Zeilen; er fügt die Versicherung bei, daß er diese Ausführungen bei Augustin erst jetzt zu Gesicht bekommen habe und daß er sich gar sehr darüber verwundert habe, wie sie so sehr dem, was er geschrieben habe, ähnelten.

Seine Rückkehr nach Hause und damit auch seinen Besuch bei Einhard müsse Lupus, so teilt er seinem Gönner mit, um einige Zeit verzögern. Markward, der Abt des Klosters Prüm, mit dem Lupus verwandt war[1]) und der sich um die Rückreise seines jungen Vetters annehmen sollte, mußte als Gesandter nach Italien gehen, wollte aber doch noch vor seinem Aufbruch dorthin Lupus als einen ihm sehr nahe stehenden Menschen — so schreibt Lupus wiederum kaum ohne eine leise Selbstgefälligkeit — sprechen; Markward hatte deshalb seinen Verwandten dazu bestimmt von Fulda an dem Einhard schon genannten Tage — Mitte Mai — abzureisen und Seligenstadt aufzusuchen. Nun wäre aber Abt Hrabanus von Fulda zu dieser Zeit fern von seinem Kloster, da er nach seiner Rückkehr vom Aachener Hof mit einer Gesandtschaft betraut worden sei, was er ursprünglich noch nicht habe voraussehen können. Bis zum Feste des hl. Bonifatius (5. Juni) aber müsse Hraban unbedingt wieder in Fulda sein, es wäre denn, daß ein neuer kaiserlicher Befehl von großer Wichtigkeit ihm wieder einen Strich durch seine Pläne mache; drum sollte auch Lupus bis zur Rückkunft des Hraban in Fulda bleiben. Da nun Markward nach seiner Rückkehr an Lupus die Anfrage stellen ließ, wann dieser am liebsten wieder in seine westfränkische Heimat reise, so ließ Lupus die Bitte aussprechen, daß ihm am 4. Juni die Reisepferde nach Fulda geschickt würden, damit er dann

---

[1]) Sprotte a. a. O. 12.

am 6. Juni von dort abreisen und zunächst Einhard besuchen könne; Markward hat dies auch gütigst zugesagt. Einen bestimmten Tag, an dem er zu Einhard komme, könne er nun freilich noch nicht nennen; aber in der Woche, die mit dem 5. Juni beginne, wird er jedenfalls, so Gott es will, kommen. Hoffentlich wird dann Lupus seinen lieben Einhard in guter Stimmung, frei von aller Beschwerde und Sorge, antreffen, auf daß es ihm sodann vergönnt ist, manches Freundeswort mit Einhard, vor dem er eine gar große Hochschätzung empfindet, auszutauschen; aus dieser Unterhaltung mit Einhard hofft Lupus auch manches für sich zu gewinnen und durch Einhards gereiften Verstand Lücken ausfüllen zu können, die er bei sich selber und anderen wahrgenommen hat. Er will ja nicht als Schmeichler erscheinen und deshalb möchte er es gar nicht weiter ausführen, wieviel Erbauung, wieviel Anregung und wieviel Hilfe er sich von all dem verspricht. — Ein paar Fragen, die er auf dem Herzen hat, will Lupus gleich jetzt dem lieben Einhard vortragen; dann kann dieser sie sich einstweilen überlegen und umso leichter ihm bei seinem persönlichen Besuch Auskunft geben. Und nun zitiert er eine Reihe von Stellen, die für ihn vorläufig dunkel sind, Stellen aus der Schrift des Boëthius „De arithmetica"; auch in die Zeitrechnung des Viktorius, des berühmten Rechenmeisters aus Aquitanien im fünften Jahrhundert, nach welchem die sog. Viktorinische Periode ihren Namen hat,[1]) also in ein für die Berechnung des Osterfestes wichtiges chronologisches Werk, will Lupus durch die Gelehrsamkeit Einhards eingeführt werden.

Neben diesen arithmetischen Dingen, welche Lupus auf dem Herzen liegen, quälen ihn auch manche philologische Bedenken und Zweifel; über die Kürze oder Länge dieser

[1]) S. F. Rühl, Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit (Berlin 1897) 126 f.

oder jener Silbe möchte er sich fast den Kopf zerbrechen. — Man muß all das im Briefe des Lupus selber nachlesen, um daraus zu ersehen, wie ernst und gründlich er alle diese Probleme genommen hat. Darüber hinaus weiß Lupus noch manch anderes, was er zu Einhard tragen möchte. Doch will er diesem erst mündlich davon sprechen. — In Worten, durch welche die Leidenschaft des jungen Gelehrten hindurch zittert, beschwört Lupus den hochbetagten Einhard angesichts der Liebe, welche dieser ihm immerdar bezeigt hatte, er möchte sich doch dazu herbeilassen bei seinem bevorstehenden Besuch in Seligenstadt das, was er notwendig brauche und was er von niemandem sonst als von Einhard erfahren könne, aus den Tiefen seines Wissens hervorzuheben und es ihm aus Liebe und Freundschaft dartun zu wollen; „auf daß — so sagt Lupus — Ihr die Samenkörner Eueres Geistes auf mich streuet und Ihr so die Frucht davon auf viele überträgt".

Doch war mit diesem Wunsche Lupus noch nicht zu Ende gekommen; immer wieder fallen ihm neue Bitten und Anliegen ein, die er bei Einhard vorbringen will: Wie Lupus gehört hat, hat der königliche Schreiber Bertcaudus eine Beschreibung des Maßes der sehr großen, alten Buchstaben, der sog. Unzialen. Falls nun Bertcaudus gerade bei Einhard in Seligenstadt sei, so möge dieser doch jene Beschreibung — wir haben darunter offenbar ein epigraphisches Alphabet uns vorzustellen[1]) — durch Bertcaudus, wenn dieser an den Hof zurückgehen würde, ihm übersenden; aber, wie Lupus beifügen zu sollen glaubt, in einem sehr sorgfältigen, mit einem Siegel versehenen Schreiben.

---

[1]) Vgl. W. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter, 3. Aufl. (Leipzig 1896) 269; Traube, Untersuchungen zur Überlieferungsgesch röm Schriftsteller, in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie, Philos.-philol. und hist. Cl. 1891 S. 428.

Den A. Gellius, den Lupus von Einhard entliehen hat,[1]) hätte er ihm schon zurückgeschickt; aber der Abt des Klosters, Hrabanus Maurus, hat das Buch zurückbehalten und klagt darüber, daß in Fulda noch keine Abschrift davon angefertigt worden sei. Hraban habe gesagt, fügt Lupus bei, er werde schon an Einhard schreiben, daß er (Hraban) das genannte Buch ihm (Lupus) „mit Gewalt entwunden habe"! Der arme Lupus ist also ganz unschuldig daran, wenn er seiner Rückgabepflicht noch immer nicht nachkommt; und er hat den besten Willen seine alten Bücherschulden bald zu begleichen: ganz gewiß werde er dieses Buch wie auch all die anderen, deren er sich dank der Liberalität Einhards erfreuen konnte, selber Einhard zurückbringen, so Gott will. Schließlich kommt noch eine Bitte: Einhard solle es sich nicht verdrießen lassen das im Gesetze[2]) Dunkle und besonders die griechischen Namen, sowie andere griechische Ausdrücke aus dem Virgilkommentare des Servius[3]), wie Lupus all diese ihm unklaren Einzelheiten zu Beginn seiner Freundschaft mit Einhard diesem übersandt hätte, wenigstens jetzt ihm zu erklären.

Wir wissen leider nichts davon, wie Einhard diese Zeilen seines Freundes, die mit ihren Bitten und Wünschen nicht gerade sehr bescheiden waren, aufnahm und ob er seinem Drängen nachgab und sich an die Erklärung all der Dinge machte, die Lupus von ihm wissen wollte. Und wir wissen auch von dem Besuche nichts, der in jenem Briefe in Aussicht genommen war. Dennoch, glaube ich, gehört nicht allzu viel Phantasie dazu, um uns Bilder von den Stunden, welche Einhard damals gemein-

---

[1]) S. oben S. 400.

[2]) Es ist damit jedenfalls das Gesetzbuch Esras, also ein Bestandteil der Bibel, gemeint.

[3]) Servius Maurus Honoratus war ein gelehrter Kommentator Virgils im 5. Jahrhundert.

sam mit dem wißbegierigen Freunde verlebte, vor unser geistiges Auge zu führen: wie wird er seinem Lupus, als dieser mit seiner Begleitung von Fulda her geritten kam, doch ein herzliches „Salve, desiderantissime!“ entgegengerufen und ihn willkommen geheißen haben an den Ufern des Mains, in seinem Seligenstädter Klösterlein, das er so wohnlich ausgestaltet hatte in den letzten Jahren und das ihm doch nun öde und verlassen vorkam, da ein lieber Schutzgeist, seine entschlafene Imma, hier fehlte! Und wie wird Einhard mit der ganzen Gastlichkeit, die seinem Wesen entsprach, seinen Freund im Refektorium des Klosters bewirtet und ihm zur Erquickung von den Beschwernissen der Reise manchen Becher voll köstlichen Rebensaftes, der an den sonnigen Hängen des Mains gewachsen war, vorgesetzt haben! Und dann mag er ihn unter traulichem Zwiegespräch in den Raum geführt haben, in dem seine geistigen Freunde, die Werke der Kirchenväter und der hl. Schriften des Alten und des Neuen Bundes und manches Buch der alten Klassiker aufgestellt waren; vermutlich nicht ohne Stolz wird er ihm auch die eine oder andere Handschrift, die man vielleicht neu erworben hatte, seitdem Lupus zum letztenmal in Seligenstadt gewesen war, vorgewiesen haben. Einer der ersten Gänge, die Lupus an der Seite seines Mentors in Seligenstadt unternahm, war aber gewiß der Besuch des Gotteshauses, in welchem die Schreine der hochverehrten Heiligenleiber standen und in dem meist eine geheimnisvolle Stille herrschte, die nur vom Knistern der Kerzen und hin und wieder von dem Seufzer eines Beters, der hier Hilfe suchte in seiner Alltagsnot, unterbrochen ward. Wenn aber die goldenen Strahlen der Frühlingssonne in jenen Junitagen des Jahres 836, da Lupus seinen väterlichen Freund aufgesucht hatte, gar zu lockend durch die Fenster der Seligenstädter Kirche oder in die kleinen Zellen des

dortigen Klosters drangen, dann führte Einhard seinen Gast wohl hinaus in den Klostergarten, wo man nicht bloß mancherlei Nutzpflanzen, Salat und Rettiche und Petersilie, Gurken und Kürbisse und noch manch andere baute, sondern wo das Auge auch durch einige Zierpflanzen, wie etwa durch die eben in voller Blüte prangenden, süßduftenden Rosen und die schneeigen Lilien, erfreut wurde. Und so wandern in solchen Stunden Einhard und sein Besuch aus Fulda durch den Seligenstädter Klostergarten, wandern durch den dortigen Obstbaumgarten, dessen zahlreiche Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäume ihr Blütenmeer freilich schon verloren haben; manches gelehrte und ernste Gespräch wird da zwischen den beiden Freunden, die so ungleich an Alter und Temperament waren, so sehr sich aber in der Liebe zur Wissenschaft und Gelehrsamkeit glichen, geführt worden sein.

So ungefähr stelle ich mir den Verlauf der Tage vor, da Einhard den jüngeren Lupus in Seligenstadt seinen Gast nannte. Die Stunden, welche dieser mit dem Biographen Karls d. Gr. hier verlebte, werden dem künftigen Abte von Ferrières trotz aller Erfolge und äußeren Ehren, die ihm auf seinem weiteren Lebensweg noch beschieden sein sollten, doch bis zu seinem Lebensende unvergeßlich geblieben sein. Und auch Einhard wird sie nicht als nutzlos vergeudet angesehen haben, wenn er vielleicht auch, wenn Lupus ihn mit seinen Fragen nur so überschüttete und in seiner stürmischen Art bald auf philosophische und religiöse Dinge, bald auf philologische Kontroversen, dann wieder auf arithmetische und graphologische Fragen und noch auf viele andere Probleme zu sprechen kam, mit einem resignierten Lächeln seinen feurigen jugendlichen Freund betrachtet und in seinem Herzen ein „O vanitatum vanitas!“ gesprochen haben mag.

Noch einen anderen Besuch durfte Einhard im Jahre

836 in Seligenstadt willkommen heißen: schon wenige Monate nach Immas Tod suchte nämlich sein Kaiser Seligenstadt auf. Es ist kaum zu verkennen, daß Kaiser Ludwig dem trauernden Einhard bei diesem Besuch sein herzliches Mitgefühl zu jenem schweren Schicksalsschlage aussprechen und ihm so ein Zeichen seiner Gnade kundtun wollte. Manche Erinnerungen mögen damals die beiden Altersgenossen miteinander ausgetauscht haben; sie werden wohl geplaudert haben von den goldenen Tagen, da sie beide als Jünglinge am Hofe Kaiser Karls verweilt, die Brust geschwellt von Idealen, der eine in der stolzen Hoffnung es dem großen Vater einstens gleichzutun, ein machtvoller Herrscher zu werden gleich ihm; der andere nicht minder stark auf seinen Stern vertrauend, gleichfalls gewillt ein Herrscher zu werden — ein Herrscher im Reiche der Wissenschaft und der Kunst. Beiden hatte das Leben in mancher Hinsicht übel mitgespielt. Aber der Glücklichere von ihnen war doch Einhard gewesen: der Kaiser hatte das Erbe, das ihm von seinem Vater überkommen war, nicht erhalten können, hatte zusehen müssen, wie vom stolzen Bau Kaiser Karls ein Stein nach dem andern sich lockerte; seine eigene Hinterlassenschaft an die Nachwelt war herzlich gering. Der Gelehrte und Künstler aber, der da vor ihm stand, bescheiden und schüchtern wie schon immer, er hatte Schöpfungen aufzuweisen, die nicht mit ihm ins Grab sinken sollten; der Samen, den er ausgestreut hatte, sollte noch nach seinem Tode hundertfache Frucht tragen.

Als damals Kaiser Ludwig und Einhard von einander schieden, da wird wohl den beiden Männern der Gedanke vor die Seele getreten sein, daß sie sich in diesem Leben kaum mehr wiedersehen würden. Indes sollte Kaiser Ludwig und sein alter Jugendgefährte auch in der Folgezeit wenigstens in schriftlichen Verkehr mit einander ver-

bleiben. Ein Komet, der im Jahre 837 erschien, veranlaßte Einhard zu einer gutachtlichen Äußerung über die Bedeutung unbekannter Sternbilder. Ludwig selbst hatte vermutlich dieses Gutachten seines gelehrten Jugendfreundes erbeten. Denn jener Komet scheint das Interesse des Kaisers in höchstem Grade erregt zu haben. Es war offenbar derselbe Komet,[1]) von dem uns auch der Biograph Kaiser Ludwigs, der wegen seiner astronomischen Kenntnisse in der Regel als „Astronomus" bezeichnete Verfasser der Vita Hludowici[2]), Kunde gibt und berichtet, daß dieser Komet in der Osterzeit — es handelt sich, wie aus einer anderen Quelle hervorgeht, um die Osterzeit des Jahres 837 — 25 Tage lang im Zeichen der Jungfrau, und zwar in dem Zipfel zwischen Schlange und Rabe, beobachtet werden konnte. Kaiser Ludwig hatte, wie gesagt, dem Erscheinen dieses Sternes seine rege Aufmerksamkeit geschenkt und sich bemüht den Sinn und die tiefere Bedeutung dieser Himmelserscheinung zu ergründen. An einen seiner Umgebung angehörigen Geistlichen, den eben schon genannten

---

[1]) Über die Identität des von Einhard erwähnten Kometen mit dem in der Vita Hludowici besprochenen wie auch mit dem Sterne, der nach den Fuldaer Annalen vom 11. April 837 in drei Nächten sichtbar war, s Kurze, Einhard 84 A. 3.

[2]) Wie ich feststellen zu können glaube, ist diese Vita Hludowici zwischen dem Vertrag von Saint-Benoit-sur-Loire (Juni 845) und der Krönung Karls d. K. zu Orleans (6. Juni 848) und zwar kurz vor diesem Ereignis (vermutlich 847) von einem Hofwürdenträger Pipins II. von Aquitanien als eine Art von Fürstenspiegel für diesen jungen Herrscher geschrieben; der Verfasser, welcher zu den vom westfränkischen König dem jungen Pipin bestellten Räten gehörte, ist m. E. der Kanzler Pipins II., Hilduin, der später dann Erzkaplan Karls d. K. wurde und von diesem eine Reihe von Abteien erhielt, so jedenfalls St. Germain (bei Paris) und ebenso wohl auch St. Martin in Tours und St. Medard in Soissons.

„Astronomus", wandte sich Ludwig zunächst. Aber der „Astronom" suchte anfänglich durch belanglose Ausflüchte um die Beantwortung der an ihn gerichteten Frage herumzukommen. Der Kaiser merkte dies wohl und äußerte, daß man ihm einen Punkt verschweige: es heiße, daß ein solches Zeichen ein Vorbote sei für einen bald eintretenden Wechsel in der Regierung, also für den Tod des Herrschers. Der „Astronom" suchte daraufhin den Kaiser durch den Hinweis auf das Prophetenwort, man dürfe nicht vor Himmelszeichen in Furcht geraten, zu beruhigen. Der Kaiser bemerkte, man solle allerdings vor nichts anderem als vor dem Schöpfer von uns Menschen und von den Sternen selber erschrecken; aber die Milde Gottes, welche man nicht genug bewundern und lobpreisen könne, habe sich gewürdigt den Menschen in seiner Sündhaftigkeit durch solche Vorzeichen zu ermahnen. — Wie es scheint, grübelte der Kaiser noch lange Zeit über den Kometen und seine Bedeutung nach und wünschte auch die Meinung dessen zu hören, von dem er mehr als von den Höflingen seiner nächsten Umgebung erwarten mochte seine wahre Ansicht zu vernehmen: von seinem alten Einhard. So scheint denn eines Tages ein kaiserlicher Bote in Seligenstadt angelangt zu sein und Einhard die Weisung hinterbracht zu haben dem Kaiser über die Bedeutung dieses Kometen klaren Wein einzuschenken.

Und Einhard hat solches auch getan: er gesteht, daß es fast die einmütige, autoritative Auffassung der Alten sei, daß das Auftreten eines neuen und ungewohnten Sternes eher Unglück und Trauer als Freude und Glück für die Menschenkinder bedeute. Nur in der Heiligen Schrift lese man von einer Ausnahme, von der glückbringenden Erscheinung eines neuen Sternes, jenes Sternes, den die Weisen aus dem Chaldäerlande geschaut und aus dessen strahlendem Glanze sie auf die Geburt des ewigen

Königs geschlossen hätten. Der Stern aber, der jüngst erschienen sei, habe nach dem Berichte aller, die ihn geschaut hätten, ein furchtbares und wenig erfreuliches Aussehen gehabt und drohenden Feuerschein erstrahlen lassen. Das sei ein Vorzeichen gewesen, welches denn auch, so meint Einhard, ganz zu dem, was die Menschen verdient hätten, gepaßt habe; es habe die Katastrophe angekündigt, deren sich die Menschen schuldig gemacht hätten. Was tue es denn da zur Sache, ob Gottes Zorn dem Menschengeschlechte durch einen Propheten oder durch einen Engel — Einhard erinnert sich immer noch der Weissagung, welche er vom Engel Gabriel acht Jahre vorher zu berichten gewußt hatte[1]) — oder von einem Gestirne angekündigt werde? Nur das *eine* tue not, daß man zur Erkenntnis komme, es sei das Erscheinen des beobachteten Gestirns nicht überflüssig, sondern für die Sterblichen eine Mahnung durch Buße und durch Anflehen von Gottes Barmherzigkeit die künftige Gefahr abzuwenden zu trachten. Und nun verweist Einhard auf die Prophezeiung des Jonas vom Untergange Ninives, dessen Bewohner sich zur Buße bekehrt hätten und hierdurch vom Verderben verschont worden seien; ebenso weist er auf den Propheten Jeremias und auf Gottes Worte: Gott werde ein Volk, das der Herr auszurotten beabsichtigt hatte, das aber sich zu bekehren begonnen habe, nicht verderben. Daraus schöpft Einhard das Vertrauen, daß Gott auch das fränkische Volk verschonen werde, wenn dieses mit seiner Buße ernst machen wolle. Ja, Einhard glaubt bereits eine tröstliche Überlegung zur Hand zu haben: nicht lange vor der Abfassung seines Schreibens, am 17. Juni 837, hatten die Normannen den Franken eine blutige Niederlage beigebracht. — Hören wir näher davon!

---

[1]) S. oben S. 316 f., 370.

Die letzten Lebensjahre Einhards gehören bereits der Zeit der beginnenden Normannennot an. Die inneren Wirren, welche das Frankenreich namentlich seit 830 erschütterten, hatten die Lähmung der Wehrkraft des Reiches gegen äußere Feinde zur unmittelbaren Folge gehabt. Die normannischen Seeräuber begannen auf ihren kleinen, schnellen Schiffen die Küsten der Nordsee heimzusuchen. In Friesland waren sie 834 erschienen, waren über Utrecht vorgedrungen und hatten den reichen Stapelplatz Duurstede geplündert und teilweise verbrannt. Bald dehnten sich die Raubzüge der Normannen weiter gegen Süden bis zur Loiremündung aus. 836 wurde Duurstede erneut heimgesucht, Antwerpen und der an der Mündung der Maas gelegene Hafen Witla verwüstet. Die Anstalten, welche man zur Verteidigung Frieslands und der Nordseeküste traf, erwiesen sich als unzureichend. Den Normannen glückte es die auf der Insel Walcheren liegende fränkische Besatzung zu überfallen; ein Blutbad unter den Franken wurde angerichtet, der Rest der fränkischen Besatzung geriet in Gefangenschaft; die Insel Walcheren sowie Duurstede wurden gebrandschatzt und gezwungen den Seeräubern Tribut zu bezahlen.

Von jener Katastrophe vom 17. Juni hat auch Einhard gehört und gedenkt ihrer in jenem Gutachten für den Kaiser, indem er den Wunsch ausspricht, es möchte durch das Unglück, das jüngst, wie man sage, eine normannische Flotte über Gebiete des fränkischen Reiches gebracht habe, das Schlimme, das durch das Auftreten jenes schrecklichen Gestirnes vorbedeutet worden sei, aufgewogen worden sein. Doch müsse man, so bekennt er ehrlich, besorgen, daß noch schwerere Strafe auf jenes Vorzeichen folgen möchte: man müsse befürchten, daß die Franken, denen jenes vom Meere heraufziehende Unwetter so heftig zugesetzt habe, eine gar große und schlimme Vergeltung an sich und all den Ihren erfahren.

So stiegen also mit der Normannennot am Lebensabend Einhards schwere Gewitterwolken auf. Noch schlimmer waren die zerfahrenen inneren Verhältnisse des Reiches, welche der Greis schauen sollte und die ihn seines Lebensherbstes unmöglich froh werden lassen konnten. Noch einmal mußte es Einhard erleben, daß Zwist und Streit die Familie seines alten Kaisers zerrütteten: das leidenschaftliche Streben Judiths ihrem Sohne Karl ein territoriales Erbe, reicher als das seiner Brüder, zu verschaffen, bildete den inneren Grund zu neuen Zerwürfnissen zwischen Kaiser Ludwig und seinen Söhnen aus erster Ehe; denn Ludwig hatte sich als willenloses Werkzeug den Plänen seiner zweiten Gemahlin hingegeben. Noch im Winter des Jahres 837 wurden auf einer Reichsversammlung zu Aachen dem jungen Karl weite Gebiete des Frankenreiches zugesprochen. Nur widerwillig gab der Bayernkönig Ludwig der Deutsche seine Zustimmung hierzu; er schien eine Politik zu treiben, die den Absichten des Kaisers sehr zuwiderlief. Das sollte er büßen: seit jener Reichsteilung, welche i. J. 833 nach dem Verrat auf dem Lügenfelde vorgenommen worden war, besaß Ludwig d. D. außer den bayrischen Gebieten auch die übrigen ostfränkischen, deutschen Länder: Alemannien, das Elsaß, Sachsen, Thüringen und auch Franken; Einhards Seligenstädter Besitztum gehörte also zum Herrschaftsgebiet Ludwigs. Freilich scheint Ludwig d. D. in diesen Gebieten kaum eine wirkliche Herrschaft ausgeübt zu haben; es war zunächst vielmehr bloß eine Anwartschaft auf den künftigen Besitz dieser Länder nach dem Tode des Kaisers. Aber eben diese Anwartschaft machte man ihm jetzt von kaiserlicher Seite strittig: der Kaiser verlangte die Rückgabe dieser „angemaßten" Gebiete auf beiden Seiten des Rheins. Als Ludwig d. D. sich weigerte auf sie zu verzichten erklärte ihn ein Erlaß des Kaisers

ausdrücklich der elsässischen, alemannischen, sächsischen, thüringischen und fränkischen Gebiete für verlustig; Ludwig war auf Bayern beschränkt. Aber er war entschlossen seinen Anspruch auf die ostfränkischen Gebiete mit dem Schwerte zu verteidigen. Am 29. November 838 war er in Frankfurt eingerückt, gewillt seinem Vater den Rheinübergang zu verwehren. Nach längeren Operationen wurde sein Heer zum Rückzug genötigt — dem Kaiser stand der Weg nach dem östlichen Frankenreiche offen, Ludwig d. D. mußte, von vielen seiner Anhänger verlassen, seine Sache verloren geben. Im Mai 839 wurden zu Worms jene Abmachungen zwischen dem Kaiser und seinem ältesten Sohne Lothar getroffen, auf Grund deren fast das ganze Reich zwischen Lothar und Karl d. K. aufgeteilt werden sollte; Ludwig d. D. sollte nur Bayern verbleiben.

Nicht ohne Grund mußte man nach solchen Beschlüssen von kaiserlicher Seite besorgen, daß der Bayernherrscher seine bisherigen Ansprüche nur gezwungen aufgeben werde; Ludwig d. D. wurde seitens seines Vaters verboten die bayerische Grenze zu überschreiten. Der Kaiser traf bereits Vorkehrungen für einen neuen Feldzug gegen Bayern.

Von all diesen Vorgängen war natürlich Einhard und seine Seligenstädter Gründung stark in Mitleidenschaft gezogen. So sehr er sich auch im letzten Jahrzehnt seines Lebens von der Politik zurückziehen mochte — ganz konnte er ihr doch nicht fernbleiben. Im Jahre 838 soll Einhard einer Versammlung zu Aachen beigewohnt haben.[1]) Vorausgesetzt, daß solches richtig ist, war es damals vielleicht das letztemal, daß Einhard in der alten Karlsstadt weilte, mit der ihn so viele Erinnerungen verbanden; ernste Gedanken werden ihm da wohl vor die Seele getreten sein, wenn er, der Greis, wieder das Mün-

[1]) So Hampe im Neuen Archiv XXI 612.

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
ST. MICHAEL'S COLLEGE

ster betrat und die Kunstwerke besah, die einst seine eigene Hand für den neuen „salomonischen Tempel" geschaffen hatte.

Einhards Name ist auch verknüpft mit den kriegerischen Operationen Kaiser Ludwigs gegen seinen gleichnamigen Sohn, von denen ich eben gesprochen habe. Wir besitzen noch einen Brief Einhards, der offenbar in jene Zeit gehört und in welchem Einhard einem Grafen von einem kaiserlichen Befehle Kunde gibt, den Ludwig d. Fr. ihm durch einen Jägersmann namens Dagolf hatte übermitteln lassen: darnach sollte ein anderer Graf die Grafen des östlichen Frankenreiches namens Hatto, Poppo, Gebhard und mehrere andere Standesgenossen derselben zu einer Beratung entbieten; hier sollte man sich mit der kritischen Lage in Bayern befassen und Vorkehrungen treffen gegen allenfalls von hier ausgehende Überraschungen. Die genannten Herren waren der Ansicht, es sollte auch jener Graf, an den Einhard seine Zeilen damals richtete, sowie ein gewisser Atto zu der geplanten Besprechung beigezogen werden; auf ihr Ersuchen übermittelte Einhard diesen Wunsch und bat um Angabe eines Treffpunktes.

Zweifellos bewahrte Einhard bei diesen neuen Wirren innerhalb der karlingischen Familie dem alten Kaiser seine Treue; dem Bayernherrscher war diese Haltung Einhards gewiß nicht unbekannt. Es ist daher auch leicht erklärlich, wenn Einhard es für geraten hielt das Ostfrankenreich zeitweise zu verlassen, so schwer ihm auch das Scheiden von seinem Seligenstadt werden mochte. Wir besitzen ein an den Vorsteher der Seligenstädter Klostergemeinde gerichtetes Schreiben Einhards, das dieser von der Ferne her — vielleicht vom Kloster Blandigny, wo er offenbar am 7. September 839 weilte — nach Seligenstadt gesandt hat: er teilt dem Adressaten mit, daß

er wohlbehalten und gesund sei und hofft ein gleiches von den Seligenstädter Brüdern; man möge in Seligenstadt nur recht für ihn beten, auf daß ihn Gott durch die Vermittlung der Heiligen Marzellin und Peter hier wieder gut eintreffen lasse.

In jener Zeit wurde das Frankenland selber zum Schauplatz des Streites zwischen Kaiser Ludwig und seinem gleichnamigen Sohn. Anfangs des Jahres 840 besetzte der letztere das rechtsrheinische Gebiet, auf das er einen Rechtsanspruch erheben zu können meinte. Der Kaiser kam in Eilmärschen gegen den aufrührerischen Sohn herangerückt; ehe er noch in den Mainlanden eintraf, ist Einhard am 14. März 840 gestorben. Über seine Krankheit und seinen Tod ist uns nichts bekannt. Sein heißer Wunsch, daß sein Leichnam bei seinen Lieblingsheiligen Marzellin und Peter bestattet würde, ging in Erfüllung; denn in Seligenstadt begrub man ihn; das dortige Benediktinerkloster barg seine und seiner Gemahlin Imma sterbliche Überreste. Fern vom Aachener Hofe, wo einst sein Ruhm erstrahlt hatte, in einem stillen Frankenstädtchen am Main, das durch ihn zu seiner späteren Bedeutung gekommen ist, schlummert Einhard der Auferstehung entgegen. Hrabanus Maurus hat ihm eine Grabschrift gedichtet, die Kunde davon gibt, welch hoher Wertschätzung sich Einhard bei seiner Mitwelt erfreute; mit der Bitte an Christus, dem hier Bestatteten gnädig zu sein und ihm das „regnum aeternum" zu verleihen, schließen die Verse.

An einem Maientag des Jahres 840 war es, als auf den Fluten des Mains ein stattliches Schiff an Seligenstadt vorüberzog; mainabwärts gegen Frankfurt ging seine Fahrt; an Bord dieses Schiffs befand sich ein frühgealterter, todkranker Mann: es war der Sohn des großen Karl,

Kaiser Ludwig d. Fr. Wie schon acht Jahre vorher[1]) kam er auch jetzt wieder von der Königspfalz zu Salz an der fränkischen Saale her mainabwärts nach Frankfurt gefahren. Als er die Häuser und die Kirchen Seligenstadts erblickte und sah, wie das neue Gotteshaus, das Einhard noch an seinem Lebensabend mit großen Opfern zu bauen unternommen hatte, bereits stattlich emporgewachsen war, da mag dem müden Kaiser der Verlust gar schmerzlich zum Bewußtsein gekommen sein, den auch für ihn Einhards Tod bedeutete. Wir wissen es nicht, ob jenes kaiserliche Schiff damals seine Fahrt unterbrochen hat und ob Ludwig d. Fr. ans Land gestiegen ist, um ein Stündchen in Seligenstadt zu verweilen und das frische Grab daselbst zu besuchen. Vermutlich hat es Kaiser Ludwig nicht getan; denn er war, wie gesagt, ein todkranker Mann, den man möglichst rasch nach Frankfurt und von hier nach kurzer Rast auf die Rheininsel bei Ingelheim bringen wollte, um ihn hier ruhig sterben zu lassen. Aber wenn auch der Kaiser bei jener Mainfahrt nicht in Seligenstadt landete und zu Einhards Grabstätte schritt — im Geiste weilte er ganz gewiß bei dem treuen Diener, dessen emporblühende Gründung dem kaiserlichen Schiffe und seinem Herrn Grüße zuzuwinken schien von einem Toten, der hier schlief.

Gleich dem Grabe Karls d. Gr. zu Aachen wurde auch Einhards letzte Ruhestätte wiederholt von der wißbegierigen Nachwelt untersucht; zum letztenmal im März 1872. Damals wurde der bisher in dem Chor der Seligenstädter Kirche stehende Marmor-Sarkophag mit den Überresten Einhards, Immas und einer gewissen Gisela in einen Seitenbau des Gotteshauses, der zu einer Art von Kapelle umgestaltet wurde, übertragen; hier befindet sich der Sarkophag noch heute; durch den Abt Peter IV. von

[1]) S. oben S. 282 f.

Seligenstadt (1715—30) war er zum Ersatz eines alten, aus Stein gearbeiteten Sarges, der nach der Überlieferung die Gebeine der Stifter der Seligenstädter Gründung enthalten sollte, in Flandern hergestellt worden. Am 21. August 1721 war dieser ältere Sarg geöffnet worden; dreiviertel Jahre später, am 11. Mai 1722, hatte dann die Niederlegung jener Gebeine, die man dem alten Sarg entnommen hatte und die inzwischen in der Abtswohnung aufbewahrt worden waren, in den neuen Marmorsarkophag stattgefunden. Der alte Sarg wurde 1810 von Großherzog Ludwig I. von Hessen den Grafen von Erbach geschenkt, in deren Schloß zu Erbach er bis heute in der sog. Begräbniskapelle steht. In diesem Sarge fanden sich die fraglichen Gebeine jedenfalls schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts vor. Auf Veranlassung des Mainzer Erzbischofs Johann Schweikard von Kronenberg, der sich aus Gesundheitsrücksichten von Oktober bis Mai 1607 in Seligenstadt aufhielt, wurde damals der in der Mitte des Chores stehende Sarg mit den vermutlichen Gebeinen der Stifter Seligenstadts geöffnet; noch besitzen wir die Pergamentrolle, welche die 1607 vorgenommene Untersuchung bezeugt. Bei der 1872 erfolgten Öffnung des neuen Marmorsarkophages fand man eine sargähnliche Lade vor, welche durch eine Querleiste in zwei Teile zerlegt war; in dem einen dieser Teile fand man u. a. zwei Säckchen mit Gebeinen, welche als Überreste Einhards und Immas gelten dürfen. Schon 1722 hatte man durch einen Arzt aus Hanau ein genaues Verzeichnis der vorgefundenen Gebeine anfertigen lassen; bei der Erhebung im Jahre 1872 wurde an der Hand dieses Verzeichnisses von dem Seligenstädter Kreisarzt das Vorhandensein aller hier genannten Gebeine festgestellt; die als „ossa Einhardi" betrachteten Gebeine gehörten nach dem Urteil des erwähnten Kreisarztes einer männlichen Person von kleiner Ge-

stalt an; das erhaltene Schädelstück zeigt, daß die fragliche Person einen kleinen Kopf samt einer sehr niedrigen Stirne gehabt hatte. Die als Gebeine Immas anzusehenden Überreste ließen auf eine mittelgroße Frau mit einer edlen Form der Schädelbildung schließen.

In der zweiten Hälfte der genannten Lade fand man 1872 auch die Gebeine einer jugendlichen weiblichen Person vor, auf die sich ein Zettelchen bezieht, das in sehr alten Buchstaben die Worte aufwies: „Ossa domine Gisle pie memorie". — Wer diese Gisela wohl gewesen sein mag? Ob eine Tochter Einhards? Oder gar eine der Töchter seines Kaisers Karl, die in Seligenstadt ihre Tage vollendet hat?[1]) —

Es wäre eine interessante Studie zu verfolgen, welchen Wandel die Persönlichkeit Einhards, sein Charakterbild oder vielmehr die Vorstellung, die man sich davon machte, im Lauf der Entwickelung erfuhr: wie bereits in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts Einhard gleich der Gestalt des großen Karl von den Ranken der Sage erfaßt wurde, indem er dem Mönch von St. Gallen als der gewaltige Künstler, als der treffliche Meister im Erzguß gilt, der durch seine Kunstübung alle anderen Meister am Hofe Karls übertroffen und dessen ganzes Vertrauen gewonnen, es aber dann durch einen Betrug, dessen er sich schuldig machte, schmählich enttäuscht und auch die verdiente Strafe erlitten habe;[2]) wie im zehnten Jahrhundert bei dem Mönche Odilo von St. Medard Einhard als „Eginhard mit dem Beinamen

---

[1]) S. O. Falk, Karl d. Gr. Tochter Gisla zu Seligenstadt, in den Forschungen zur deutschen Gesch. XV 656 ff., besonders aber zu all dem den Aufsatz über „Die Gebeine des Einhard, der Imma und Gisla in der Kirche zu Seligenstadt", im Katholik LII = N. F. XXVII (1872) 555 ff.

[2]) S. Buchner, Einhard als Künstler 117 f.

der Weise" erscheint, der in Karls Zeit gar berühmt gewesen sei; und wie ein Mönch des Klosters Reichenau von Kaiser Karls Absicht Einhard als seinen Gesandten in ferne Länder zu senden sowie von Einhards Furcht vor dem balkenlosen Meere zu plaudern weiß;[1]) wie ferner in jener Translatio SS. Tiburtii, Marcellini et Petri Einhard als Haushofmeister des Frankenkaisers auftritt, während er dann beim Lorscher Mönch zum „Erzkaplan" und „Notar" des Kaisers verwandelt wird, dessen Liebe zur Kaisertochter hinfort einen anziehenden Stoff zum Fabulieren bietet. Aber auch vom „heiligen" Einhard, als der Einhard in einem seiner Klöster verehrt wurde,[2]) wäre zu berichten; und manches ließe sich davon sagen, wie im Laufe der Folgezeit sich die wissenschaftliche Forschung mehr und mehr für Einhard interessierte, namentlich seit in den Tagen des Humanismus sein klassisches Werk von Hermann von Neuenahr durch den Buchdruck weiten Kreisen zugänglich gemacht wurde;[3]) schon zuvor hatte der Humanist Trithemius, der gelehrte Abt des Klosters Sponheim und des Würzburger Schottenklosters, Einhards Name aufgenommen in die Reihe seiner „Illustrium virorum Germaniae" und ihn hier als Karls d. Gr. Kanzler und späteren Jünger des hl. Benedikt und als ersten Abt des Klosters Seligenstadt geschildert, der in der weltlichen Literatur eine hervorragende Bedeutung innegehabt habe. Seitdem wird Einhard der gelehrten Welt immer ausschließlicher zum berühmten Autor der Vita Karoli Magni. Aber auch der Begründer Seligenstadts bleibt der Nachwelt unvergessen. Der Klosterarzt von Seligenstadt Friedrich Christian Cregut hat in einem Gedicht Einhard verherrlicht und er drängte auch Weinckens seine Forschungen

[1]) S. oben S. 59.
[2]) S. oben S. 147.
[3]) S. oben S. 170.

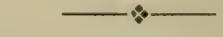
über Einhard herauszugeben; so ist i. J. 1711 in Frankfurt a. M. die schöne Einhard-Biographie Weinckens' mit dem barocken Titel „Vir famosus super aethera notus Eginhartus" erschienen. Im 19. Jahrhundert ist dann die Einhard-Forschung unentwegt weiter vorangeschritten: namentlich die vorzügliche Gesamtausgabe der Schriften Einhards durch A. Teulet hat viel dazu beigetragen den ganzen Einhard und die verschiedenen Seiten seines Wirkens kennen zu lernen; aber immer war es doch vor allem der Schriftsteller, der gelehrte Einhard, dem das Interesse weiter Kreise galt. Erst allmählich wurde man mehr und mehr auch auf die Bedeutung aufmerksam, welche der Künstler in ihm beanspruchen darf. Worin aber diese Bedeutung Einhards in der bildenden Kunst beruhte, darüber ist man sich doch bis in unsere Tage im unklaren geblieben; nunmehr dürfte der Nachweis erbracht sein, daß sie vor allem auf dem Gebiete der Plastik und zwar im Erzguß und im Kunstgewerbe zu suchen ist. Der Ehrentitel eines Vaters und Begründers des mittelalterlichen Erzgusses, ja der mittelalterlichen Plastik und des mittelalterlichen Kunstgewerbes überhaupt, darf Einhard zuerkannt werden, obgleich man bis heute vergeblich nach seinem Namen in einer Geschichte der deutschen oder der französischen Plastik und in Werken über die Entwickelung des Kunstgewerbes, der Metallarbeit und des Erzgusses suchen wird.

Man sieht: es wäre eine recht interessante Aufgabe den Wandel zu verfolgen, der in der Vorstellung, welche sich die einzelnen Gelehrten und die einzelnen Jahrhunderte von Einhard machten, eingetreten ist. In den Rahmen dieser Biographie fällt das natürlich nicht mehr herein. Wenn wir hier den geschichtlichen Einhard und sein Charakterbild, wie es sich in den mehr oder minder zufälligen Äußerungen seiner Zeitgenossen

und vor allem im Geiste seiner eigenen Schriften widerspiegelt, den Lesern dieses Buches lebendig machen konnten, so ist damit der Zweck desselben erfüllt. Zugleich ist mit diesem Charakterbild dann wohl auch dem Menschen Einhard ein bescheidenes Denkmal gesetzt; denn die Persönlichkeit des Menschen Einhard ist es, die uns auch den Gelehrten, den Künstler, den Hofmann und den Ordensmann in so liebenswürdigem, sympathischem Lichte erscheinen läßt. Geistige Vorzüge paarten sich in ihm mit seelischen: fast alle zeitgenössischen Urteile über ihn rühmen die Klugheit, die ihm eigen war. Doch nicht minder werden auch seine sittlichen Eigenschaften, seine Rechtschaffenheit und seine Herzensgüte hervorgehoben. Im Geiste klug, rechtschaffen im Handeln und beredt im Worte — so hat Hrabanus Maurus uns das Bild von Einhards Wesen gezeichnet. Und ein anderer Zeitgenosse Einhards, der Hofdichter Ermoldus Nigellus, hat gleichfalls die Geistesschärfe Einhards neben seiner Herzensgüte hervorgehoben; mag auch das Urteil eines Poeten, noch dazu in einem höfischen Lobgedicht, nicht schwer in die Wagschale fallen, so spricht umso entschiedener für die Tatsächlichkeit der Vorzüge Einhards das glänzende Bild, das der ehrliche, nüchterne Sinn des Verfassers jenes Briefes an Einhards Schüler Wulfin von Einhards Wesen gibt.[1]) Und als Einhards Leib schon in der Seligenstädter Gruft ruhte, hat ein Biograph Ludwigs d. Fr. ihn als den klügsten Mann seiner Zeit gerühmt, während ihn auch die Chronik von Fontanelle als einen auf allen Gebieten gelehrten Herrn bezeichnet. Aufrichtige Frömmigkeit und Bescheidenheit waren ihm eigen. Es ist keine bloße Schönrederei, wenn Lupus von Einhards „leicht zugänglicher und bescheidener und eines Weisen wahrhaft würdiger Sinnesart" spricht. Mochte Einhard auch von einer

[1]) S. oben S. 86 ff.

nervösen Unruhe nicht frei sein und mochte er durch all die kleinen und großen Sorgen des Alltags so manchmal aus seinem seelischen Gleichgewicht gebracht werden — im ganzen war er doch eine harmonisch veranlagte, geschlossene Persönlichkeit, in deren Wesen gerade auch die Vorzüge in Erscheinung traten, die uns seine Schriften so anziehend machen: bei allem temperamentvollen Leben doch jene große Klarheit und Reinheit, die ihnen innewohnt. Einhards Feder war — so hat ein vor wenigen Jahren verstorbener Gelehrter[1]) geurteilt — unberührt von den barocken Ansichten seiner Zeitgenossen über stilistische Schönheit; er konnte Werke hervorbringen, welche sich von den üblichen Verirrungen des Geschmackes fast ganz frei hielten. Und: „Wie er schrieb, so war er. Er liebte überall das Hübsche, Zierliche." — Keine Kraftnatur gleich seinem Kaiser Karl, welche die politische, staatliche Gestaltung eines Weltteils auf Jahrhunderte beeinflußte. Aber doch eine starke, zähe Persönlichkeit, welche auf dem Gebiete des geistigen Lebens, des kirchlichen sowohl wie noch mehr des literarischen und künstlerischen Lebens, von einschneidender Bedeutung sein sollte für die Folgezeit.



[1]) Hauck, Kirchengesch. Deutschlands II 3. u. 4. Aufl. 183.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu S. 16 A 1: Vgl. nun auch M. Tangl, Kaiser Karls Leben von Einhard (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit; 2. Gesamtausgabe, Bd. 16), Leipzig 1920, S. VII.

Zu S. 37 Z. 4 v. u. lies: „Hilaische" statt „Hiliaische"

Zu S. 48 ff.: Vgl. zu Einhard und Imma auch H. Hoffmann, Karl der Große im Bilde der Geschichtsschreibung des frühen Mittelalters (Eberings Hist. Studien, 137. Heft. Berlin 1919) 152 ff; Tangl a. a. O. 54 ff.

Zu S. 78 Z. 8 v. u. lies: „Hrabanus" statt „Rhabanus".

Zu S. 86 ff.: Zum Brief an Bussin bzw. Bulfin s. nun auch Tangl a. a. O. 85 A 3, der nunmehr gleichfalls — wie er mitteilt, unabhängig von den Darlegungen in meinem Buche „Einhard als Künstler" — zu dem Ergebnis gekommen ist, daß der Schreiber des Briefes nicht Einhard ist, sondern daß dieser unter dem „domnus E." zu verstehen ist. — Meine Identifizierung des Bussin mit Bulfin lehnt Tangl ab; daß die Anrede des Adressaten seitens des Schreibers „nate" eine nur geistige Schülerschaft ausschließe und zur Annahme einer wirklichen Sohnschaft zwinge, kann ich nicht mit Tangl annehmen.

Zu S. 101 Z. 6 v. o. lies: „Karl" statt „Karlmann".

Zu S. 137: Der Besitz des Klosters St. Cloud bei Paris seitens Einhards ist nach Hampe in den Mon. Germ. Ep. V 129 A. 2 doch recht unsicher.

Zu 169 ff.: Vgl. nun auch die Übersetzung der Vita Karoli von Tangl a. a. O., der sie zwischen 817 und 820 datiert (S. XX).

Zu S. 186 ff., besonders 198 ff.: Gegen die in meinem Buch über „Einhard als Künstler" versuchte Identifizierung des „Airardus" mit Einhard wendet sich Tangl a. a. O. 86 A. und ebenso Levison im N. A. XLIII (1921) 428 f.; dessen Beziehung der im Reichenauer Verbrüderungsbuch genannten „cella Sancti Dyonisii

ubi confessor Christi Hilarus quiescit humatus" auf Salonnes im Metzer Sprengel ist aber jedenfalls irrig und es ist an der oben S. 195 gegebenen Beziehung auf St. Hilaire-le-Grand in Poitiers festzuhalten. — Auch daß Mabillon und Félibien von Doublet beeinflußt sein „können", wie Levison meint, ist nicht ganz richtig da sie tatsächlich von Doublet abhängig sind, wie der ihnen gemeinsame Fehler, den ihre Wiedergabe der Inschrift gegenüber der Nachzeichnung Arnold van Buchels aufweist (s. Buchner, Einhard als Künstler 142), zeigt. — Dagegen sind die Hinweise Levisons auf das älteste erhaltene Totenbuch von St. Denis und das Verbrüderungsbuch der Reichenau — dieses ist von mir nun oben 194 ff. bereits berücksichtigt — allerdings sehr zu beachten und ich gebe gern zu, daß meine frühere Beziehung des Airardus auf Einhard keinesfalls gesichert ist. Um so mehr darf ich aber — zur Ergänzung meines Kritikers! — doch hier darauf hinweisen, daß erst durch die in meinem erwähnten Buche erfolgte Heranziehung dieses Kunstwerkes und durch meine kritische Erörterung über seine Entstehungszeit der Grund gelegt wurde zur zeitlichen Einreihung dieses sehr interessanten Werkes und zur Bekanntschaft mit seinem Meister „Airard".

Zu S. 235 (236) A 2: Gegen meine Datierung des „Formularbuches von St. Denis" wendet sich Levison neuerdings im N. A. XLIII (1921) 430 f.; er wirft mir vor allem vor die Sammlung nicht als Ganzes betrachtet zu haben und nicht „von den gesicherten Daten" der darin überlieferten Schriftstücke ausgegangen zu sein; denn er glaubt es früher erhärtet zu haben, daß vom Inhalt der Sammlung nichts über 802 hinausführe, sondern daß wesentliche Umstände auf den damaligen Abt Fardulf von St. Denis als den Sammler hinwiesen. — Ich kann Levison schon von einem methodischen Gesichtspunkt aus nicht folgen: gerade die „Sammlung als Ganzes" ist ja die kontroverse Frage; sie kann nur durch vorurteilslose Untersuchung der einzelnen Briefe gefördert werden; es geht nicht an von der Voraussetzung auszugehen, daß sich kein Brief nachweisen lasse, der über 802 hinausrage und daß manches für die Datierung in diese Zeit spreche um dann von Schriftstücken, die mit dieser These nicht gut in Einklang stehen, bei dieser Untersuchung abzusehen; dieses Verfahren geht deshalb nicht an, weil ja eben jene Voraussetzung,

selbst zum guten Teil nur auf der Untersuchung einzelner Briefe und den hierbei gewonnenen Ergebnissen beruht, über deren Stichhaltigkeit eben die Meinungen auseinander gehen können. Daher scheint es mir geboten zu sein zunächst alle einzelnen Briefe möglichst ohne Rücksicht auf die anderen Stücke zu prüfen und dann erst die Sammlung als Ganzes zu betrachten. Gerade aber auch auf Grund dieser Betrachtung der ganzen Sammlung und ihrer Zusammensetzung kam ich zu ihrer Datierung in jenen Jahre, da am Aachener Kaiserhofe Abt Hilduin von St. Denis als Erzkaplan und gleichzeitig mit ihm Abt Fridugis von St. Martin in Tours als Kanzler sich lteten und sich durch diese persönlichen Verhältnisse der sachliche Inhalt der Sammlung, ihre Zusammensetzung aus drei Gruppen von Schriftstücken, vorzüglich erklären läßt; einmal aus Briefen, deren Absender oder Empfänger dem karlingischen Hofe unter Ludwig d. Fr angehörten oder nahe standen, ferner aus einer Reihe von Stücken, die sich auf St. Denis bezogen (vor allem vielen damals entstandenen Fiktionen für diese Abtei), endlich aus mehreren Tours betreffenden Schriftstücken. — Deshalb halte ich an der Ansetzung der Sammlung in die zwanziger Jahre des neunten Jahrhunderts fest, zudem für diese Zeit auch noch ein anderer Gesichtspunkt, auf den ich erst in den angekündigten Forschungen eingehe, den Ausschlag zu geben scheint.

Zu S. 275 A. 1: Meine Beziehung jenes „gloriosus comes atque optimas" auf Gerward Lehnen Tangl a. a. O. 76 A. 1. und Levison im N. A. XLIII 430 ab.

Zu S. 284. Gegen die Annahme, daß Einhard in seinem Alter die Mönchsgelübde abgelegt habe, wendet sich Tangl a. a. O. 86 A. (vgl. ebd. S. IX f.), der die oben S. 284 A. 1 angeführte Briefstelle nicht im Sinne einer Lösung der Ehe auffaßt

Zu S. 348 A. 1: Auch Tangl a. a. O. S. XIV A. 2 datiert die „Translatio" ins Jahr 830.

Zu S. 374: Den Brief an Lothar beurteilt Tangl S. XVI wie schon vor ihm Hampe.

Register.

Aachen 39—41, 60—62, 68, 75, 79—86, 93, 96, 106, 110, 113, 117, 122—124, 247, 275, 305f., 309f., 317f., 321, 322 A. 1, 327 bis 332, 334—336, 338f., 355, 374f., 391, 423f.; Marienkirche (Münster, Pfalzkapelle) zu A., 60, 63f., 68—75, 79—81, 101, 111—115, 219, 220 A. 1, 329, 333f., 346, 423f., 434; Königsstuhl darin 70, 72; Karlsschrein, 79f.; Marienschrein 80; Metallarbeiten im Münster (Erztüren u. -gitter) 71—75, 106, 112, 201; „Wolfstüre" 73; Karlsgrab 115; Pfalz (Königshof, Residenz) zu A. 39 bis 41, 43, 60—62, 67f., 75, 79—86, 106, 110, 113, 116 bis 119, 122, 124, 132, 137f., 168, 180, 244, 274f., 304, 320f., 324, 326, 337f., 343, 371, 411, 425; opera regalia in Aquisgrani palatio regio 79—86, 110, 271, 275 A. 1; Kunstgewerbeschule (-Akademie) in A. 85f.; Hofbücherei 27, 29f.; Gußstätte in A. 72, 80f., 111, 180; Haus(-kapelle) Einhards in A. 62, 123, 141, 154, 234 A. 1, 246, 329—334, 362; Reichsversammlungen in A. 101, 134, 313, 315, 366, 370, 422f.; Wibert von A. 79.

Aargau 281.

Aaron 22, 68.

Abälard 189.

Abbéville 118f.

Abd-ar-Rahman II. 121.

Aberglaube 113f., 291, 312.

Abtgrafen 136f.

Adalhard, Pfalzgraf 125.

Adhelm, Propst v. Steinbach 240.

Adoration, adorare u. orare 394f.

Adroldus, Abt 194 A. 4, 197.

Agantheo 156.

Agnellus v. Ravenna 105.

Agobard v. Lyon 155, 356f.

Ahrtal 137, 333.

Ahrweiler 333.

Ainhard(t)us 200—202.

Airardus 191, 193f., 198, 200 bis 202, 433f.

Airradus 192.

Akademie (Hochschule) Karls d. Gr. 20—23, 27, 44, 47, 97 bis 101.

Alahfrid 125.

Alban hl. 363.

Albanerberge 109.

Alberich 281, 285, 300f., 314 bis 317.

Albuin 49.

Aldrich v. Sens 396, 398.

Alemannien, Alemannen 196, 259, 281, 422f.

Alkuin 4 A. 1, 17, 19—22, 25f., 27, 37, 39, 43f., 62, 70, 90, 98, 147, 385.

Allerheiligstes 219.

Alpen 103f.

Altes Testament, Einfluß dess. 22, 63, 68—70, 81, 98, 111f., 219.

Altfred (v. Poitiers?) 196.

Amalar v. Metz 120, 132.

Ambrosius, hl. 204.

Amorbach 58, 206, 210, 265.

Amulo v. Lyon 357.
Angelsachsen 17, 20.
Angilbert, Dichter 22, 37, 43, 54, 98, 147.
Angilbert II. v. Mailand 88.
Angoulême 196.
Aniane 117, 130.
Annalen, Annalistik 32—36.
Anjegis v. Fontanelle 79, 82f., 111, 132, 137, 156, 236—238, 280.
Anselm v. Lorsch 51 A. 1.
Anstand 12f.
Antike, Einfluß ders. u. des alten Rom, Studium der antiken Klassiker 8, 16, 19—24, 28, 35f., 45f., 72—75, 81, 85f., 98f., 103f., 106f., 110f., 115, 144, 153, 172—176, 179, 218, 220f. A. 1, 223f., 279, 318, 345, 349f., 398, 401, 415.
Antwerpen 145, 421.
Apfelbäume 416.
Apulejus 45.
Aquitanien 117f., 281, 300, 380, 412, 418 A. 2.
Araber 133, 136.
Archipoët 182 A. 1.
Architektur, Bauwerke 69—71, 81—85, 106f., 214—229, 340 bis 347.
Argenteuil 138.
Argentoratum 259.
Aristeus 155.
Arithmetik 8, 10f., 412, 416.
Arkosolien 226.
Arnulf v. Metz 114.
Artaxerxes 22.
Artes (liberales), freie Künste 8 bis 11, 82, 87, 398.
Ärzte 292.
Asbach b. Mergentheim 155.
Aschaffenburg 49, 58, 163, 237, 271.
Astolf 257.
Astronomie 8, 10f., 21, 100.
Astronomus 171, 418 m. Anm. 2, 419.
Asturien 94.
Asyl(recht) 301f., 387.
Atrium (Vorhof) 218f., 346.
Attigny 134.
Atto, Graf 424.
Audifax, hl. 315.
Audulf 22.
Augsburg(er Domtüren) 74.
Auguſtin, hl. 98, 389, 395, 404, 410f.
Auguſtus 173f.
Aurelian 315.
Autun ſ. Modoin.
Awaren 41, 133.
Azan 59.

Bagdad 133.
Baldradeſtat 295.
Bannwald 163.
Barcelona 368.
Bartholomäus v. Narbonne 357.
Baſiliken, altchriſtl. 218—221, 225.
Baſilius, Mönch 253.
Basken 19.
Baugulf v. Fulda 16f., 64, 129.
Baukunſt, -werke ſ. Architektur.
Baumaterial 236, 238, 344f.
Bauſtil, altchriſtl. 216, 218f., 225, 346; romaniſcher 216, 218f., 222.
Bavo, hl. 166 A. 1; vgl. Gent.
Bayern 159, 266, 422—424.
Bebo 167.
Beichtunterricht 7.
Belgien 169, 234.
Benedikt v. Aniane, hl. 117f., 130.
Benedikt v. Nurſia, hl. 5, 146, 284, 429.
Benevent 249.
Bergbau 81.
Berlin 185.
Bernhard, Enkel Karls d. Gr. 101, 134.
Bernhard v. Barcelona 368f.
Bernhari v. Worms 126—128, 138, 167, 246.

Bertha, Tochter Karls d. Gr. 41, 54.
Bertinus v. St. Hilaire 195 A. 3.
Bertkaudus, Schreiber 413.
Bertrada, Gemahlin Pippins 114.
Beschwörungen 295—297, 319.
Beseleel 22, 63, 71.
Besessenheit 285f., 292, 295 bis 297, 319, 357.
Bettler 123, 270, 285f., 298, 338, 340; vgl. Alberich.
Bibel 48, 389, 394f., 399, 408, 414 A. 2, 419.
Bibliotheken s. Büchereien.
Bier 142, 154, 307f.
Bilderverehrung, -sturm, 356, 358; vgl. Kreuzesverehrung.
Birnbäume 416.
Bismarck, O. v. 185f.
Blandigny 137—139, 142, 144, 146f., 424.
Blei 236, 238, 343f.
Blidthrude 49.
Blindheit 285, 300, 316, 332, 390.
Blutrache 313, 335.
Bobbio 395.
Bodenkultur 5, 144f., 213f.
Boëthius 412.
Bonifatius, hl. 5, 17, 64, 242f., 411.
Bonn 306.
Bonoto 306.
Bourges 195f., 280, 298, 361.
Brabant 144.
Bretagne 369.
Briefstil 150.
Bronzearbeiten (-guß) s. Metallarbeiten u. unter Aachen.
Brot 142.
Brun v. Fulda 82, 85.
Büchereien 9, 27, 29f., 169, 388f., 399, 415.
Buchel, A. van 202, 434.
Buchonischer Wald 15.
Burgund 157.
Byzanz (Konstantinopel) 18, 36, 132f., 253.
Calpurnius 45.
Campagnia 109, 270 A. 1.
capella 68.
Carmen de convers. Sax. 43.
Cäsar 24, 176, 389.
cella 194, 197, 213.
Chaldäer 419.
Champagne 270, 273.
Charroux 196.
Chelles b. Paris 66.
Childerich 66.
Chlodwig 66.
Christenverfolgung Diokletians 253.
Cicero 22, 24, 35, 46, 175, 178f., 389, 398—400.
Cirkatoren 13.
Claudius v. Turin 356, 358, 393.
Codex Carolinus 32.
Compiègne 374f., 378, 380, 383.
Confessio 227.
Constitutum Constantini 31 A. 1.
Corbie 141.
Cordova 121f.
Cornelimünster 117.
Cornelius, hl. 109.
Cregut, Ch. 429.
Cyprianus, hl. 389, 404.

Dagobert 187; Thronsessel dess. 65.
Dagolf, Jäger 424.
Damoët 22.
Dänen 114.
Daniel v. d. Champagne 270, 273.
Darmkatarrh 367.
Dassel, Rainald v. 182 A. 1.
David, König 22, 44.
David aus d. Maingau 154.
Denkmalschutz 97.
Desiderius 104.
Deusdona 244—252, 254—257, 315, 323, 327, 356, 363—365.
Deutsch s. Sprache.
Dialektik 8, 10, 21.
Diebstahl 313.
Diedenhofen 102.

Dijon 357.
Dienstzeugnis 156.
Diokletianische Christenverfolgung 253, 295.
Dionysius v. Paris, hl. 67, 189, 191, 203, 205.
Dionysius Areopapita 189.
Donatus, Älius 9.
Dorf-Bild 211f.
Dormitorium 12.
Drechsler 80.
Dreifelderwirtschaft 212.
Dresden 185.
Drogo, Sohn Pippins d. Mittl. 114.
Drogo, Graf 279.
Drogo v. Metz 131, 181.
Dungal 193, 358.
Dürer, A. 182f., 185.
Duurstede 421.

Eberhard, Schenke 22.
Ebro 19.
Eburo 160f., 382.
Egilolf 155.
Eginhard 1 A. 1; vgl. Einhard.
Egmund (Egmunel) 144, 233f.
Ehe (-Dispens, -Vermittlung) 49, 128, 162, 164—166.
Eigenkirchenwesen 341.
Eigil 5 A. 1.
Einhard, sein Name und sein Pseudonym 1, 22, 26, 62f., 71, 78; E.s Eltern 2, 4, 93 A. 1; E.s Kindheit und Jugend in Fulda 2—17, 64f., 242f.; E. am Hofe Karls d. Gr. 18 bis 47, 50—102, 110—116, 119, 133; E. in Italien 34, 91 A. 1, 103—110, 225; E. am Hofe Ludwigs d. Fr. 116—135, 274, 304, 310, 313—318, 320—334, 366—385, 417, 422—424; E. in Michelstadt (Steinbach) 207 bis 239, 242, 260—270; E. in (Ober-)Mulinheim (Seligenstadt) 153, 208, 267—306, 309f., 336—348, 386—390, 393, 395, 400—402, 413—417, 424f.; E.s Alter 148—168, 304—425, 435; E.s Tod u. Grab 425—428; E.s geistige Bildung 3—24, 27 bis 47; 97—101, 388f., 396 bis 420, 429—432; E. als Leiter d. Hofschule 27; E. als Bibliothekar 27—32, 77, 116, 274; E. als Annalist u. Geschichtschreiber 32—36, 172—179, 349—353; E.s Vita Karoli 2, 3 A. 1, 19, 38, 40, 45—47, 71, 91—93, 99, 104, 113—115, 153, 169—181, 349f., 398, 401, 429, 433; E.s Translatio 203f., 242, 247, 269, 281f., 285, 320, 326, 348—353, 356, 358f., 361, 377, 390, 392, 435; E.s Traktat über die Kreuzesverehrung 389, 393—396; E.s (?) Libellus de psalmis 395f.; E.s (?) „De adventu Saxonum" 43 A. 3; E. als Dichter 37—48; E. als Künstler 30, 62—85, 172—186, 198—203, 214—231, 350, 417, 428, 430; E. und die Architektur 63, 71, 83f., 224f., 340—347; Einhardsbasilika s. unt. Michelstadt; E.s Bauten in Seligenstadt s. u. Seligenstadt: Kirchen daselbst; E. als Kunsthandwerker, Metallplastiker u. Eisengießer 71—79, 104f., 179—186, 198—203, 430; die Aachener Metallarbeiten s. unter Aachen; E. u. die Reiterstatuette Karls d. Gr. 105, 179—186; E. u. die Erztüren von St. Denis 198—203; E.s Selbstbildnis 201—205; E.s Interesse f. d. menschliche Gestalt 110, 203f.; E. als Leiter der Aachener Kunstakademie 46 A. 1, 79—88, 110f., 116, 128f., 274, 275 A. 1; E. als Maler 82; E. als kaiserlicher Sekretär 119—122; E. als Erzieher Lothars, 131, 178 A.

1, 372; E. als Gutsherr 137, 141, 153, 210—216, 230—239, 280; E. als Laienabt 136—147, 199, 382, 433. E. als Mönch 118, 199, 283f., 386—388, 435; E. als Sterndeuter 418—420; E. als Vermittler 125—130, 154 bis 163; E.s Reliquien- und Heiligenverehrung 228f., 242 bis 247, 261—276, 283, 304, 306—308, 320—334, 337—342, 353—365, 390—392, 402, 404, 415 (vgl. Heiligen- und Reliquienverehrung); E.s Wunderglaube 262—276, 358—363, 390—392 (vgl. Wunder); E.s Krankheiten 145, 366f., 369, 375f., 379, 403, 425; E.s Briefe 82, 130f., 139, 142 bis 144, 148—169, 233, 301, 305, 343, 369f., 372—379, 381—385, 387f., 424, 435; E.s Freundeskreis 130—132; E. u. Hilduin 320—333; E. u. Lupus 369 bis 416; E.s Ehe mit Imma 48 bis 58, 433; E.s Tochter Gisela (?) 428; E. als Heiliger 147, 429; E. in der Sage 50—59, 76; E.s Äußeres 3, 25f., 202f.; E.s Charakter 15, 24, 49f., 59, 87, 167f., 203, 373, 428—430.
Einhard, Vater Einhards 2, 93 A. 1.
Einhardspoesie 58.
Eisenbearbeitung, -industrie, -schmiede, s. Metallarbeiten.
Eisenberg- u. -hüttenwerke 81, 232f.
Eligius, hl. 54.
Elfenbeinplastik 77f., 111, 234.
Elisachar (Helisachar) 118, 134 A. 1.
Ellenhard 313—315.
Elsaß 422f.
Emeritaner 121f.
Engelfride, Mutter Einhards 2.
Engern 94.
England 145, 169, 184, 280, 297.
Erbach 56, 209f., 212, 214, 230 bis 234, 240f., 427; Grafen Eberhard, Georg Albrecht und Ludwig Kasimir v. E. 233, 240.
Erdbeben 113.
Erdkunde 11.
Erembert 142.
Erkambald, Kanzler 25.
Erlebald v. Reichenau 194 A. 2.
Ermoldus Nigellus 101, 431.
Erzarbeiten, Erzguß s. Metallarbeiten.
Erziehungswesen 5—16.
Erzkaplan 68, 119, 126f.; vgl. Hildebald, Hilduin.
Esras 414 A. 2.
Etikette 116.
Euerdorf a. d. S. 2f.
Eugen II. 31 A. 1, 244.
Ewans-Lombe 184.
Eynaerdstrieft 145.

Fachwerkbauten 211, 280.
Fahnen 274.
Fälschungen 31 A. 1, 182 A. 1, 188 A. 2, 352.
familia 139, 141.
Färben 142.
Fardulf v. St. Denis 194 A. 4, 434.
Fasten 92, 251, 264f.
Fegefeuer 371.
Feindesliebe 336.
Feldgraswirtschaft 212.
Ferientage 14.
Ferrières s. Servatus Lupus.
Fieber 248.
Filimar 328.
Firmin, hl. 357.
Fischen 238.
Flaccus Verrius 22, 37.
Fläminger 145.
Flandern 145, 427.
Florus v. Lyon 176.
Folkwin (v. Worms) 127.
Fontanelle (St. Wandrille) 79,

137, 156, 171, 236, 431; vgl. Ansegis.
Formular(bücher) 150, 235f.
François 186.
Franken 5, 15, 145, 422f.; -reich 311—313, 319, 366, 368, 370 bis 386, 421—425.
Frankfurt 17, 145, 283, 343, 423, 425f., 430.
Frankreich 145, 169, 171, 187 bis 189, 280.
Franz I. v. Frankreich 189.
Frauen, gottgeweihte s. Nonnen.
Freie, Freigelassene 140, 164f.
„Freie Künste" s. Artes lib.
Freilassung 140, 164f.
Freising 171.
Fridamund, Sachse 94.
Fridolin, hl. 196.
Fridugis v. St. Martin 235 A. 2. 435;
Friedrich I. 79, 115, 171, 182 A. 1.
Friedrichsruh 186.
Friesland 145, 421.
Fritzlar 137, 153, 168, 383.
Fronhofswirtschaft 141.
„Frührenaissance", karling. 35.
Frumold 156f.
Fulda 1, 3—6, 9, 11, 15—17, 64, 82, 100, 129—132, 141, 159, 171, 229, 242f., 370f., 388, 396, 399—401, 409, 411, 414—416, 418 A. 1; vgl. Baugulf; Brun; Hrabanus Maurus; Ratgar; Sturm(ius).
Fulrad v. St. Denis 187, 192.
Fürstenau, Schloß, 214, 216, 230f., 240.
Fuß, röm., 220 A. 1.

Gabriel, hl. 317, 370f., 420.
Galizien 94.
Gallien 399.
Gallikanismus 188 A. 2.
Gandersheim, Evangeliar v. G. 86.
Gangelt 122—124.
Gänse 211.
Gebet, -sverbrüderungen 194, 196, 324; vgl. Kanon, Stundengebet.
Gebhard, Graf 424.
Geboin 125, 129 A. 1.
Geiblingen 234.
Geisteskrankheiten 285, 292—294, 298.
Geldstrafen 162f., 301.
Gellius, A. 400, 414.
Gelübde 247, 286, 290, 387.
Genf 157, 259.
Genofeva 67.
Gent, St. Bavo 137—139, 142 bis 145, 150f., 166f. A. 1, 259, 367, 375f., 383, 390, 392.
Geographie s. Erdkunde.
Geometrie 8, 10f.
Georg v. St. Salvius 132.
Gerberei 142.
Gerbert, Dienstmann Einhards 155.
Gerlaicus v. Reims 360.
Germanen 210.
Gerisprenz 272.
Gerward, Bibliothekar 27, 82, 122, 124, 129, 168, 170, 274f., 304—306, 377, 435.
Gesang 7, 98.
Geschichtschreibung 32—36.
Gespinste 145.
Getreide 153, 282, 319.
Gewebe 142, 145, 282.
Gewerbe s. Industrie.
Gichtbrüchigkeit 272, 285f., 332.
Giesel 5.
Gisalbert 314f.
Gisela, Tochter Karls d. Gr. 41, 428.
Gisela, Tochter Einhards (?) 426, 428.
Glaubensbekenntnis 6.
Glossare 10.
Godeskalk v. St. Gallen 6.
Godeskalk, Miniaturmaler 30.
Godeskalk v. Seligenstadt 288.
Goldschmiede(kunst) 64, 80, 111.

Gottesdienste (hl. Messe) 273, 300, 333f., 387; vgl. Kanon. Stundengebet.
Gozbert, Abt, 167.
Grammatik 8—10, 20, 35, 87, 100, 398.
Grammatiken 9, 99.
Gregor I. d. Gr. 355.
Gregor IV. 256, 363.
Gregor v. St. Salvius 392.
Grenzbeschreibung 212, 239 A. 1.
Griechen, Griechisch 36, 395, 414.
Großostheim 43.
Grund(Guts-)herrschaften 137, 141, 212—214, 230—239, 279, 344.
Gundhard 162.
Guntbald, Mönch 380.
Gurken 416.
Gürteln 282, 334.
Gußofen s. bei Aachen: Gußstätte.
Gußwerke s. Metallarbeiten.
Gutsherrschaften s. Grundherrschaften.
Gymnäzeum 235.

Habakuk, hl. 315.
Hadrian I. 30, 31 A. 1, 93, 105f., 249, 251 A. 1.
Hadubrand 100.
„Hafen" (Sandhofer-Fahrt) 259.
Hagiographie 353.
Haibach 163.
Hairardus, Mönch 194f., 198.
Hairhardus, Mönch 194f., 198.
Halbunziale 29.
Hanau 427.
Handel 145, 281f.
Harfe 98.
Hartmud v. St. Gallen 6.
Hartnid, Enkel Karls d. Gr. 54.
Harun al Raschid 133.
Harz 206.
Hatto, Graf 301, 424.
Haufendorf 211.
Heerbann(geld) 139, 162, 166.
Heidentum, Reste d. H. 312.
Heiligen- u. Reliquienverehrung 109f., 123, 147, 151, 227—229, 242—275, 280, 282f., 299, 302, 306—308, 314—341, 352—359, 362—365, 369, 390—392, 402, 415.
Heiligenstadt 302 m. A. 3.
Heilkräuter 291.
Heinrich III. 55.
Heldengesang 100.
Helisachar s. Elisachar.
Helperikus 43.
Herennius 399 A. 1, 400.
Herstelle 94.
Hermes, hl. 299, 363—365.
Hessen 5, 15, 137.
Hetti v. Trier 384, 390f.
Hieronymus, hl. 389, 395, 399 A. 1, 404.
Hilarische Oden 37, 98, 432.
Hilarius, hl. 194f., 197 A. 5, 433.
Hildebald v. Köln 31 A. 1, 68.
Hildebert 161.
Hildebrand(slied) 100.
Hildegard, Gem. Karls d. Gr. 114.
Hildesheimer Domtüren 74.
Hilduin v. St. Denis, Erzkaplan Ludwigs d. Fr. 31 A. 1, 34f. A. 1, 36 A. 1, 68, 119, 127f., 160 A.1, 187, 193—197, 199f., 235 A. 2, 244, 248, 257, 320 bis 333, 337, 356, 362, 368, 381, 435.
Hilduin, Erzkaplan Karls d. K. 418 A. 2.
Hiltfrid 268, 293f., 328.
Hiltrud, Tochter Karls d. Gr. 41.
Hippo 389.
Hochöfen 81.
„Hochrenaissance", karling. 35.
Höchst 238, 286, 292, 319.
Hof, -leben, -gesellschaft, 18—33, 37—47, 50—55, 60—62, 92 bis 101, 116—133, 310—312, 317f., 320f., 324, 326 (vgl. auch bei Einhard: „Einhard am Hofe Karls d. Gr." u. „Einhard am

Hofe Ludwigs d. Fr." sowie b. Aachen: „Pfalz").
Hofbibliothek(ar) 27—32, 116, 124.
Hofdichter 37—47.
Hofgeistlichkeit 68.
Hofkapelle 68; vgl. b. Aachen: „Marienkirche".
Hofschule 20—24, 27, 119; vgl. Akademie.
Holland, Holländer 145, 234.
Holz 344; -bauten 107, 211f., 280.
Homburg 290.
Homer 46; H. als Pseudonym 22, 37, 54.
Honig 143.
Horaz 22, 397.
Hörige u. Freie 49, 140, 162, 164f., 213, 279, 301.
Hornbach 292f.
Höxter 94.
Hrabanus Maurus v. Fulda 2, 5, 11, 69, 78, 131, 162, 204, 393, 399, 411, 414, 425, 431.
Hroutlouc 154.
Hruodlang 265.
Hruodrad 161f.
Hruotbert Graf, 125.
Hug, Graf 126.
Hühner 211.
Hülsenfrüchte 153.
Humbert 155.
Hun 248—251, 254—257, 322 bis 324, 327f.
Hunno 301.
Hyazinth 294f., 363—365.

Jagd 312, 329, 334.
Jahrbücher s. Annalen.
Jahrmärkte 143, 282.
Jakob (v. Langres?) 143.
Jeremias 420.
Jerusalem 59, 69f., 147, 395; Omar(Felsen-)moschee 70.
igulus 157.
Ilias 37.
Imma 48—58, 128, 199, 208, 213, 216, 235, 240, 266, 284f., 359f., 402—408, 410, 415, 417, 425 bis 428, 433.
Immunität 138f.
Inden 117.
Industrie 142, 145, 232—235, 281f.; vgl. Kunsthandwerker.
Ingelheim 81, 124, 426.
Inquisitionsverfahren 125.
Jonas, Prophet 420.
Jonas v. Orleans 358.
Josaphat 382.
Irmingard, Gemahlin Ludwigs d. Fr. 131.
Irrsinn 285, 292—294, 298.
Israel, Bundesheiligtum s. Stiftshütte.
Italien 29f., 61, 71, 88, 91 A. 1, 101, 103—106, 169, 219, 248, 258f., 262, 270 A. 1, 357, 368, 373f., 378, 381, 411.
Juden 154f.
Judith, Gem. Ludwigs d. Fr. 126, 131, 282f., 334, 368f., 371f., 374—376, 422.
Jugendspiele 14f.
Julius II. 106.
Jupiter 107.
Justin 24, 176.
Juvencus 45.

Kanoniker 192.
Kanon. Stundengebet 12, 283f., 286.
Kanonissinnen, Nonnen 284, 286, 361.
Kanzlei 20, 118.
Kapitularien 23, 82, 97, 132.
Kapuze 386.
Karl d. Gr. 16—24, 26—34, 37 bis 47, 50—54, 56—62, 66—68, 70f., 73, 76—78, 80—84, 89 bis 106, 110f., 113—119, 130, 133, 136, 138, 147, 157f., 171 bis 187, 188 A. 3, 204, 214, 310f., 331, 346, 350f., 366, 380, 384, 398, 401, 416f., 425f., 428f., 432; Reiterstatuette Karls d. Gr. 105, 179—186.

Karl, Sohn Karls d. Gr. 41, 101f.
Karl d. K. 368, 418 A. 2, 422f.
Karl Martell 114, 136.
Karlinger, Familiengruft 114.
Karlmann 178.
Karlshafen 94.
Karolus magnus et Leo papa 39 bis 47.
Karthago 40.
Käse 142, 154.
Kassel 100.
Katakomben 109f., 225—229, 245, 250, 355, 363; Cömeterien d. S. Callisto 109, 228; d. S Hermes 228; Ad duas Lauros 228.
Kattunweberei 235.
Kaufleute 281f.
Kaulbach, Fr. 90.
Kerzenprobe 317.
Kilian, hl. 229.
Kirche, fränk. 312, 358.
Kirchenfeste 282.
Kirchengesang 7.
Kirchenväter 389, 398, 405, 415.
Kirschbäume 416.
Klassen (d. Schule) 12.
Klass. Literatur s. Antike.
Kleinkunst s. Kunsthandwerk.
Klosterbücherei 9f.; vgl. auch Büchereien.
Klostergarten 15, 416.
Klosterschule 5—16, 37.
Klosterwesen, Reform 117f., 130, 146f.; vgl. Mönchsleben.
Knöpfe 282.
Koblenz 391.
Kolmar 382.
Köln 160 A. 1, 280f., 299f., 363; vgl. Hildebald.
Komet 370, 418—420.
Kompletorium 14.
Komputus 11.
Königsboten 97, 126, 139, 166.
Konrad v. Lorsch 240.
Konstantin d. Gr. 31 A. 1, 106, 133, 134 A. 1.
Konstantin VI. 54.
Konstantin. Schenkung 31 A. 1, 134 A. 1.
Konstantinopel s. Byzanz.
Körperl. Ertüchtigung 6, 14f.
Korsika 59.
Kranke, Krankheiten 113, 145, 248, 272, 280f., 285—301, 319, 332, 339, 360, 366—369, 375f., 379, 390, 403, 425.
Kreiseln 15.
Kreuz(esverehrung) 310, 356; Schrift über die K. 393—396, 401, 409.
Kriegsdienstpflicht 139, 162.
Krist 6.
Kronenberg, Joh. Schweikard v., 427.
Kryptenanlage 223, 225—229, 261.
Kukulle 386.
Kunstgewerbe (=handwerk) 63, 68, 71—83, 85, 88, 105; vgl. Metallarbeiten sowie bei Aachen: „opera reg.“ und „Kunstgewerbeschule“.
Künstlerbildnis 201—205.
Kürbisse 416.

Lahme, Lähmungen, 272, 285, 297, 332, 339, 390.
Laienäbte 136—147.
Lambert, hl. 361.
Lanaeken 154.
Landulf 337f.
Langobarden 19, 104, 109, 133.
Langres 143, 357.
Laon 148—151.
Latein 7—10, 16, 20, 35, 44—47, 173—176, 179, 287f., 319f., 349f.; vgl. Antike.
Lehen 129, 153, 155—159, 161, 166, 256, 367, 378, 383.
Lehrfächer 6—11.
Leibeigene s. Hörige.
Leinwand 142.
Lenoir, Alb. u. Alex. 183.
Leo III. 31 A. 1, 42, 45 A. 2,

46 A. 3, 88, 90f., 94—96, 106, 108f., 181.
Leseübungen 7.
Liber pontif. 31.
Lieferungsverträge 343f.
Ligaturen 191, 200, 202.
Lilien 416.
Limes 210.
Lioba, hl. 243.
Liutgard, Gem. Karls d. Gr. 41, 46 A. 3.
Liuthard 142.
Livius 24, 176, 389.
Lohrsdorf 137, 333.
Loire 421.
Lorsch 50, 53—56, 212f., 239f., 266f., 429.
Lothar, Sohn Ludwigs d. Fr. 131, 155—159, 178 A. 1, 368f., 372—375, 377—383, 423, 435.
Lucan 22, 45.
Ludwig d. Fr. 18, 54, 101f., 116 bis 122, 124—135, 138f., 156. bis 158, 169, 171, 197, 207f., 210, 256, 279, 282, 311, 316, 318, 320, 324, 331—334, 340, 342—344, 366—378, 380—386, 417—419, 422—426, 431, 435; vgl. Hilduin, Erzkaplan L.s d. Fr.
Ludwig d. D. 157f., 344, 368, 380, 422—425.
Ludwig VI, VII, IX. v. Frankreich 188.
Ludwig v. St. Denis 54.
Ludwig I. v. Hessen 427.
Ludwigsdorf 333.
Lügenfeld 382, 422.
Lull v. Mainz 243.
Luniso 252, 256, 323, 326—328.
Lupus s. Servatus.
Luther, Notar Einhards 212.
Lüttich 280f., 361.
Luxeuil 83.
Luzifer 208.
Lyon 155, 196 A. 1, 356f.
Lys 137.
Maas(gau) 122, 145, 421.
Maastricht, Servatiuskloster 128, 137f., 140, 143, 145, 153f., 166 A. 1, 259, 306, 362, 367, 375, 390, 392.
Mailand, St. Ambrogio 88, 204.
Maine 54.
Main(gau, -tal) 1, 3, 57, 145, 207f., 237f., 267, 270, 272, 277—283, 302, 304, 343, 368, 415, 425f.
Mainz 54, 159, 161, 231, 240, 243, 281f., 299, 341f., 344, 427; Domtüren 74; Rheinbrücke 113; St. Martin 163; St. Alban 363.
Makrinus, Sachse 94.
Malerei 81f., 97.
Malmesbury 55.
Manteuffel, Frh. v. 185.
manumissio 140.
Maria, hl. 80, 83, 115, 265, 277.
Marius, hl. 315.
Marktrud, Nonne 286, 361.
Markward v. Prüm 411f.
Mars (Gestirn) 100.
Martial 22.
Martha, hl. 315.
Martin, hl. 66f., 271.
Martin, Abt 351.
Marzellin, hl. und Petrus d. Exorzist 38, 78, 122f., 154, 166 A. 1, 204, 244, 251 bis 255, 261—263, 274, 278, 280f., 286—290, 292, 298—302, 304, 307, 310, 314, 316f., 320 bis 322, 324, 327f., 330—335, 337 bis 340, 347, 350—353, 361 bis 363, 365, 367, 370, 376, 379, 387, 390f., 402, 404, 425, 429.
Mathemat. Fächer 8, 10f.
Matthias v. Vendôme 188.
Matutin 12, 315.
Mauren 19, 133.
Maurer, Mauertechnik 222—224, 344.
Mazarin 188.

Meginfrid 140.
Megitod, Sachse 94.
Mehl 154.
Meier 141.
Meineid 313.
Menalcas 22.
Menschendarstellungen (in der Kunst) 110, 190, 201—205.
Mergentheim 155.
Merida 121.
Messen, Jahrmärkte 143, 282.
Metall(Erz-)arbeiten, Metallurgie, Erzguß, Eisenschmiede 63, 67, 71—77, 80—82, 88, 104, 111, 180, 192f., 201, 232f., 238, 428.
Metrik 10.
Metz 181—183, 185f., 433; St.-Arnulfs-Kloster 114; vgl. Amalar, Arnulf, Drogo, Odo.
Michael, hl. 208f., 229.
Michelstadt i. O. und Steinbach 56, 137, 147, 206—217, 223, 229, 229—242, 260f., 265 bis 271, 274, 279f., 321, 341, 353; Einhardsbasilika daselbst 206, 214—231, 242, 245, 261—263, 347.
Miltenberg 206.
Milzschmerzen 145, 367, 375.
Miniaturmalerei 30, 118.
Minuskel 29.
missi dominici s. Königsboten.
Mißwachs 313.
Mittelrhein 216.
Modelle 83, 85f.
Modoin v. Autun 20, 37, 43.
Monatsnamen, deutsche 99.
Mönchsleben, -kleidung 12—14, 386f.
Mondfinsternisse 113.
Mord s. Totschlag.
Mosaiken 81, 112.
Mosbach b. Aschaffenburg 49, 272.
Moses 373.
Mulinheim s. Seligenstadt bei Aschaffenburg u. Untermulinheim.
Mümling 213—215, 217, 231, 237—239.
München 90.
Mundsperre 290f.
Musik(unterricht) 7f., 10.
Muskelschwund 281, 285.

Nadeln 282.
Napoleon I. 115, 183.
Narbonne 357.
Nardelchen, Nardulus 26.
Naso 20, 37, 43.
Naturwissenschaften 11.
Nazarius, hl. 266.
Neckar 259f. A. 2.
Nehemias 22.
Nepos, Cornelius 24, 35.
Neptun 277.
Nervenleiden 285, 299, 334, 390.
Neuenahr, H. v. 170, 429.
Neues Testament 69, 81.
Nibelungenhort, Sage vom 66.
Niddagau 290, 292, 319.
Niederlande 145.
Nierenschmerzen 145, 367, 375.
Nimwegen 380—382.
Ninive 420.
Nithard 54, 331, 352.
Nokturn 12.
Non 13f.
Nonnen, Kanonissinnen 284, 286, 361.
Nordhumberland 19.
Nordsee 421.
Normannen 67, 80, 151, 420 bis 422.
Noten (Musik-) 7.
Noyon 64, 138.
Nürnberg 182f., 185.
Nutzpflanzungen 416.

obedientiae 197 A. 4.
Oberitalien 71, 104.
Obermulinheim s. Seligenstadt b. Aschaffenburg.
Obstbäume 416.

Odenwald 1, 57f., 206—208, 210, 213, 216, 233, 238f., 260, 265 bis 267, 270, 280.
Odilo v. St. Medard 428.
Odo v. Metz 63.
Offenbarungen s. Visionen.
orare u. adorare 394f.
Orgel 132.
Orient, Einfluß d. O. 118; vgl. Byzanz.
Oriflamme 187.
Orleans 396, 418 A. 2; vgl. Theodulf, Jonas.
Orosius 176.
Orthographie 10.
Orville 383.
Ostertafeln 33, 412.
Osterwieck 302 A. 3.
Ostheim b. Aschaffenburg 271f.
Osulf 25.
Otbert 163, 302.
Otfried v. Weißenburg 6.
Otgar v. Mainz 159, 161.
Otmar, Kleriker 143.
Otto v. Freising 171.
Ovid 22, 24, 45.

Pader(born) 42, 94—96.
Paliotto 88.
Pallium 128.
Paris 65, 67, 115, 137f., 148f., 184, 189, 202, 235, 418 A. 2, 433; Museum Carnavalet 179, 184.
Parma 19.
Paschal I. 75, 355.
Pater noster 6.
Paul I. 109.
Paula hl., 395.
Paulus hl., 189.
Pavia 20, 104, 137, 181, 256 bis 259, 323, 356; Standbild des Regisol 104; St. Johannes d. T. 256, 323.
Pelzwaren 282.
Perser 22, 133.
Perpetuus v. Tours 66.
Peter IV. v. Seligenstadt 426.
Petersilie 416.
Petrus, Apostelfürst 109.
Petrus d. Exorzist hl., s. Marzellinus, hl.
Petrus v. Pisa 20, 27.
Pflanzensamen 144.
Pflaumenbäume 416.
Philo 382.
Philologie 28, 318, 412f., 416; vgl. Antike u. Latein.
Philosophie 388, 416.
Pippin d. Jüngere 114, 187.
Pippin d. Mittlere 114.
Pippin, Sohn Karls d. Gr. 30, 95, 101f.
Pippin I. v. Aquitanien 368, 380, 383.
Pippin II. v. Aquitanien 418 A. 2.
Pisa s. Petrus.
Plastik 71, 85; vgl. Kunstgewerbe.
Plektrude, Gem. Pippins d. M. 114.
Plinius 405.
Plumgau 213.
Plumpsack 15.
Po 258.
Poëta Saxo 171.
Poitiers 136; St. Hilaire-le-Grand 67, 195—198, 199 A. 1, 201, 434.
Poppo, Graf 128, 301f., 424.
Porcien 270.
Porträt, künstlerisches 31, 179 bis 181, 190f., 201—205; literarisches 31, 177, 179, 181, 204.
Prädestinationslehre 6.
Prim 12.
Priscian 9.
Properz 22.
Proserpina 110, 115.
Prosper 287f.
Protus, hl. 294f., 363—365.
Prudentius 22, 24, 45.
Prüm 411.
Psalmen 7, 294, 338, 395.
Psalmody 358.

Pseudonyme 22.
Pseudoturpin 182.
pueri oblati 5, 14.
Pyrenäen 19, 132.

Quadrivium 8, 10f.
Quierzy 96, 126, 134, 138.

Ragnegisel 105.
Rahewin 171.
Rainald v. Dassel 182 A. 1.
Ratgar v. Fulda 82, 129.
Rationalismus 358.
Ratleik, Sekretär Einhards 247 bis 259, 261f., 266f., 298f., 315—318, 322f., 326—328, 347, 356.
Rätsel 15, 21.
Raub 313.
Ravenna 61f., 70f., 105f.
Rechtsgeschichte 82, 132.
Refektorium 13, 415.
Reginbald 247—249.
„Regisol" (Ragnegisel?) 104, 181.
Reichenau 59, 170, 194, 196, 429, 433f; vgl. Walahfrid.
Reichsannalen 33—36, 104, 177f.
Reichsapfel 61, 114.
Reihendörfer 211.
Reims 96, 133, 360.
Reisen 91 A. 1, 103—110, 161, 247—249, 256—260, 268 bis 272, 305, 309, 363f., 367, 375.
Reiterstatuette (Karls d. Gr.?) 105, 179—186.
Reliefs 190—192.
Religionsunterricht 6; vgl. Theologie.
Reliquien(verehrung) 109f., 123, 147, 151, 227—229, 242 bis 275, 280, 282f., 299, 302, 306 bis 308, 314f., 319, 321—325, 327 bis 336, 338f., 341, 352—359, 362—365, 369, 390—392, 402, 415.
Reliquienhändler 244 A. 1, 356, 363.
Renaissance, karling. 35, 67.
Rettiche 416.
Rhein(lande) 145, 158, 206, 216, 259f., 281, 306, 422f., 426.
Rhetorik 8, 10, 14, 16, 21, 87, 398f.
Rhodhaid, Tochter Karls d. Gr. 41.
Rhone 258.
Richelieu 188.
Rikulf v. Mainz 22.
Rinder 211.
Ringkämpfe 14.
Rodungen 5, 144, 213f.
Roland 90.
Rom 30, 31 A. 1, 34, 38, 42, 61, 88, 91, 94, 103—106, 122, 133, 134 A. 1, 161, 225, 228, 244 bis 257, 267, 274, 281, 289, 298f., 302, 322f., 325, 327, 340, 352f., 355f., 363f.; Bauten R.s 106f., 221, 225; Lateran 108; Palatin 106, 253; Peterskirche 90, 107f., 225; Paulskirche 107, 109; Laurentiuskirche 45 A. 2; Kirche des hl. Tiburtius 250—252, 254; Kirche der hl. Nereus u. Achilleus 225; S. Pietro in Vincolis 249, 252; S. Marco 363; S. Hermes 364; Kapelle Sancta Sanctorum 75f.; Krypta d. hl. Marzellin und Peter 251 A. 1; Via Labicana 228, 250, 252; Via Salaria 228; Via Appia 109; vgl. Katakomben.
Römer(reich, -straßen) 210, 278f., 302 A. 1, 306, 309.
Römisches Recht 140 A. 1.
Romreisen 91 A. 1, 103—110, 161, 247—249, 327, 364.
Roer, Fluß 335.
Roeremont 122.
Roriko, Graf 54.
Rosen 416.
Rotfeld b. Kolmar 382.
Rudolf v. Fulda 171.

Rufus, Curtius 24.
Ruodtrud, Tochter Karls d. Gr. 41, 54.
Saale, Saalgau 2f., 283, 426.
Sabinerberge 109.
Sabbatinus 364f.
Sachsen 17, 19, 80, 93f., 132, 171, 422f.
St. Benoit-sur-Loire 418 A. 2.
St. Cloud 137f., 433.
St. Denis 67, 114, 141, 187 bis 190, 192—198, 202, 244, 321, 433ff.; Türflügel d. Kirche v. St. D. 190—205, 434; Formularbuch von St. D. 235, 434f.; vgl. Hilduin, Ludwig.
St. Germain b. Paris 418 A. 2.
St. Hilaire s. Poitiers.
St. Martin s. Tours.
St. Maurice 258.
St. Omer 151.
St. Riquier 118, 147.
St. Wandrille 137, 147, 236; vgl. Fontanelle.
Salat 416.
Salomon. Tempel 69f., 424.
Salonnes 433.
Salver, Joh. 277.
Salz 283, 343, 426.
Samuel 22.
Sandhofer-Fahrt 259f. A. 2.
Sankt Bavo s. Gent.
Sankt Bernhard, Großer 103, 258.
Sankt Gallen 6, 39; Mönch v. St. G. 76, 428.
Sankt Salvius 132.
Saragossa 19.
Sarazenen, Araber 80, 132f., 136.
Schelde 137, 145, 151, 391.
Schmiede 80, 111.
Schneider 142.
Schnitzer 80, 111, 234.
Schola palatina 20—24, 27, 119.
Schotten(mönche) 38.
Schreiner 80.
Schrift, Entwicklung 29.
Schulbücher 9.
Schülerversammlung 13.
Schulgeld 4.
Schulwesen 3—17, 20—24, 27, 85—88, 119, 397—400.
Schusterei 142.
Schwabenspiegel 171.
Schweine 153, 155, 211, 289f.
Schweiz(er) 169, 280, 285.
Scriba, Karl 239.
Sebastian, hl. 244f., 248, 356.
Seck 302f. A. 3.
Sedulius, C. 45.
Seine 137, 236, 238.
Selbstbildnisse, Künstler-, 201 bis 204.
Seligenstadt (= [Ober-]Mulinheim) b. Aschaffenburg 49, 58, 137, 145, 147, 153, 157, 208, 237, 267—306, 308—310, 313—315, 318f., 321, 324, 326, 334, 336—348, 352f., 361, 363f., 367, 370, 376—378, 386—390, 393, 395, 400—402, 407, 409, 411, 413—417, 419, 422—427, 429; Kirchen daselbst 279, 282f., 285f., 291, 293, 298, 300, 314—316, 336 bis 338, 340—347, 365, 387, 390, 402, 415, 426.
Seligenstadt, andere Orte desg. Namens 302f. A. 3.
Semite 118.
Sens 125, 396, 398.
Servatius, hl. 166 A. 1; vgl. Maastricht.
Servatus Lupus 6, 21, 49f., 132, 170, 284 A. 1, 388, 393, 396 bis 416.
Servius, M. H. 414.
Seuchen 313, 319.
Sext 13.
Sextarius 328.
Sidonius Apollinaris 45.
Sieglinde 58.
Silberarbeiter 80, 111.
Silvester I., hl. 31 A. 1.
Simonie 312.

Singling b. Höchſt 292.
Singzeichen 7.
Sinzig b. Bonn 306f., 310, 355.
Skeptiker 360.
Skriptorium 15.
Soiſſons 248, 257, 328; St. Medard 119, 197, 200, 244, 247f., 321, 324f., 328, 331, 352f., 362, 382, 418 A. 2, 428.
Solothurn 259.
Sonnenfinſterniſſe 113.
Sonntagsheiligung 312.
Saphokles 41.
Spangen 282.
Spanien, ſpan. Mark 20, 82, 121.
Speſſart 1, 278.
Sponheim 429.
Sprache, deutſche 99, 288, 319.
Staufer 278.
Steinbach (Ort) ſ. Michelſtadt.
Steinbach (Bach) 239 A. 1.
Steinbauten 279, 341, 343.
Steinwerfen 14.
Stephan II. 108, 178; St. III. 31 A. 1; St. IV. 133.
Sternbilder 418.
Sterndeuterei 418—420.
Sternkunde ſ. Aſtronomie.
Stiftshütte 63f., 69—71, 111.
Straßburg 259.
Stundengebet, kirchliches (kirchl. Tagzeiten) 12, 283f., 286, 386f.
Stumme 285, 287f., 299, 332.
Sturm(inus) v. Fulda 5, 64, 243.
Sueton 24, 173f., 176, 178, 389.
Suger v. St. Denis 188—190.
Sulpicius Severus 176.
Syrer 118.

Tacitus 24, 176, 179.
Tafeln (in der Schule) 9.
Taſſilo III. v. Bayern 266.
Taſſilo, Propſt Einhards? 237 A. 2, 280.
Tauben 211.
Taubergau 155.
Taub(ſtumme) 285, 287f., 298f., 332, 339, 362, 390.
Taunus 309.
terrae dominicatae 146.
Terz 12f.
Teufel(sbeſchwörungen) 267, 295 bis 297, 318—321, 325, 365, 387.
„Textilinduſtrie" 235.
Thegan 171.
Theodemir v. Pſalmody 358.
Theodora, Tochter Karls d. Gr. 41, 138.
Theodorich, Palaſt d. Th. 105; Reiterſtandbild Th.s 62, 106; Grabmal Th.s 71, 106.
Theodulf v. Orleans 20, 25, 37f., 43, 77f., 98.
Theologie, Religiöſe Unterweiſung 6f., 19, 30, 100, 120, 389, 393—395, 416.
Theotous 155.
Thüringer 5, 15, 422f.
Thyrſis 22.
Tiburtius, hl. 248, 250, 252, 254f., 322, 324, 327, 352, 429.
Titus 174.
Toreutik 67, 80, 83; vgl. Erzarbeiten.
Tornow, Dombaumeiſter 185.
Totſchlag, Mord 162f., 313, 335f.
Tournai 66, 138, 158, 362.
Tours 66f., 147, 435; St. Martin 27, 235 A. 2, 385, 418 A. 2, 435.
Traumdeuterei 312.
Treiben des Metalls ſ. Toreutik.
Trier 384.
Trithemius 429.
Trivium 8—10.
Tücher, Tuchinduſtrie, -weberei 142, 145, 235, 282.
Tunika 386.
Turin ſ. Claudius v. 7.
Turpin (Pſeudo-T.) 182.

Udalrich v. Lorsch 239.
„Umstand" 101.
Unfreie s. Hörige.
Unmäßigkeit 313.
Untermulinheim 279.
Unterrichtswesen 5—24, 85—88.
Unzialen 413.
Unzucht 313.
Ursel 290.
Utrecht 421.
Uzes 357.

Vakanztage 14.
Valenciennes 145, 367, 375; St. Salvius 132, 390—392.
Vallendar 391.
Vellejus 24.
Venantius Fortunatus 22, 24, 45.
Venedig 132.
Verden 19.
Verkrümmungen 270, 285f., 297, 314, 390—392.
Vespasian 174.
Vesper 13f.
Vigil 12.
Viktorius, viktorin. Periode 412.
Villeneuve 259.
villicus 141.
Virgil 10, 21f., 24, 27, 39, 41, 45, 389, 414 A. 3.
Visé 391f.
Visionen s. Wunder.
Vitruv 84, 86.
Völkerwanderung 65, 105, 210, 279.
Volkslied, thüring. 58.
Volksrechte (leges barbarorum) 97, 174.
„Vollwort" 101.
Vorhalle u. Vorhof (b. Basiliken) 218—220, 222, 346.
Vorzeichen 113f., 418—421.
Vulfin (Wolfin) 86—88, 204, 431, 433.
„Vussin" 86, 433.

Wachs(zinse) 9, 143.
Wahnsinn 285, 292—294, 298.
Wahrsagerei 312.
Walahfrid Strabo v. Reichenau 2, 3 A. 2, 6, 11, 23, 78, 83, 92, 170, 380.
Walcheren, Insel 421.
Wälder, Roden d. W. 5, 144f., 213f.
Walken d. Tücher, Walkmühlen 142, 235.
Wallfahrten, Wallfahrer, Wallfahrtsorte, -kirchen 243f., 247, 267, 269f., 280—283, 285f., 292, 319, 324, 336, 340 bis 342, 347, 352, 356, 358, 361f., 364, 387.
Warmund, Sachse 94.
Wasseruhr 133.
Wegeverhältnisse 104f., 305, 309.
Wein 95, 307f., 319, 415.
Weinckens, Joh. 277, 429f.
Weinsberg, Weiber v. 51.
Weißenburg 6, 127, 134.
Welfen 372.
Weissagungen 301; vgl. Wunder.
Wenilo, Knecht 49.
Werdrich v. Fulda 159.
Wergeld 163.
Weringau 2.
Wertheim 206.
Wertereiba 286.
Wettläufe 14.
Wibert v. Aachen 79.
Widukind v. Korvei 171.
Wiesbaden 309.
Wiggo 318—320.
Wilddiebe 163, 301.
Wilhelm I., Kaiser 185.
Wilhelm v. Malmesbury 55.
Willibald, Priester 142.
Willibert v. Mulinheim 288 bis 290.
Williram v. Haibach 163, 302.
Winter v. Lorsch 239.
Wirtshäuser 325.
Witla, Hafen 421.

Wolfgar v. Würzburg 155.
Wolfin (Wulfin, Vulfin) 86 bis 88, 204, 431.
Worms 126—128, 344, 368, 423.
Wortspiele 21, 26.
Wulfin s. Wolfin.
Wunder, Visionen, 123f., 154, 243f., 248, 250, 262, 264—266, 268, 272f., 275, 285—302, 305 bis 310, 314—317, 330, 332, 334, 337—339, 352, 354f., 357 bis 363, 366, 370f., 390—392.
Würfelspiel 312.
Wurm, Flüßchen 334, 336.
Würzburg, St. Kilian 155; Schottenkloster 429.

Xanten 81.

York 19.

Zacharias, Papst 178.
Zahlen-Rätsel 15.
Zahnschmerzen 391f.
Zauber(ei, -sprüche, -säfte) 291, 312.
Zehnten, kirchliche 312.
Zeremoniell 116, 122.
Ziegeln, Ziegeleien 84f., 144, 222f., 233f., 238, 345.
Zierpflanzen 416.
Ziffern-System 11.
Zimmerleute 111, 344.
Zinsleihe 146.
Ziseleure 80.
Zittern, nervöses 285f., 300.
Zorobabel 147.

22. V T. Ive

ler- und
n #• 9876

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
59 QUEEN'S PARK CRESCENT
TORONTO — 5, CANADA

•9876